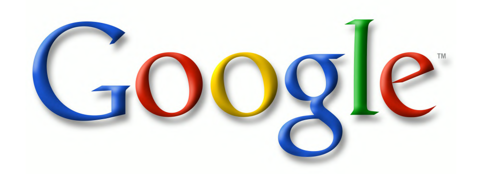
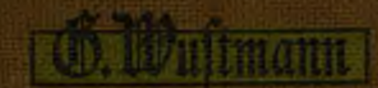
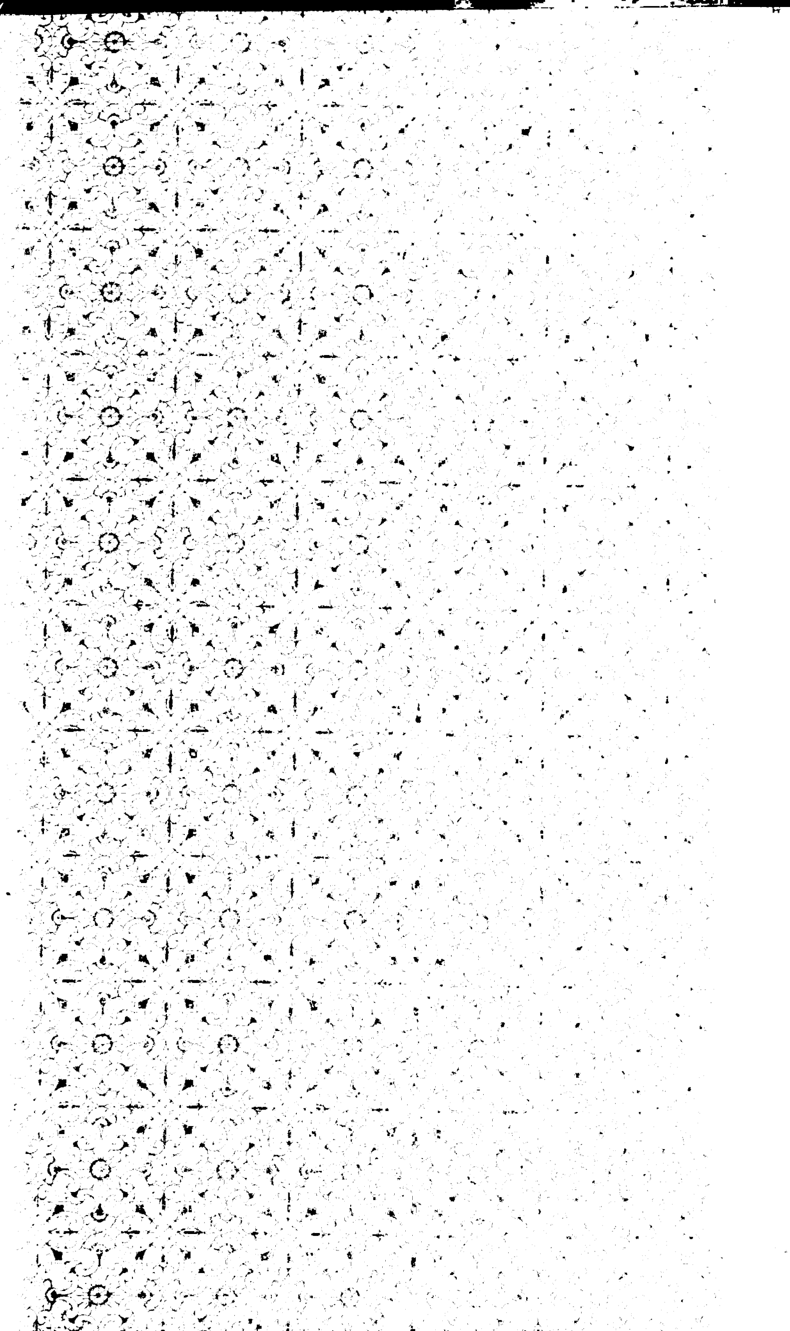


Allerhand Sprachdummheiten




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




LEMCKE & BUECHNER
812
BROADWAY.
NEW YORK

Allerhand Sprachdummheiten

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik
des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

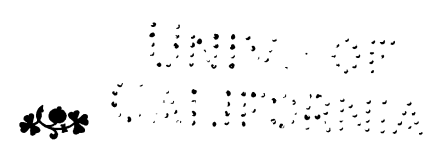
Ein Hilfsbuch für alle
die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

Von

Gustav Wustmann

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Gellert

Zweite, verbesserte und vermehrte Ausgabe



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1896

IN MEMORIAM

J. Henry Senger

Vorwort

Dies kleine Buch, das ich vor sechs Jahren geschrieben habe, nur weil es endlich einmal geschrieben werden mußte, und weil ich sah, daß es kein andrer schrieb, hat eine Wirkung gehabt wie wenig Bücher: es war in kurzem in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet, sein Titel wurde zum geflügelten Wort, es fand den begeistertsten Beifall wie den heftigsten Widerspruch, es rief eine ganze Litteratur hervor, es wurde nachgeahmt bis auf Äußerlichkeiten, es wurde sogar parodirt, und damit auch der Humor nicht fehlte, wurde die Parodie von gelehrten Leuten für ernst genommen.

Für die vorliegende neue Ausgabe habe ich das Buch mit Zustimmung des Verlegers einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen. Der Stoff ist besser und richtiger angeordnet als früher; die drei Abschnitte „Zur Formenlehre," „Zur Wortbildungslehre" und „Zur Satzlehre" haben jeder etwas an den neu hinzugekommnen vierten Abschnitt „Zum Wortschatz und zur Wortbedeutung" abgegeben, die 150 Kapitel der ersten Auflage sind auf 173 vermehrt, dafür ist der lange Herzenserguß, der die erste Auflage als „Einleitung" eröffnete, und worin ich unsre heutigen Sprachzustände zu schildern und ihre Ursachen zu zeigen versucht hatte, weggefallen, zu den vielen unfreiwilligen Mitarbeitern des Buches aber hat sich diesmal eine Anzahl freiwilliger gesellt, denn die große Masse von Zusendungen, die mir das Buch eingetragen hat (Fragen, Wünsche, Bedenken usw.), ist in monatelanger Arbeit

gesichtet und was mir davon brauchbar erschien und mich überzeugt hat, gewissenhaft und dankbar benutzt worden.

Drei Männern schulde ich besondern Dank, die, jeder auf seine Weise, mit der Sprache gerungen hatten wie ich, und die mir deshalb am besten nachfühlen konnten: August Schmits,*) dem Chefredakteur der Kölnischen Zeitung, Otto Gildemeister, dem feinfühligen Übersetzer Byrons und Dantes, und Otto Bähr, dem Meister in der klaren und volkstümlichen Behandlung juristischer Fragen. Damit sind zugleich die Kreise bezeichnet, von denen ich überhaupt am besten verstanden und am meisten gefördert worden bin: Journalisten, Schriftsteller und Juristen. Nur wenig dagegen — so leid es mir thut, es sagen zu müssen — hat mich die Fachwissenschaft gefördert. Die hat sich meist aufs hohe Pferd gesetzt, nach einzelnen Irrtümern und Fehlern gespäht, für Wesen, Ursprung und Absicht meines Buches aber nur zum Teil Verständnis gezeigt. Zwei Männern bin ich aber doch auch hier zu Dank verpflichtet: Raimund Halatschka in Wien und Theodor Gartner in Czernowitz. Beide haben mich, obwohl zur „Zunft“ gehörig und mir persönlich ganz fremd, rein um der Sache willen und aus Gerechtigkeitssinn gegen ungerechtfertigte Angriffe in Schutz genommen.

Man hat gesagt, ich vertraute zu viel auf mein Sprachgefühl und wollte das andern aufnötigen, Sprachgefühl aber sei doch nichts weiter als Sprachgewohnheit. Das ist ein Irrtum. Was man Sprachgefühl nennt, ist allerdings vor allem das Ergebnis der Spracherfahrung, wie alles Kunstgefühl Ergebnis der Kunsterfahrung ist. Aber es ist doch noch etwas mehr als das: so mancher hat mit dreißig Jahren ein feineres und richtigeres Sprachgefühl als ein andrer mit sechzig; ja man kann sogar ein gelehrter Philolog sein und —

*) Die Schrift von August Schmits: Der Kampf gegen die Sprachverwilderung (ursprünglich in der Kölnischen Zeitung erschienen) ist das Beste, was zur Ergänzung meines Buches erschienen ist. Gildemeister und Bähr haben mich durch umfängliche handschriftliche Zusendungen erfreut.

gar kein Sprachgefühl haben. Gewiß handelt es sich in diesem Buche zu drei Vierteln um Geschmacksfragen. Meinen Geschmack aber jemand aufdrängen zu wollen, fällt mir gar nicht ein; wer mir folgen will, der thue es, wer nicht will, der lasse es. Ich will aber doch nicht verschweigen, daß die Wirkung dieses Buches oder einzelner Kapitel daraus bei vielen Lesern folgenden Verlauf genommen hat: Verblüffung — Entrüstung — heftiger Widerspruch — Überlegung — schwächerer Widerspruch — Trotz (nun gerade nicht!) — eigne Beobachtung — Zweifel — widerwillige Zustimmung — rührende Folgsamkeit.

Die deutliche und derbe Sprache des Buches zu ändern bin ich weder imstande noch gewillt gewesen, obgleich sich einzelne daran gestoßen haben. Wie jemand Spracherscheinungen gegenübersteht, das ist eben nicht bloß Sache der Kenntnis und des Geschmacks, es ist auch Sache des Temperaments. Froschnaturen haben gut „objektiv" sein, Vorsicht und Besonnenheit predigen, Fehler und Dummheiten in Schutz nehmen und „erklären." Wer rechtschaffen liebt und haßt, der kann nicht ruhig mit ansehen, wie täglich schönes, wertvolles Sprachgut weggeworfen wird wie ein alter Handschuh und durch Schund- und Schandzeug aus den Geisteswerkstätten halb- und viertelgebildeter Sprachkonfektionäre ersetzt wird. Lebten wir in einer Zeit unerträglicher Sprachpedanterie, so wäre vielleicht einmal zur Abwechslung etwas Gehenlassen am Platze. Wir leben aber in einer Zeit der ärgsten Sprachverwilderung. Da noch den kühlen „wissenschaftlichen" Beobachter zu spielen hat doch wahrlich keinen Sinn; es wäre gerade so, als wenn sich der Gärtner mit dem Handbuch der Botanik und dem Mikroskop in der Hand in einen verwilderten Garten setzen wollte. Das Mikroskop thuts nicht, die Schere thuts. Es wird die höchste Zeit, daß neben die beschreibende Grammatik wieder die gesetzgebende tritt.

Leipzig, im Oktober 1896 G. W.



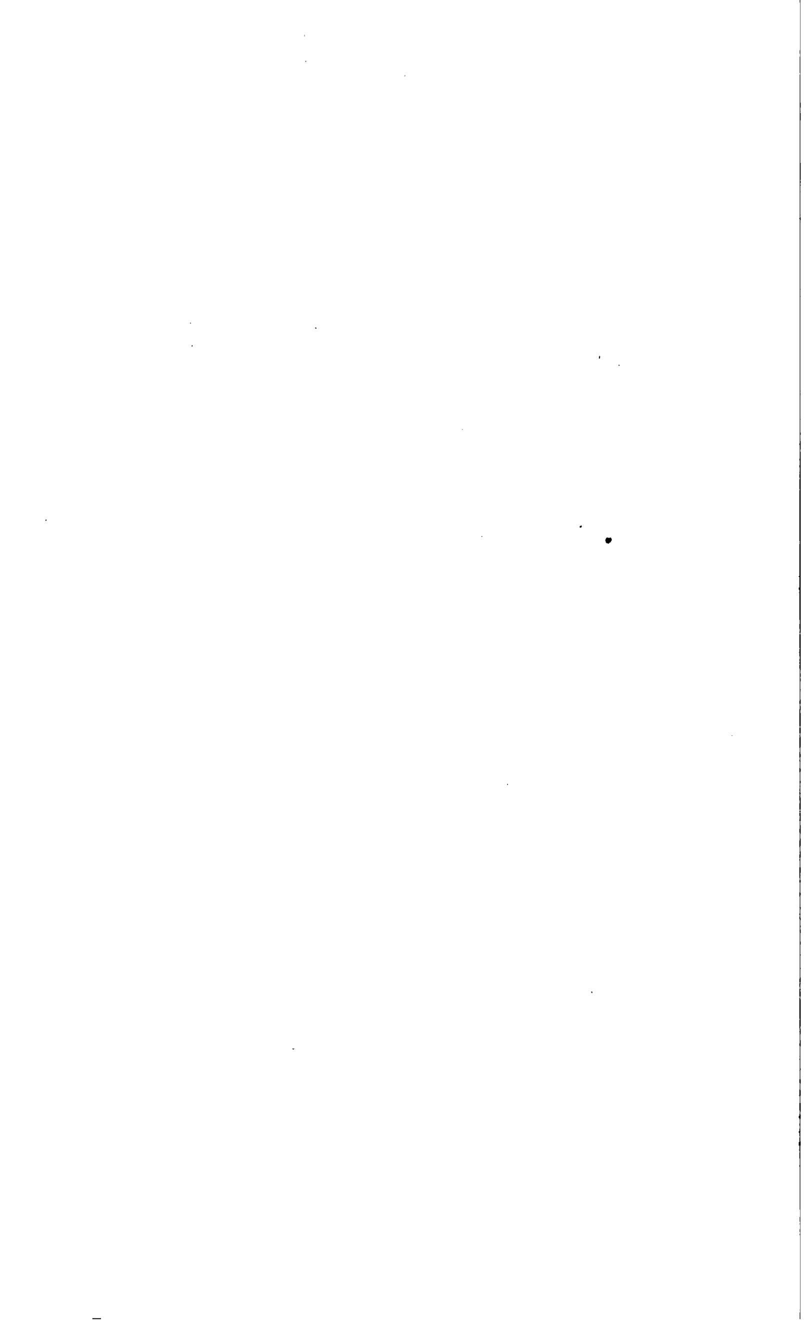
Inhaltsverzeichnis

Zur Formenlehre

Zum Wortschatz und zur Wortbedeutung



Zur Formenlehre



Starke und schwache Deklination

Bekanntlich giebt es — oder wir wollen doch lieber ehrlich sein und einfach sagen: es giebt im Deutschen eine starke und eine schwache Deklination. Unter der starken versteht man die, die die (du würdest wahrscheinlich schreiben: diejenige, welche die) größere Triebkraft hat und daher einen größern Formenreichtum und größere Formenmannichfaltigkeit erzeugt hat. Sie hat in der Einzahl im Genitiv die Endung es, im Dativ e, in der Mehrzahl im Nominativ, Genitiv und Akkusativ die Endung e (bei vielen Wörtern männlichen und sächlichen Geschlechts er), im Dativ en (ern). Die Stammvokale a, o, u und der Diphthong au werden dabei in der Mehrzahl gewöhnlich in ä, ö, ü, äu verwandelt, was man den Umlaut nennt.*) Unter der schwachen Deklination versteht man die, die eine geringere Triebkraft hat und daher formenärmer ist. In der schwachen Deklination haben alle Kasus der Einzahl (mit Ausnahme des Nominativs) und alle Kasus der Mehrzahl die Endung en. Die schwache Deklination hat auch keinen Umlaut. Zur starken Deklination gehören Wörter männlichen, weiblichen und sächlichen, zur schwachen nur Wörter männlichen und weiblichen Geschlechts. Die Wörter weiblichen Geschlechts verändern in beiden Deklinationen nur in der Mehrzahl ihre Form.

Zur starken Deklination gehören z. B. der Fuß,

*) Die Bezeichnungen starke und schwache Deklination sind ebenso wie Umlaut von Jakob Grimm erfunden.

die Hand, das Haus; zur schwachen der Mensch, die Frau.*)

Im Vergleich zu dem großen Reichtum unsrer Sprache an Hauptwörtern und der großen Mannichfaltigkeit, die innerhalb der beiden Deklinationen besteht, ist die Zahl der Fälle, wo heute Deklinationsfehler im Schwange sind oder wo sich Unsicherheit zeigt, verhältnismäßig klein. Aber ganz fehlt es doch nicht dran.

Namen oder Name?

Bei einer kleinen Anzahl von Hauptwörtern schwankt der Nominativ zwischen einer Form auf e und einer auf en; es sind das folgende Wörter: Friede, Funke, Gedanke, Gefalle, Glaube, Haufe, Name, Same, Schade und Wille. Die Form auf en ist aber eigentlich falsch. Diese Wörter gehören der schwachen Deklination an, neigen aber zur starken**): im Genitiv bilden sie eine Mischform aus der starken und der schwachen Deklination auf ens (des Namens), und von Schade hat der Plural sogar den Umlaut: die Schäden. Da hat sich nun unter dem Einflusse jener Mischform das en aus dem Dativ und Akkusativ auch in den Nominativ gedrängt.***) Da aber die alte, richtige Form überall noch daneben lebendig und im Gebrauch ist (von Schade allerdings fast nur noch in der Redensart: es ist schade), so sollte sie auch vorgezogen, also gesagt werden: der Friede von 1871. Der Gefalle (bei Lessing öfter) ist in Sachsen und Thüringen noch ganz üblich: es geschieht mir ein großer Gefalle damit.†)

---

*) Einige Wörter, wie Auge, Bett u. a., werden in der Einzahl stark, in der Mehrzahl schwach deklinirt. Diese faßt man als gemischte Deklination zusammen.

**) Mit Ausnahme von Friede und Gedanke, die im Mittelhochdeutschen (vride, gedanc) zur starken Deklination gehörten.

***) Auch der Nominativ Felsen neben Fels ist auf diese Weise entstanden; das Wort gehört ursprünglich der starken Deklination an, daher ist gegen die Dativ- und die Akkusativform Fels (Vom Fels zum Meere) nichts einzuwenden.

†) Etwas andres ist es in Fällen, wo die falsche Form die alte richtige aus dem Sprachbewußtsein schon ganz verdrängt hat, wie bei

Des Volkes oder des Volks, dem Volk oder dem Volke?

Ob in der starken Deklination die volle Genitivendung es oder das bloße Genitiv-s vorzuziehen sei, ob man lieber sagen solle: des Amtes, des Berufes, oder des Amts, des Berufs, darüber läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen. Von manchen Wörtern ist nur die eine Bildung, von manchen nur die andre, von vielen sind beide Bildungen nebeneinander üblich; selbst in Zusammensetzungen stehen der Landsmann und der Landsknecht neben dem Landesherrn und dem Landesvater. Oft kommt es nur auf den Wohlklang des einzelnen Wortes und vor allem auf den Rhythmus der zusammenhängenden Rede an: die kurzen Formen können kräftig, aber auch gehackt, die langen weich und geschmeidig, aber auch schleppend klingen, je nach der Umgebung. Ich würde z. B. schreiben: die sicherste Stütze des Throns liegt in der Liebe und Dankbarkeit des Volkes, die täglich neu aus der Überzeugung geboren werden muß, daß die berechtigten Interessen des Volks ihre beste Stütze im Throne finden.

Sehr zu beklagen ist es, daß immer mehr die Neigung um sich greift (teils von Norddeutschland, teils von Süddeutschland aus), das Dativ-e ganz wegzuwerfen und zu sagen: vor dem König, in dem Buch, aus dem Haus, nach dem Krieg, im Jahr, im Recht, im Reich, im Wald, am Meer (statt Könige, Buche, Hause, Kriege, Jahre, Rechte usw.). Abgesehen davon, daß der im Vergleich zu der ältern Zeit schon stark verkümmerte Formenreichtum unsrer Deklination dadurch immer mehr verkümmert, erhält auch die Sprache, namentlich wenn das e bei einsilbigen Wörtern überall weggeworfen wird, etwas zerhacktes. Ein

---

Braten, Hopfen, Kuchen, Rücken und Schinken, die im Mittelhochdeutschen noch brate, hopfe, kuche, rucke, schinke hießen.

einziges Dativ-e kann oft mitten unter klapprigen einsilbigen Wörtern Rhythmus und Wohllaut herstellen. Man sollte es daher überall sorgfältig schonen, in der lebendigen Sprache wie beim Schreiben, und die Schule sollte alles daransetzen, es zu erhalten. Nur wo das darauf folgende Wort mit einem Vokal anfängt, also ein sogenannter Hiatus entsteht, mag man das e zuweilen fallen lassen — zuweilen, denn auch da ist immer der Rhythmus zu berücksichtigen; eine Regel, daß jeder Hiatus zu meiden sei, soll damit nicht etwa ausgesprochen werden. *Von Hause aus* klingt sicherlich besser als *von Haus aus*.

An den Wörtern auf *nis* und *tum* und an Fremdwörtern wirkt das Dativ-e meist unangenehm schleppend; man denke an Dative wie: dem *Verhältnisse*, dem *Eigentume*, dem *Systeme*, dem *Probleme*, dem *Organe*, dem *Prinzipe*, dem *Rektorate*, dem *Programme*, dem *Metalle*, dem *Offiziere*, dem *Romane*, dem *Ideale*, dem *Oriente*, dem *Manifeste*, dem *Archive* usw Man kann nicht sagen, daß diese Formen an sich häßlich wären, denn die Plurale, die die meisten dieser Wörter bilden, klingen ja genau so; aber als Dative des Singulars wirken sie häßlich.

Des Rhein oder des Rheins?

Vielfache Unsicherheit herrscht in der Deklination der Ortsnamen. Haben sie keinen Artikel, wie die Länder- und Städtenamen, so bildet wohl jedermann einen richtigen Genitiv (*Deutschlands*, *Wiens*); bei den Berg- und Flußnamen aber, die den Artikel bei sich haben, muß man jetzt immer öfter Genitive lesen wie: *des Rhein*, *des Main*, *des Brocken*, *des Vesuv*, und ebenso ist es bei Länder- und Städtenamen, wenn sie durch den Zusatz eines Attributs den Artikel erhalten; auch da verbreitet sich immer mehr die Nachlässigkeit, zu schreiben: des *kaiserlichen Rom*, des *modernen Wien*, des *alten Leipzig*, des *damaligen Frankreich*, des *nordöstlichen Böhmen*, des erst noch

zu erobernden Jütland. Bei den Personennamen ist ja, wenn sie den Artikel haben, der Genitiv rettungslos verloren; des großen Friedrichs oder die Leiden des jungen Werthers (wie Goethe noch 1774 schrieb) getraut sich heute niemand mehr zu schreiben. Aber bei den Ortsnamen sind wir doch noch nicht so weit.

Und hoffentlich auch bei den Monatsnamen noch nicht. Wenn freilich ein bestimmter Tag angegeben wird, z. B. die Feier des 19. Oktobers, so wird wohl jetzt das Genetiv-s meist verschmäht. Aber warum soll man nicht mehr sagen: des Aprils, des Oktobers? Sie wurden doch früher alle zwölf richtig deklinirt (Klopstock: Sohn des Mais; Schlegel: Nimm vor des Märzen Idus dich in Acht).

Franz' oder Franzens? Goethe's oder Goethes?

Großes Vergnügen macht es vielen Leuten, den Genitiv von Personennamen mit einem Apostroph zu versehen: Friedrich's, Müller's. Selbst große Gelehrte sind in den Apostroph so verliebt, daß es ihnen ganz undenkbar erscheint, Goethes ohne das hübsche Häkchen oben zu schreiben. Nun ist ja der Apostroph überhaupt eine große Kinderei. Alle unsre Schriftzeichen bedeuten doch Laute, die gesprochen werden. Auch die Interpunktionszeichen gehören dazu. Nicht bloß das Ausrufe- und das Fragezeichen, sondern auch Komma, Kolon, Semikolon und Punkt, Klammern und Gedankenstriche lassen sich beim Vorlesen sehr wohl vernehmlich machen. Nur der Apostroph bedeutet gar nichts; ja er soll geradezu einen Laut bedeuten, der — nicht da ist, der eigentlich da sein sollte, aber ausgefallen ist. Ist nicht das schon kindisch? Nun ist ja aber bei diesen Genitiven gar nichts ausgefallen. Wenn man schreibt: des Müllers Esel, warum soll man nicht auch Otfried Müllers Etrusker schreiben?*)

*) Der Apostroph sollte nur da angewendet werden, wo er eine Verwechslung verhüten kann, z. B. zwischen dem Präsens liebt und dem Imperfektum liebt' (Mephisto: den liebt' er gar nicht wenig).

Nun aber vollends bei Personennamen auf s, ß, z und x — welche Anstrengungen werden da gemacht, einen Genitiv zu bilden! Die Anzahl solcher Namen ist ja ziemlich groß; man denke an Fuchs, Voß, Brockhaus, Hinrichs, Jördens, Carstens, Görres, Strauß, Brahms, Dickens, Curtius, Mylius, Cornelius, Rodbertus, Marx, Felix, Max, Franz, Fritz, Moritz, Götz, Uz, Schütz, Schwarz, Leibniz, Rochlitz, Lorenz, Pohlenz, nicht zu reden von den griechischen, römischen, spanischen Namen, wie Sophokles, Tacitus, Olivarez usw.; die Veranlassung ist also auf Schritt und Tritt gegeben. Bei den griechischen und römischen Namen pflegt man sich damit zu helfen, daß man den Artikel vorsetzt: die Tragödien des Sophokles, die Germania des Tacitus. Man ist an diese Genitive von seiner Schulzeit her so gewöhnt, daß man gar nichts anstößiges mehr drin findet, obwohl man es sofort als anstößig empfinden würde, wenn jemand schriebe: die Gedichte des Goethe. Der Artikel vor dem Personennamen ist gemütlicher süddeutscher oder österreichischer Provinzialismus (in Stuttgart sagt man: der Uhland, in Wien: der Raimund), aber in die Schriftsprache gehört das nicht; in kunstgeschichtlichen Büchern und Aufsätzen immer von Zeichnungen des Carstens und Entwürfen des Cornelius lesen zu müssen, ist doch gar zu häßlich. Ein wahrer Unglücksmensch ist der Nürnberger Maler und Kupferstecher Georg Penz. Der bekommt nicht bloß den Artikel, sondern schleppt auch noch das cz des sechzehnten Jahrhunderts für z mit sich herum: der Pencz, des Pencz, dem Pencz, den Pencz!*) Manche setzen denn nun

---

oder zwischen der Einzahl Berg und der Mehrzahl Berg' (über Berg' und Thäler). Hier bedeutet er wirklich etwas, und hier kann man ihn bei gutem Vorlesen sogar — hören!

*) Wenn man sagt: Schiller ist der Shakespeare der Deutschen, so ist das etwas andres; der Shakespeare steht hier nicht als Eigenname, sondern als Gattungsname (der größte dramatische Dichter).

auch an solche Namen fröhlich das Genitiv-s (natürlich mit dem unvermeidlichen Apostroph davor!), also: Fues's Verlag, Rus's Kaffeehandlung, Harras's Grabstein in der Thomaskirche, Kurfürst Moritz's Verdienste um Leipzig, Leibniz's ägyptischer Plan, Gabriel Max's Illustrationen zu Uhlands (oder vielmehr Uhland's) Gedichten. Noch andre — und das ist das beliebteste und das, was in Grammatiken gelehrt, in den Druckereien befolgt und wohl auch in den Schulen vorgeschrieben wird — meinen, einen Genitiv zu bilden, indem sie einen bloßen Apostroph hinter den Namen setzen, z. B. Celtes' Ausgabe der Roswitha, Junius' Briefe, das Geburtshaus Erasmus' von Rotterdam, Kochs' Mikroskopirlampe (der Erfinder heißt wirklich Kochs!), Uz' Gedichte, Voß' Luise, Heinrich Schütz' sämtliche Werke, Rochlitz' Briefwechsel mit Goethe, Olivarez' äußere Erscheinung usw. Ganz toll ist: er hält an dem Dualismus Descartes' fest (denn in Descartes ist ja das es stumm, und der Genitiv von Descartes wird ja wirklich gesprochen: karts!), noch toller das Neueste: Berlepsch' Sturz.

Sollten wir uns nicht vor den Ausländern schämen ob dieser kläglichen Hilflosigkeit? Ist es nicht kindisch, sich einzubilden und dem Ausländer, der Deutsch lernen möchte, einzureden, daß im Deutschen auch ein Kasus gebildet werden könne, indem man ein Häkchen hinter das zu deklinirende Wort setzt, ein Häkchen, das doch nur auf dem Papiere steht, nur fürs Auge da ist? Wie klingt denn der Apostroph hinter dem Worte? Kann man ihn hören? Spreche ihn doch einer! Soll man vielleicht den Mund eine Weile aufsperren, um ihn anzudeuten? oder sich einmal räuspern? Irgend etwas muß doch geschehen, um den Apostroph fürs Ohr vernehmlich zu machen, sonst ist ja zwischen Leibniz und Leibniz', zwischen dem Nominativ und dem angeblichen Genitiv, gar kein Unterschied. Nachdenklichen Setzern und Buchbindern will denn auch die Sache gewöhnlich gar nicht in den Kopf. Daher kommt es, daß man in Korrekturabzügen und auf

Bücherrücken so oft Sophokle's Tragödien, Carsten's Werke, Dicken's Romane, Friedrich Perthe's Leben und Siever's Phonetik lesen muß.

Eine gewisse Schwierigkeit ist ja nun freilich da, und es fragt sich, wie man ihr am besten abhilft. Die ältere Sprache schrieb entweder unbedenklich Romanus Haus (ohne den Apostroph), oder sie half sich bei deutschen Namen damit, daß sie (wie bei andern Substantiven, z. B. Herz, und bei den Frauennamen) eine Mischform aus der schwachen und der starken Deklination auf ens bildete, also: Fuchsens, Straußens, Schützens, Hansens, Franzens, Fritzens, Götzens, Leibnizens (vgl. Louisens, Friederikens, Sophiens). Im Volksmunde sind diese Formen auch heute noch durchaus gäng und gäbe (ebenso wie die Dative und Akkusative Hansen, Fritzen, Sophien — hast du Fritzen nicht gesehen? giebs Fritzen! —, die jetzt freilich in der Sprachziererei der Vornehmen mehr und mehr durch die unflektirte Form verdrängt werden: hast du Fritz nicht gesehen? giebs Hans), und es ist nicht einzusehen, weshalb sie nicht auch heute noch papierfähig sein sollten.*) Oder wollen wir vielleicht nun auch im Götz von Berlichingen Hansens Kü-

*) Diese schwache oder aus schwacher und starker gemischte Deklination der Eigennamen war früher noch viel weiter verbreitet. Nicht bloß Schwarz und Schütz wurden deklinirt Schwarzens, Schwarzen, Schützens, Schützen, weshalb man aus den casus obliqui nie entnehmen kann, ob sich der Mann Schwarz oder Schwarze nannte; auch von Christ, Weck, Frank bildete man Christens, Christen, Weckens, Wecken, Frankens, Franken. Daher findet man in antiquarischen Katalogen Christs Buch „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum" meist unter dem falschen Namen Christen, Wecks Beschreibung von Dresden meist unter dem falschen Namen Wecken aufgeführt; auf den Titelblättern steht wirklich: von Christen, von Wecken. Die berühmte Gelehrtenfamilie der Mencke, aus der Bismarcks Mutter abstammte, war durch ihre casus obliqui so irre geworden, daß sie schließlich selber nicht mehr wußte, wie sie hieß; einige haben sich lateinisch Menckenius genannt statt Menckius. Aber auch bei solchen Genitiven auf ens richtet der Apostroph manchmal Unheil an. Welch angenehme Überraschung, wenn einem der Buchbinder auf einen schönen Halbfranzband gedruckt hat: Hans Sachsen's Dichtungen!

raß in Hans' Küraß verwandeln? Franzensbad und Franzensfeste in Franz'bad und Franz'-feste verschönern? Verständige Schriftsteller, die vom Papierdeutsch zur lebendigen Sprache zurückkehren, brauchen denn auch die flektirte Form allmählich wieder und schreiben wieder: Vossens Luise. Wenn sie nur auch die Schule wieder in Gnaden annehmen wollte!

Unmöglich erscheint dieser Ausweg natürlich bei Namen, die selbst Genitive sind, wie Carstens (eigentlich Carstens Sohn), Hinrichs, Brahms. Brahmsens dritte Geigensonate — das ist nicht schön. Auch Phidiassens Zeus und Sophoklessens Antigone nicht, obwohl auch solche Formen zu Goethes und Schillers Zeit unbedenklich gewagt wurden; sprach man doch damals auch, da man den Familiennamen der Frau auf in bildete, von der Möbiussin. Das beste ist es wohl, solchen Formen aus dem Wege zu gehen, was sehr leicht möglich ist, ohne daß jemand eine Verlegenheit, einen Zwang merkt. Man kann durch Umgestaltung des Satzes den Namen leicht in einen andern Kasus bringen, statt des Genitivs sein setzen, des Dichters, des Künstlers dafür einsetzen usw. Aber nur nicht immer: die Zeichnungen des Carstens! Und noch weniger Voß' Luise, denn das ist gar zu einfältig.

In dieselbe Verlegenheit wie bei den Eigennamen auf us gerät man übrigens auch bei gewissen fremden Appellativen. Man spricht zwar unbedenklich von Omnibussen, aber die Ismusse machen uns Not, und der Deutsche hat sehr viel Ismusse! Die Komödie erlognen Patriotismus', wie jetzt gedruckt wird, oder: im Lichte berechtigten Lokalpatriotismus' oder: ein unglaubliches Beispiel preußischen Partikularismus' — das sind doch nun einmal keine Genitive, trotz des schmeichelnden Häkchens. Da hilft es nichts, man muß zu der Präposition von greifen oder den unbestimmten Artikel zu Hilfe nehmen: eines erlognen Patriotismus, von preußischem Partikularismus.

Friedrich des Großen oder Friedrichs des Großen?

Daß von Friedrich der Genitiv Friedrichs heißt, das weiß man allenfalls. Aber sobald eine Apposition zu dem Namen tritt, wissen sich die meisten nicht mehr zu helfen. Man frage einmal nach dem Genitiv von Friedrich der Große; die Hälfte aller Gefragten wird ihn Friedrich des Großen bilden. Fortwährend begegnet man jetzt so abscheulichen Genitiven wie: Heinrich des Erlauchten, Albrecht des Beherzten, Georg des Bärtigen. Es giebt Leute, die alles Ernstes glauben, solche Verbindungen wären eine Art von Formeln oder Siglen, die nur am Ende deklinirt zu werden brauchten! Auch wenn die Apposition eine Ordinalzahl ist — der häufigste Fall —, wird kaum noch anders geschrieben als: die Urkunden Otto III., die Gegenreformation Rudolf II., die Gemahlin Heinrich VIII., die Regierungszeit Ludwig XIV. Wenn man das aussprechen will, so kann man doch gar nicht anders sagen als: Otto der dritte, Rudolf der zweite, Heinrich der achte. Denn wie kann der Schreibende erwarten, daß man die Zahl im Genitiv lese, wenn der Name, wozu sie gehört, im Nominativ steht?*)

Kaiser Wilhelms

Tritt vollends der Herrschertitel dazu, so pflegt alle Weisheit zu Ende zu sein. Wie deklinirt man: Herzog Ernst der Fromme, Kaiser Friedrich

*) Wie lange soll übrigens noch in der deutschen Schrift der Zopf der römischen Ziffern fortgeschleppt werden? Warum druckt man nicht Heinrichs 8., Ludwigs 14.? Auch in andern Fällen werden die römischen Ziffern ganz unnötigerweise verwendet. Warum nicht das 12. Armeekorps, warum immer das XII. Armeekorps? Fast alle unsre Historiker scheinen zu glauben, es klinge gelehrter, wenn sie schreiben: im XVIII. Jahrhundert. Eigentlich sollte man im Druck überhaupt Ziffern nur für das Datum und für rechnungsmäßige, z. B. statistische, finanzielle, astronomische Angaben verwenden, also nicht drucken: Unser Leben währet 70 Jahr. Vornehme Druckereien haben sich auch früher so etwas nie erlaubt. Von den Zifferblättern unsrer Uhren verschwinden erfreulicherweise die römischen Ziffern immer mehr.

der Dritte? Bei einer vorangestellten Apposition wie Kaiser, König, Herzog, Prinz, Graf, Papst, Bischof, Bürgermeister, Stadtrat, Major, Professor, Doktor, Direktor usw. kommt es darauf an, ob die Apposition als bloßer Titel, oder ob sie wirklich als Amt, Beruf, Thätigkeit der Person aufgefaßt werden soll oder aufgefaßt wird. Im ersten Fall ist es das üblichste, nur den Eigennamen zu dekliniren, den Titel aber ohne Artikel und undeklinirt zu lassen, also Kaiser Wilhelms, Papst Urbans, Doktor Fausts Höllenfahrt, Bürgermeister Müllers Haus. Der Titel verwächst für das Sprachgefühl so mit dem Namen, daß beide wie eins erscheinen.*) Im vorigen Jahrhundert sagte man sogar: Herr Müllers, Herr Müllern, nicht: Herrn Müller. Im zweiten Falle wird der Artikel zur Apposition gesetzt und die Apposition deklinirt, dagegen bleibt der Name undeklinirt: des Kaisers Wilhelm, des Herzogs Albrecht, ein Bild des Ritters Georg. Freilich geht die Neigung vielfach dahin, auch hier die Apposition undeklinirt zu lassen, z. B. des Doktor Müller, des Professor Albrecht. Treten zwei Appositionen zu dem Namen, eine davor, die andre dahinter, so ist für die voranstehende nur die erste der eben besprochnen beiden Arten möglich, also: die Truppen Kaiser Heinrichs des Vierten, das Denkmal König Friedrichs des Ersten, eine Urkunde Markgraf Ottos des Reichen, die Bulle Papst Leos des Zehnten. Beide Appositionen zu dekliniren und den Namen undeklinirt zu lassen, z. B. des Kaisers Wilhelm des Siegreichen, wirkt unangenehm wegen des Zickzackganges der beiden Kasus (Genitiv, Nominativ, Genitiv).**)

---

*) Daher schreibt man auch auf Büchertiteln: Von Pfarrer Hansjakob, von Prof. A. Schneider (statt von dem Professor), wo bloß der Titel gemeint ist.

**) Eine Geschmacklosigkeit ist es, vor derartige Appositionen, wo sie wirklich den Beruf, das Amt, die Thätigkeit bedeuten, noch das Wort Herr zu setzen: der Herr Reichskanzler, der Herr

Leopolds von Ranke oder Leopold von Rankes?

Verlegenheit bereitet vielen auch die Deklination adlicher Namen oder solcher Namen, die adlichen nachgebildet sind. Soll man sagen: die Dichtungen Wolframs von Eschenbach oder Wolfram von Eschenbachs? Richtig ist — selbstverständlich — nur das erste, denn Eschenbach ist, wie alle echten Adelsnamen, ein Ortsname, der die Herkunft bezeichnet; den kann man doch hier nicht in den Genitiv setzen wollen. So muß es denn auch heißen: die Heimat Walthers von der Vogelweide, die Burg Götzens von Berlichingen, die Lebensbeschreibung Wiprechts von Groitzsch, die Gedichte Hoffmanns von Fallersleben.

Wie steht es aber mit den Namen, die nicht jedermann sofort als Ortsnamen empfindet, wie Hutten? Wer kann alle deutschen Ortsnamen kennen? Soll man sagen: Ulrichs von Hutten oder Ulrich von Huttens deutsche Schriften? Und nun vollends die zahllosen unechten Adelsnamen, über die sich schon Jakob Grimm lustig gemacht hat: diese von Richter und von Schulz, von Schmidt und von Weber, von Bär und von Wolf, wie stehts mit denen? Soll man sagen: Heinrichs von Weber Lehrbuch

---

Bürgermeister, der Herr Stadtverordnete, der Herr Vorsitzende, der Herr Direktor, der Herr Lehrer (die Herren Lehrer sind während der Unterrichtsstunden nicht zu sprechen), der Herr Organist, der Herr Hilfsgeistliche, sogar der Herr Aufseher, der Herr Expedient, die Herren Beamten usw. Wenn das Herr durchaus zur Erhöhung der Würde dabeistehen soll, so gehört es unmittelbar vor den Namen: der Abgeordnete Herr Götz, der Organist Herr Schneider, der Hilfsgeistliche Herr Richter usw. Fühlt man denn aber gar nicht, daß der Reichskanzler, der Bürgermeister und der Direktor viel vornehmere Leute sind als der Herr Reichskanzler, der Herr Bürgermeister und der Herr Direktor? Wie vornehm klangen die Theaterzettel der Meininger, wie lächerlich klingt eine Liste der Prediger des nächsten Sonntags, wenn sie alle vom Superintendenten an bis herab zum letzten Kandidaten als Herren aufgeführt sind! Das allerlächerlichste sind wohl die Herren Mitglieder. Wie heißt denn davon die Einzahl? der Herr Mitglied? oder das Herr Mitglied?

der Physik, Leopolds von Ranke Weltgeschichte? Streng genommen müßte es ja so heißen; warum behandelt man Namen, die alles andre, nur keinen Ort bezeichnen, als Ortsnamen, indem man ihnen daß sinnlose von vorsetzt! Im vorigen Jahrhundert war das Gefühl für die eigentliche Bedeutung der adlichen Namen noch lebendig; da adelte man einen Peter Hohmann nicht zum Peter von Hohmann, sondern zum Peter von Hohenthal, einen Ernst Kregel nicht zum Ernst von Kregel, sondern zum Ernst Kregel von Sternbach, indem man einen (wirklichen oder erdichteten) Ortsnamen zum Familiennamen setzte; in Österreich verfährt man zum Teil noch heute so. Da aber nun einmal die unechten Adelsnamen vorhanden sind, wie soll man sich helfen? Es bleibt nichts weiter übrig, als das von hier so zu behandeln, als ob es gar nicht da wäre, also zu sagen: Leopold von Rankes sämtliche Werke. Und so verfährt man leider oft auch bei echten Adelsnamen, selbst wenn man weiß, oder wenn kein Zweifel ist, daß sie eigentlich Ortsnamen sind. Es ist das ein Notbehelf, aber schließlich erscheint er doch von zwei Übeln als das kleinere. Bei Goethe und Schiller ersparen wir uns wohl das von.

Böte oder Bote?

Bei einer Anzahl von Hauptwörtern wird der Plural oft mit dem Umlaut gebildet, wo dieser keine Berechtigung hat. Solche falsche Plurale sind: Ärme, Böte, Bröte, Röhre, Täge, Böden, Kästen, Krägen, Mägen, Wägen, Läger. Man redet jetzt von Geburtstägen, Musterlägern, Fußböden, Gummikrägen usw. Bei den Wörtern auf en und er wird dadurch allerdings ein Unterschied zwischen der Einzahl und der Mehrzahl geschaffen, der namentlich in Süddeutschland üblich geworden ist.*) Dennoch ist nur die Form ohne Umlaut richtig: die Arme, die Kasten, die Lager, die Rohre usw. Man denke

*) In Baiern fahrt man in Wägen!

sich, daß es in Eichendorffs schönem Liede: O Thäler weit, o Höhen — am Schlusse hieße: Schlag noch einmal die Bögen um mich, du grünes Zelt! Auch Herzöge ist eigentlich falsch; das Wort ist bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein nur schwach deklinirt worden: des Herzogen, dem Herzogen, die Herzogen. Dann sprang es aber in die starke Deklination über (des Herzogs), und nun blieben auch die Herzöge nicht aus: der Trog, die Tröge — der Herzog, die Herzöge, die Ähnlichkeit war überwältigend.

Generäle oder Generale?

Von den Fremdwörtern sind viele in den Umlaut hineingezogen worden, obwohl er ihnen eigentlich auch nicht zukommt, nicht bloß Lehnwörter, deren fremde Herkunft man nicht mehr empfindet, wie Bischöfe, Paläste, Pläne, Bässe, Chöre, sondern auch Wörter, die man noch lebhaft als Fremdwörter fühlt, wie Altäre, Tenöre, Hospitäler, Kanäle. Aber andre bilden doch die Mehrzahl noch richtig ohne Umlaut, wie Admirale, Prinzipale, Journale. Wenn sich daher irgendwo ein Schwanken zu zeigen beginnt, so ist es klar, daß die Form ohne Umlaut den Vorzug verdient. Besser also als Generäle ist unzweifelhaft Generale. Bisweilen hat die Sprache auch hier die Möglichkeit der doppelten Form zu einer Unterscheidung des Sinnes benutzt: Kapitale (oder Kapitalien) sind Gelder, Kapitäle Säulenknäufe; hier heißt allerdings auch schon die Einzahl Kapitäl.

Auch zwischen der starken und der schwachen Deklination hat die Pluralbildung der Fremdwörter vielfach geschwankt und schwankt zum Teil noch. Im vorigen Jahrhundert sagte man Katalogen, Monologen; jetzt heißt es Kataloge, Monologe. Dagegen sagen die meisten jetzt Autographen und Paragraphen; Autographe und Paragraphe klingt gesucht. Unbegreiflich ist es, wie unsre Techniker dazu gekommen sind, die Mehrzahl Motore zu bilden, da es doch nicht Faktore, Doktore und

Pastore heißt; wahrscheinlich haben sie an die Matadore im Skat gedacht, die lagen ihnen näher. Effekte und Effekten werden wieder dem Sinne nach unterschieden: Effekte sind Wirkungen, Effekten Wertpapiere oder Habseligkeiten.

Die Stiefeln oder die Stiefel?

Von den Hauptwörtern auf el (und er) gehören alle Feminina der schwachen Deklination an; daher bilden sie den Plural: Nadeln, Windeln, Kacheln, Kurbeln, Klingeln, Fackeln, Wurzeln, Mandeln, Eicheln, Regeln (Wimpern, Adern, Leitern, Klaftern, Scheuern, Mauern, Kammern); alle Maskulina und Neutra dagegen gehören zur starken Deklination, wie Schlüssel, Mäntel, Wimpel, Zweifel, Spiegel, Achtel, Siegel, Kabel (Eber, Zeiger, Winter, Laster, Ufer, Klöster.)*) Die Regel läßt sich sehr hübsch bei Tische lernen: man vergegenwärtige sich nur die richtigen Plurale von Schüssel und Teller, Messer, Gabel und Löffel, Semmel, Kartoffel und Zwiebel, Auster und Flunder. Sie gilt, wie die Beispiele zeigen, ebenso für ursprünglich deutsche wie für Lehnwörter, und sie ist so fest, daß, wenn ein Lehnwort (wie es im Laufe der Sprachgeschichte oft vorgekommen ist) aus einem Geschlecht in ein andres übergeht, sofort auch die Pluralbildung wechselt. Im sechzehnten Jahrhundert sagte man noch in der Einzahl die Zedel (schedula), folglich in der Mehrzahl die Zedeln, im achtzehnten Jahrhundert noch in der Einzahl die Aurikel (auricula), folglich in der Mehrzahl die Aurikeln; heute heißt es der Zettel und die Zettel, das Aurikel und die Aurikel. Also sind Formen wie Möbeln, Stiefeln, Titeln, Ziegeln, Aposteln, Hummern falsch. Nur Muskel, Stachel und Pantoffel machen eine Ausnahme (die Muskeln, die Stacheln, die Pantoffeln), doch auch nur scheinbar, denn diese

*) Ausgenommen sind nur Bauer, Vetter und Gevatter, die zur gemischten Deklination gehören.

Wörter haben seit alter Zeit neben ihrer männlichen auch eine weibliche Singularform (ital. pantofola), und die hat bei der Pluralbildung überwogen. Ein gemeiner Fehler ist: die Trümmern (in Trümmern schlagen); die Einzahl heißt: der oder das Trumm, die Mehrzahl die Trümmer. Wer noch gewohnt ist, Angel als Maskulinum zu gebrauchen (Thürangel ebenso wie Fischangel), wird die Mehrzahl bilden: die Angel; wer es weiblich gebraucht, sagt die Angeln. Ebenso ist es mit Quader; wer Quader männlich gebraucht, wird in der Mehrzahl sagen: die Quader, wer es für weiblich hält, kann nur sagen: die Quadern. Der Oberkiefer und der Unterkiefer heißen zusammen die Kiefer; im Walde aber stehen Kiefern. Die Schiffe haben Steuer (das Steuer), der Staat erhebt Steuern (die Steuer).

In der niedrigen Geschäftssprache machen sich jetzt übrigens auch noch andre falsche schwache Plurale breit. In Leipziger Geschäftsanzeigen muß man lesen: Muffen, Korken, Stutzen (Federstutzen), auch Corsetten (als ob die Einzahl Corsette hieße!). Anständige Kaufleute werden sich vor solcher Gassensprache hüten.

Worte oder Wörter? Gehälter oder Gehalte?

Die einen reden von Fremdwörtern, die andern von Fremdworten. Was ist richtig? Die Pluralendung er, die namentlich bei Wörtern sächlichen Geschlechts vorkommt (Gräber, Kälber, Kräuter, Lämmer, Rinder, Thäler, Spitäler), aber auch bei Maskulinen (Männer, Leiber, Geister, Wälder, Würmer, Reichtümer), im Althochdeutschen ir (daher der Umlaut), findet sich zwar bei Wort schon im Mittelhochdeutschen, wird aber doch erst im sechzehnten Jahrhundert üblicher; Luther sagt noch durchgängig: die wort. Ein Unterschied in der Bedeutung wurde anfangs nicht gemacht. Erst im achtzehnten Jahrhundert begann man unter Wörtern bloße Teile der Sprache (vocabula), unter Worten Teile der zusammenhängenden Rede zu verstehen.

Man sprach also nun von *Hauptwörtern*, *Zeitwörtern*, *Wörterbüchern*, dagegen von *Dichterworten*, *Textworten*, *schöne Worte* machen usw. Diesen Unterschied sollte man aber nun auch festhalten. *Worte* haben Sinn und Zusammenhang, *Wörter* sind zusammenhanglos aufgereiht. Wenn es also auch nicht falsch ist, von *Fremdworten* oder *Schlagworten* zu reden, so ist doch die Mehrzahl *Fremdwörter*, *Schlagwörter* vorzuziehen. Dagegen wird niemand sagen: Der *Wörter* sind genug *gewechselt*. Ähnlich unterscheidet man *Bande* (der Freundschaft, der Verwandtschaft) und *Bänder*; *Bande* sind gleichsam ein ganzes Netz von Fesseln, *Bänder* sind einzelne Stücke. Auch *Gesichte* (Erscheinungen) und *Gesichter*, *Lichte* und *Lichter* sind dem Sinne nach zu unterscheiden; *Lichte* sind Kerzen (Wachs*lichte*, Stearin*lichte*), *Lichter* sind Flammen (durch das Fenster strahlten zahllose *Lichter*). Bisweilen kommt auch noch ein Geschlechtsunterschied dazu: *Schilde* (der *Schild*) gehören zur Rüstung; *Schilder* (das *Schild*) sind an den Kaufmannsläden. Neben den *Banden* und *Bändern* stehen noch die *Bände* (der Roman hat drei *Bände*).

Wo sonst zwei Formen auf e und auf er neben einander bestehen (*Denkmale* und *Denkmäler*, *Gewande* und *Gewänder*, *Lande* und *Länder*, *Thale* und *Thäler*), erscheint die ältere Form, wie so oft, jetzt als die edlere und ist daher auf die Ausdrucksweise des Dichters und des Redners beschränkt. Es hängt das damit zusammen, daß die Neigung, die Pluralbildung auf er weiter auszudehnen, namentlich in der Sprache des niedrigen Volkes verbreitet ist. Nur das niedrige Volk redet in Leipzig von *Gewölbern* und *Geschäftern*, der Gebildete von *Gewölben* und *Geschäften*. Nur das niedrige Volk bildet Plurale wie *Zelter*, *Gewinner*, *Mäßer*, *Sträußer*, *Stifter* (Armen- und Kranken*stifter*), Butter*bröter*, Kartoffel*klößer*. Nur die „Ausschnitter" preisen ihre *Rester* an (Goethe redet im Wandrer von *Resten* der Vergangenheit), nur die Telephonarbeiter kommen, um „die Ele-

menter nachzusehen."*) Und wie gemein erscheinen die *Dinger*, mit denen sich das Volk überall da hilft, wo es zu unwissend oder zu faul ist, einen Gegenstand bei seinem Namen zu nennen!**) So kommt es denn, daß die Endung *er* in der guten Schriftsprache bisweilen selbst da aufgegeben worden ist, wo sie früher ausschließlich im Gebrauch war (die *Scheite* und die *Scheiter*). Leider macht jetzt der gemeine Plural *Gehälter* (Lehrer*gehälter*, Beamten*gehälter*) gleichzeitig mit dem häßlichen Neutrum *das Gehalt* von Norddeutschland aus sogar in den Kreisen der Gebildeten immer weitere Fortschritte. Auch in Leipzig hält es schon mancher für fein, *das Gehalt* und die *Gehälter* zu sagen. Nun verteilen sich ja die Hauptwörter, die aus Zeitwortstämmen mit dem Präfix Ge gebildet sind, auf alle drei Geschlechter. Männlich sind: *Geruch, Geschmack, Gedanke*; weiblich: *Geburt, Geduld*; sächlich: *Gehör, Gesicht, Gewehr, Gewicht*. Man mag auch die Unterscheidung zwischen: *der Gehalt* (Gedankengehalt, Silbergehalt des Erzes) und *das Gehalt* (Besoldung) in Norddeutschland als willkommne Bereicherung der Sprache empfinden (vgl. *der Verdienst* und *das Verdienst*, wo freilich der Bedeutungsunterschied gerade umgekehrt ist.***) In Mitteldeutschland klingt aber nun einmal vielen Gebildeten *das Gehalt* gemein, und *die Gehälter* stehen für unser Ohr und unser Gefühl durchaus auf einer Stufe mit den *Gewölbern* und den *Geschäftern*.†) Weshalb sollen wir uns also so etwas aufnötigen lassen?

*) Vor kurzem las ich freilich auch einmal von den deutschen Kirchen*regimentern*! Bisher hat man doch nur von preußischen Infanterie*regimentern* gesprochen, dagegen von deutschen Kirchen*regimenten*.

**) Faß e mal das Ding an den Dingern hier an, daß die Dinger drinne nich gedrückt werden! D. h. Fasse den Korb an den Henkeln hier an, daß die Hüte drin nicht gedrückt werden.

***) Auch bei *Lohn* sind seit alter Zeit beide Geschlechter üblich; heute verlangen aber nur noch Dienstmädchen *hohes Lohn*.

†) Wenn ein Hauptwort in seinem Geschlecht schwankt, so hat das Neutrum oft etwas gemeines. Es hängt das damit zusammen, daß nicht bloß der ungebildete Fremde, der des Deutschen nicht mächtig

Das s der Mehrzahl

Von zwei verschiednen Seiten her ist eine Pluralbildung auf s in unsre Sprache eingedrungen. Wenn wir von Genies, Corps, Pendants, Etuis, Portemonnaies, Corsets, Beefsteaks und Meetings reden, so ist das s natürlich das französische und englische Plural-s, das diesen Wörtern zukommt. Aber man redet auch von Jungens und Mädels, Herrens und Fräuleins, Kerls und Schlingels, Hochs und Krachs, Bestecks, Fracks und Schmucks, Echos und Villas (statt Villen), Psyches und Amphoras (statt Amphoren), Polkas, Galopps und Trupps (Studententrupps), Uhus und Känguruhs, Wenns und Abers, U's und X's, Holbeins und Lenbachs (ein paar neue Lenbachs, ein paar echte Holbeins), Vergißmeinnichts und Stelldicheins, und einzelne Universitätslehrer kündigen gar schon am schwarzen Bret Collegs an! Alle diese Formen sind unfein. In Süddeutschland bezeichnet man sie als pluralis borussicus. Ihr Plural-s stammt aus der niederdeutschen Mundart; nur dieser gehören ursprünglich die Jungens und Mädels an. Aus Verlegenheit ist dieses s dann auch im Hochdeutschen an Fremdwörter, an unechte Substantiva und schließlich auch an echte deutsche Substantiva gehängt worden.

Beschämend für uns Deutsche, die wir uns so gern etwas auf unsre Kenntnisse zu gute thun, sind Formen wie Solis, Mottis, Collis und Portis, denn da ist das falsche deutsche Plural-s an die richtige italienische Pluralendung gehängt! Die Einzahl heißt ja Solo, Motto, Collo und Porto. Freilich wird auch schon in der Einzahl das Colli

ist, alle deutschen Hauptwörter im Zweifelsfalle sächlich behandelt (das Bruder, das Offizier, das Kutscher), sondern auch der ungebildete Deutsche ebenso mit Fremdwörtern verfährt. Man denke nur an die unausstehlichen Neutra unsrer Handlungsreisenden, Ladendiener und Ladenmädchen: das Firma, das Façon, das Etikett, das Offert, das Makulatur!

gesagt, und nicht bloß von Markthelfern und Laufburschen!

Fünf Pfennig oder fünf Pfennige?

Wenn fünf einzelne Pfennige auf dem Tische liegen, so sind das unzweifelhaft fünf Pfennige; wenn ich aber mit diesen fünf Pfennigen (oder auch mit einem Nickelfünfer) eine Cigarre bezahle, kostet die dann fünf Pfennige oder, wie auf dem Nickelfünfer steht, fünf Pfennig? Schwierige Frage!

Bei Angaben von Preis, Gewicht, Maß, Zeit, Lebensalter usw. ist oft eine Pluralform üblich, die sich vom Singular nicht unterscheidet, wenigstens bei Wörtern männlichen und sächlichen Geschlechts,*) wie bei Thaler, Gulden, Groschen, Heller, Pfennig, Batzen, Mark, Pfund, Lot, Fuß, Zoll, Schuh, Faden, Faß, Glas (zwei Glas Bier), Maß, Ries, Buch (drei Buch Papier), Blatt,**) Jahr, Monat, Mann (sechs Mann Wache), Schritt, Schuß (1000 Schuß), Stock (drei Stock hoch). Diese Formen sind natürlich keine wirklichen Singulare, sondern zum Teil sind es alte Pluralformen (vgl. Kleider und Schuh, ein Paar seidne Schuh), zum Teil Formen, die solchen unwillkürlich nachgebildet worden sind. Von einer Regel also, daß in allen solchen Fällen der Singular stehen müsse, kann keine Rede sein. Es ist ganz richtig, zu sagen: das Kind ist drei Monate alt, drei Jahre alt, wie denn auch jeder drei Thaler, drei Gulden, drei Groschen sicherlich als Plural fühlen, folglich auch sagen wird: ich habe das Bild mit zehn Thalern bezahlt (nicht mit zehn Thaler!). Und so haben wir auch in Mitteldeutschland früher immer Pfennige gesagt so gut wie Könige, Käfige und Zeisige. (In dem alten Liede von der Seestadt

*) Von Wörtern weiblichen Geschlechts wird immer der Plural gebildet: zwei Mandeln Eier, drei Ellen Band, sechs Flaschen Wein, vier Wochen alt, zehn Klaftern Holz.

**) Wenn aber ein Antiquar in einem Katalog von einem wertvollen alten Druck sagt: Sechs Blatt sind eingerissen, so ist das natürlich falsch.

Leipzig heißt es sogar: Und ein einzig Lot Kaffee kostet siebzehn Pfennigee.) Bis 1880 war auch auf unsern Briefmarken so gedruckt. Wahrscheinlich war das aber nicht „schneidig," nicht „borussisch" genug, und so hieß es von da an 3 Pfennig, 5 Pfennig, bis endlich 1889 die Abkürzung Pf. erschien, die nun jeder lesen kann, wie er will.

Jeden Zwanges oder jedes Zwanges?

Zu den unbehaglichsten Kapiteln der deutschen Grammatik gehört die Deklination zweier mit einander verbundner Nomina, eines Substantivs und eines Adjektivs. Heißt es: jeden Zwanges oder jedes Zwanges? sämtlicher deutscher Stämme oder sämtlicher deutschen Stämme? großer Gelehrter oder großer Gelehrten? ein schönes Ganzes oder ein schönes Ganze? von hohem praktischen Werte oder von hohem praktischem Werte? So unwichtig die Sache manchem vielleicht erscheint, so viel Verdruß oder Heiterkeit (je nachdem) bereitet sie dem Fremden, der Deutsch lernen möchte, und so beschämend ist es für uns Deutsche selbst, wenn wir dem Fremden sagen müssen: Wir wissen selber nicht, was richtig ist, sprich, wie du willst! Mit einigem guten Willen ist aber doch vielleicht zu klaren und festen Regeln zu gelangen.

Die Adjektiva können stark und auch schwach deklinirt werden. In der schwachen Deklination haben sie, wie die Hauptwörter, nur die Endung en, in der starken haben sie die Endungen des hinweisenden Fürwortes: es, em, en usw. Nach der starken Deklination gehen sie, wenn sie allein beim Substantivum stehen, wenn weder ein Artikel noch ein Pronomen vorhergeht (oder wenn das vorhergehende Pronomen selber unflektirt gebraucht wird, wie: welch vorzüglicher Wein, solch vorzüglicher Wein); in allen andern Fällen gehen sie nach der schwachen Deklination. Es muß also heißen: gerades Wegs, guter Hoffnung, schwieriger Fragen, dagegen des geraden Wegs, der guten Hoffnung, der schwierigen Fragen,

dieser schwierigen Fragen, welcher schwierigen Fragen, solcher schwierigen Fragen, auch derartiger und folgender schwierigen Fragen, beifolgendes kleine Buch (denn derartiger steht für solcher, folgender und beifolgender für dieser).

So ist auch die ältere Sprache überall verfahren; Luther kennt Genitive wie süßen Weines fast noch gar nicht. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aber drang, obwohl Sprachkundige eifrig dagegen ankämpften, bei dem männlichen und dem sächlichen Geschlecht im Genitiv des Singulars immer mehr die schwache Form ein, und gegenwärtig hat sie sich fast überall festgesetzt; man sagt: frohen Sinnes, reichen Geistes, weiblichen Geschlechts, größten Formats. Höchstens gutes Muts, reines Herzens, gerades Wegs wird bisweilen noch richtig gesagt. Bei den besitzanzeigenden Adjektiven (mein, dein, sein, unser, euer, ihr) hat sich die starke Form überall unangetastet erhalten (meines Wissens, unsers Lebens), dagegen ist es bei den Zahlbegriffen (jeder, aller, vieler, keiner, mancher) ins Schwanken gekommen. Wie man sagt: größtenteils und anderenteils, so sagt man auch jedenfalls und allenfalls neben keineswegs, keinesfalls, jedes Menschen, keines Worts, alles Lebens, alles Ernstes. Nur wenige schreiben noch richtig: trotz alles Leugnens, trotz manches Erfolgs, trotz vieles Aufwandes; die meisten schreiben: trotz allen Leugnens usw.

Bei jeder erklärt sich das Schwanken vielleicht daraus, daß jeder wie ein Adjektivum auch mit dem unbestimmten Artikel versehen werden kann (ein jeder Mensch), eine Verbindung, die manche Schriftsteller jetzt bis zum Überdruß lieben, als ob sie das bloße jeder gar nicht mehr kennten.

Die Schule sollte sich auch hier bemühen, die alte, richtige Form, wo sie sich noch erhalten hat, sorgfältig zu schützen und zur Schärfung des Sprachgefühls zu benutzen. Und wo ein Schwanken besteht, wie bei

jeder, da sollte doch kein Zweifel sein, wie man sich zu entscheiden hat. Falsch ist: die Abwehr jeden Zwanges; richtig ist nur: die Abwehr jedes Zwanges oder eines jeden Zwanges (wie die Bekämpfung solches Unsinns oder eines solchen Unsinns).

Merkwürdig ist, daß nach solcher die schwache Deklination nicht so fest ist wie nach welcher. Während jeder ohne Besinnen sagt: welcher gute Mensch, welches guten Menschen, welche guten Menschen, auch solcher vollkommnen Exemplare, hört man im Nominativ und Akkusativ der Mehrzahl viel öfter solche vollkommne Exemplare. Es kommt das wohl daher, daß auch solcher oft mehr etwas Adjektivisches hat. Ebenso ist es bei derartiger (für solcher) und folgender (für dieser). Jeder wird im Nominativ vorziehen: folgende schwierige Fragen, dagegen im Genitiv wahrscheinlich folgender schwierigen Fragen (wie dieser schwierigen Fragen).

Manche Leute glauben, daß Adjektiva, deren Stamm auf m endigt, nur einen schwachen Dativ bilden könnten, weil mem schlecht klinge, daß es also heißen müsse: mit warmen Herzen, mit geheimen Kummer, mit stummen Schmerz, mit grimmen Zorn, von vornehmen Sinn, bei angenehmen Wetter, bei gemeinsamen Lesen — ein thörichter Aberglaube.

Anderen, andren oder andern?

Ein garstiger Mißbrauch herrscht in der Deklination bei den Adjektiven, deren Stamm auf el und er endigt, wie dunkel, edel, eitel, übel, lauter, wacker; auch die Komparativstämme, wie besser, größer, unser, euer, inner, außer, ander, gehören dazu. Bei diesen Adjektiven kommen in der Deklination zwei Silben mit kurzem e zusammen, also des eitelen Menschen, dem übelen Rufe, dem dunkelen Grunde, unseres Wissens, mit besserem Erfolge, aus härterem Holze. Diese Formen sind unerträglich; man

schreibt sie wohl bisweilen, aber niemand spricht sie, eins der beiden e muß weichen. Aber welches von beiden? Die richtige Antwort darauf giebt der Infinitiv der Zeitwörter, die von Stämmen auf el und er gebildet werden. Auch da treffen zwei e zusammen, von denen eins beseitigt werden muß. Nun ist es zwar hie und da in Deutschland, z. B. in Hannover, beliebt, zu sagen: *tadlen, handlen, wandlen, veredlen, vermittlen, verdunklen, verwechslen, ausbeutlen, mildren, verwundren, erschüttren, veräußren, versilbren, versichren, erläutren*, im allgemeinen aber spricht, schreibt und druckt man doch *tadeln, veredeln, erinnern, erläutern*, d. h. man opfert das e der Endung und bewahrt das e des Stammes. Ebenso geschieht es auch in der Flexion des Verbums: er *vereitelt*, er *verändert*, nicht er *vereitlet*, er *verändret*. Und so ist es gut und vernünftig. Denn nicht nur, daß das Stamm-e wichtiger ist als das der Endung, die Formen auf eln und ern klingen auch voller und schöner.*) Genau so verhält sichs bei den genannten Adjektiven. Aber fast in allen Büchern und Zeitungen druckt man die häßlich weichlichen Formen: *unsres*

*) Genau genommen wird freilich auch nicht *vereiteln, verändern* gesprochen, sondern *vereitln, verändrn*, l und r werden gleichsam vokalisirt. Aber gemeint ist doch mit dieser Aussprache *eln, ern*, nicht *len, ren*. Eigentlich gehören auch noch die Wortstämme auf en hierher, wie *rechen, zeichen, orden, offen, eigen, regen* (vgl. *Rechenschaft, Eigentum, Offenbarung*). Die Infinitive können da natürlich nur *rechnen, ordnen, eignen* lauten; die flektirten Formen aber, die wir jetzt leider allgemein *zeichnet, zeichnete, öffnete, gerechnet, geordnet, geeignet* schreiben, lauteten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert noch überall schöner: *zeichent, gerechent, geordent, geeigent*. Der Volksmund spricht auch heute noch so, selbst der Gebildete sagt — er mag sich nur richtig beobachten —: es *regent*, es *regente*, es hat *geregent* (genau genommen freilich auch hier wieder *regnt, geregnt*, mit vokalisirtem n). Nur ein Sprachzierbengel, der „wie gedruckt“ redet, sagt: *ausgezeichnet*. *Net*, womöglich *nett*! Man muß ja förmlich eine Pause machen und Kraft sammeln, um das *net* herauszubringen! Unsre besten und hervorragendsten Zeitschriften brauchten nur einmal die vernünftigen Formen *zeichent, öffent, zeichente, öffente, gezeichent, geöffent* eine Reihe von Jahren beharrlich drucken zu lassen, so wären sie wieder durchgedrückt.

Jahrhunderts, des üblen Rufes, die ältren Ausgaben, meiner teuren Gemeinde, in der ungeheuren Menschenmenge, und doch spricht fast jedermann: unsers Jahrhunderts, des übeln Rufes, die ältern Ausgaben, meiner teuern Gemeinde, in der ungeheuern Menschenmenge. Man druckt ja nicht: die Eltren, überall wird richtig Eltern gedruckt; warum also nicht auch die ältern? beides ist doch dasselbe. Bei dem Dativ-m kann man zugeben, daß, wenn das Stamm-e erhalten und das e der Endung ausgeworfen wird, zuweilen etwas harte Formen entstehen; im allgemeinen ist aber auch hier auf dunkelm Grunde, mit besserm Erfolge gewiß vorzuziehen.

Von hohem geschichtlichen Werte oder von hohem geschichtlichem Werte?

Wenn zu einem Substantivum mehrere Adjektiva treten, so ist es selbstverständlich, daß sie in der Deklination gleichmäßig behandelt werden müssen. Da haben nun manche in der starken Deklination, wenn das Adjektivum allein, ohne Artikel oder Fürwort steht, im Dativ der Einzahl einen künstlichen Unterschied schaffen wollen. Sie haben gelehrt, nur dann, wenn zwei Adjektiva gleichwertig neben einander stünden, wenn sie dem Sinne nach koordinirt wären, a-a-s, dürften sie gleichmäßig behandelt werden, z. B. Tiere mit rotem, kaltem Blute, nach langem, heißem Kampfe, wenn dagegen das zweite Adjektivum mit dem Substantiv einen einheitlichen Begriff bilde, der durch das erste Adjektivum nur näher bestimmt werde, das erste also dem zweiten übergeordnet sei, $\frac{a}{a-s}$, müsse das zweite schwach deklinirt werden, wie wenn es hinter einem Fürwort stünde, z. B. mit echtem kölnischen Wasser, nach allgemeinem deutschen Sprachgebrauch, zu kühnem dramatischen Pathos, mit eigentümlichem humoristischen Anstrich, von großem praktischen Wert, aus übertriebnem

patriotischen Zartgefühl. Ebenso müsse im Genitiv der Mehrzahl unterschieden werden zwischen: frischer, süßer Kirschen (denn die Kirschen seien frisch und süß) und neuer isländischen Heringe, scharfer indianischen Pfeile, einheimischer geographischen Namen, ehemaliger freien Reichsstädte (denn die Heringe seien nicht neu und isländisch, sondern die isländischen Heringe seien neu).

Diese Unterscheidung ist logisch unzweifelhaft notwendig, und sie muß auch in der Interpunktion zum Ausdruck kommen: koordinirte Adjektiva werden durch ein Komma getrennt, während zwischen Adjektiven, von denen eins dem andern übergeordnet ist, kein Komma stehen darf. Grammatisch aber ist die Unterscheidung die reine Willkür. Warum sollte sie auch gerade auf diese beiden Kasus beschränkt werden? auf den Dativ im Singular und den Genitiv im Plural? Nur in diesen beiden Kasus aber wird sie angenommen, in den übrigen Kasus fällt es gar niemand ein, das zweite Adjektiv jemals in die schwache Form zu bringen. Oder sagt jemand: ohne selbständiges geschichtliche Studium? von bewährter christlichen Gesinnung?*) Dazu kommt, daß sich in manchen Fällen kaum entscheiden läßt, ob zwei Adjektiva einander koordinirt sind, oder eins dem andern untergeordnet. Unsre Romanschriftsteller scheinen zu glauben, daß stets eine Unterordnung vorliege, wenn das zweite Adjektivum eine Farbe bedeutet; sie schreiben fast ausnahmslos: bei schönem blauen Himmel, mit langem schwarzen Haar, mit schmalem braunen Rande, mit auffälligem roten Bande. Das ist aber völlig widersinnig. Freilich giebt es langes schwarzes Haar und kurzes schwarzes Haar. Aber eine solche Sortirung schwebt doch hier nicht vor. Bei dem schönen, blauen Himmel vollends denkt doch niemand an eine andre, weniger schöne Art von blauem Himmel, sondern blau ist eine weitere Aus-

*) Früher hat man freilich auch so gesagt. Im siebzehnten Jahrhundert: nach gepflogner reifen Beratschlagung; Lessing: aus eigner sorgfältigen Lesung.

führung und Begründung von schön: der Himmel ist schön, weil er blau ist. Ebenso ist das Band auffällig, weil es rot ist. Aber wer will entscheiden, ob sich jemand unter einem langen, schweren Leiden ein Leiden gedacht habe, das lang und zugleich schwer, oder ein schweres Leiden, das lang gewesen sei? Grammatisch ist die Unterscheidung ganz bedeutungslos; richtig ist einzig und allein: von hohem geschichtlichem Werte ebenso wie nach langem, schwerem Leiden.

Sämtlicher deutscher Stämme oder sämtlicher deutschen Stämme?

Große Unsicherheit herrscht in der Deklination der Adjektiva im Genitiv der Mehrzahl nach den Zahlbegriffen alle, keine, einige, wenige, einzelne, etliche, manche, mehrere, viele, sämtliche, denen sich auch die Adjektiva andre, verschiedne und gewisse anschließen, die beiden letzten, wenn sie in dem Sinne von mehrere und einige stehen. Da sagt man: aller guten Dinge, aller halben Stunden, mancher kleinen Souveräne, einzelner ausgezeichneten Schriftsteller, verschiedner schweren Bedenken, gewisser aristokratischen Kreise, aber auch: vieler andrer Gebiete, vieler fremder Volkskraft, vieler damaliger preußischer Offiziere, einzelner großer politischer Ereignisse, sämtlicher deutscher evangelischer Kirchenregimente, gewisser mathematischer Kenntnisse. Sollte es denn nicht möglich sein, hier Ordnung und Regel zu schaffen?

Thatsache ist, daß auch nach allen diesen Wörtern die Adjektiva ursprünglich stark deklinirt worden sind. Ebenso ist es Thatsache, daß die schwache Form nur nach zweien von ihnen endgiltig durchgedrungen ist: nach alle und keine. Sollte das nicht einen tiefern Grund haben? Die schwache Form ist endgiltig durchgedrungen auch hinter dem bestimmten Artikel, hinter den hinweisenden Fürwörtern (dieser

und *jener*) und hinter den besitzanzeigenden Adjektiven (*mein*, *dein* usw.). In allen diesen Fällen aber handelt es sich um eine ganz bestimmte Menge. Dagegen bezeichnet die artikellose Form eine unbestimmte Menge. Sollte es nun Zufall ein, daß gerade *alle* (mit seiner Negation *keine*) der Form gefolgt ist, die eine bestimmte Menge ausdrückt? *Alle* und *keine* sind die einzigen in der ganzen Reihe. Alle übrigen (*viele*, *einige*, *manche* usw.) bezeichnen eine unbestimmte Menge; *viele* und *einige* bleiben *viele* und *einige*, auch wenn einer dazu kommt oder abgeht. Sollte sich nicht deshalb hier die artikellose Form erhalten haben? Im Nominativ überall: *viele junge* Leute, *manche bittre* Erfahrungen, *verschiedne schwere* Bedenken, *gewisse aristokratische* Kreise. Erst im Genitiv beginnt das Schwanken zwischen *vieler junger* Leute und *vieler jungen* Leute, *verschiedner freisinniger* Blätter und *verschiedner freisinnigen* Blätter, *mehrerer andrer ausländischer* Blätter und *mehrerer andern ausländischen* Blätter. Unzweifelhaft wäre also die starke Form hier überall vorzuziehen. Nur noch hinter *sämtliche* wäre die schwache am Platze, denn *sämtliche* bedeutet ja dasselbe wie *alle*, also eine bestimmte Menge.

Ganz ähnlich verhält es sich hinter den wirklichen Zahlwörtern: *zwei*, *drei*, *vier*, *fünf* usw., die ja die allerbestimmteste Menge ausdrücken. Im Nominativ überall die starke Form, so auch im Genitiv, solange die Zahlwörter selbst undeklinirt bleiben: die Kraft *vier starker* Männer, um *fünf Gerechter* willen. Dagegen beginnt das Schwanken, sobald die Zahlwörter selbst deklinirt werden: der Briefwechsel *zweier Deutschen*, ein Kampf *zweier großen* Völker steht neben *zweier großer* Völker. Daß auch hier die starke Form vorzuziehen ist, kann keinem Zweifel unterliegen.

Ein schönes Äußeres oder ein schönes Äußere? Großer Gelehrter oder großer Gelehrten?

Adjektiva und Partizipia, die substantivirt wurden, nahmen in der ältesten Zeit stets die schwache Form an, auch hinter dem unbestimmten Artikel. Reste davon sind Junge (ein Junge), eigentlich ein Junger, das in der Form Jünger noch daneben steht, und Unterthan(e), eigentlich ein Unterthaner. Später ist auch bei solchen substantivirten Adjektiven und Partizipien überall hinter ein die starke Form eingetreten: ein Heiliger, ein Kranker, ein Gelehrter, ein Verwandter, ein Junges (von Hund oder Katze), ein Ganzes, und stark wird auch überall der alleinstehende artikellose Plural jetzt deklinirt: Heilige, Verwandte, Geistliche, Gelehrte, Junge (der Hund hat Junge bekommen). Werden aber diese substantivirten Adjektiva und Partizipia mit einem Adjektiv versehen, so erhält sich ihre schwache Form: ein schönes Ganze (noch genau so wie ein guter Junge), mein ganzes Innere, von auffälligem Äußern, mit zerstörtem Innern, und namentlich im Genitiv der Mehrzahl: eine Anzahl wunderlicher Heiligen, eine Versammlung evangelischer Geistlichen, ein Kreis lieber Verwandten, die Stellung höherer Beamten, die Arbeiten großer Gelehrten, ein Kreis geladner Sachverständigen, große Züge französischer Kriegsgefangenen, die Lehren griechischer Weisen usw.

Neuerdings versucht man, auch hier überall krampfhaft die starke Form durchzudrücken und lehrt, weil es heiße ein Ganzes, so müsse es auch heißen ein schönes Ganzes, mein ganzes Inneres, ein ungewöhnliches Äußeres, mit zerrüttetem Innerm, und im Genitiv der Mehrzahl: ein Dutzend deutscher Gelehrter, die Aufnahme choleraverdächtiger Gefangner, das Eigentum französischer Staatsangehöriger, die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, der Zentralver-

band deutscher Industrieller, zum Besten armer Augenkranker, der Streit zweier berühmter deutscher Gelehrter, die Zustimmung vieler amerikanischer, spanischer und französischer Gelehrter, die Einbildung etlicher wunderlicher Heiliger usw. Daß die gehäuften er in den Endungen nicht gerade schön klingen, würde nichts zu sagen haben; das ließe sich auch gegen jede andre Endung einwenden. Aber da die schwache Form in diesem Falle das Ältere ist, so verdient sie unbedingt den Vorzug. Ein schönes Ganzes und nach dem Urteil deutscher Gelehrter sind unnatürliche, gewaltsame Erzeugnisse der Halbwisserei.

Eine Liederlichkeit ist es, substantivirte weibliche Adjektivformen, wie die Rechte, die Linke, die Weiße (eine Berliner Weiße) wie Substantiva zu behandeln und zu schreiben: die Einführung der Berliner Weiße; richtig ist nur: der Berliner Weißen, wie in seiner Rechten, auf der äußersten Linken. Auch die Herbstzeitlose gehört hierher. Nur die Feste (nämlich eigentlich Burg oder Stadt) ist ganz zum Substantiv geworden: der zerstörten Feste, auf hoher Feste.

Das Deutsche und das Deutsch

Die Sprach- und die Farbenbezeichnungen bilden ein substantivirtes Neutrum in zwei Formen neben einander, in einer Form mit Deklinationsendung und einer Form ohne Endung: das Deutsche und das Deutsch, das Englische und das Englisch, das Blaue (ins Blaue hinein reden) und das Blau (das Himmelblau), das Weiße (im Auge) und das Weiß (das Eiweiß). Zwischen beiden Formen ist aber ein fühlbarer Bedeutungsunterschied. Das Deutsche bezeichnet die Sprache überhaupt, und dem schließt sich auch das Hochdeutsche, das Plattdeutsche usw. an. Sobald aber irgend ein beschränkender Zusatz hinzutritt, der eine besondre Art oder Form der deutschen Sprache bezeichnet, wird die kürzere Form gebraucht: das heutige Deutsch, ein

fehlerhaftes Deutsch, das beste Deutsch, mein Deutsch, dieses Deutsch, das Juristendeutsch, das Tintendeutsch (Goethe im Faust: in mein geliebtes Deutsch zu übertragen; der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht).

Die längere Form: das Deutsche und das Blaue muß natürlich schwach deklinirt werden: Lehrer des Deutschen, die beste Zensur im Deutschen, ein Kirchlein steht im Blauen, Willkommen im Grünen! Die kürzere Form halten manche für ganz undeklinirbar und schreiben: des Juristendeutsch, eines feurigen Rot. Sie steht aber durchaus auf einer Stufe mit andern endungslosen substantivirten Neutren, wie: das Gut, das Übel, das Recht, das Dunkel, das Klein (für Kleinod, Kleinet, z. B. Gänseklein), das Wild, und es ist nicht einzusehen, weshalb man nicht sagen soll: des Eigelbs, des Tintendeutschs. An dem tschs braucht man nicht Anstoß zu nehmen, sonst dürfte man auch nicht sagen: des Erdrutschs, des Stadtklatschs.

Lieben Freunde oder liebe Freunde?

Obwohl es keinem Menschen einfällt, in der Anrede zu sagen: teuern Freunde, geehrten Herren, geliebten Eltern, schwankt man wunderlicherweise seit alter Zeit bei dem Adjektivum lieb. Das ursprüngliche ist allerdings, daß beim Vokativ die schwache Form steht. Im Gotischen ist es immer so. Aber bereits im Althochdeutschen dringt die starke Form ein, und im Neuhochdeutschen gewinnt sie bis zum achtzehnten Jahrhundert die Oberhand. Auch die Kanzleisprache sagte schließlich: liebe Getreue statt: lieben Getreuen! Und heute haben wir bei einer Verbindung wie lieben Freunde nicht mehr das Gefühl von etwas organischem, von etwas, was so in Ordnung wäre, sondern die Empfindung einer gequälten Altertümelei. Wer diese Empfindung nicht erregen will, muß die schwache Form in der Anrede vermeiden.

Wir Deutsche oder wir Deutschen?

Ist es richtiger, zu sagen: wir Deutsche oder wir Deutschen? Diese Frage, die neuerdings viel unnötigen Staub aufgewirbelt hat, würde wohl gar nicht entstanden sein, wenn nicht Bismarck in der bekannten Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888 den Ausspruch gethan hätte, der dann auf zahllosen Erzeugnissen des Gewerbes (Bildern, Gedenkblättern, Denkmünzen, Armbändern usw.) angebracht worden ist: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt. Denn so hat er nach den stenographischen Berichten gesagt, und so scheint er also gewohnt zu sein zu sagen. Aber schon der Umstand, daß die Zeitungen am 7. Februar (vor dem Erscheinen der stenographischen Berichte!) druckten: Wir Deutschen, und daß sich die Gewerbtreibenden vielfach zu vergewissern suchten, wie er denn eigentlich gesagt habe, zeigt, daß seine Ausdrucksweise auffällig war; dem Volksmunde war geläufiger: wir Deutschen, und so ist in der That schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert viel öfter gesagt worden als wir Deutsche, obwohl es in der Einzahl heißt: ich Deutscher, und heute vollends sagt niemand mehr, wahrscheinlich auch Bismarck nicht: wir Arme, ihr Reiche, wir Alte, ihr Junge, sondern wir Armen (Gretchen im Faust: am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles, ach wir Armen!), ihr Reichen, wir Alten, ihr Jungen, wir Konservativen, wir Liberalen, wir Wilden (Seume: wir Wilden sind doch beßre Menschen), wir Geistlichen, wir Gesandten, wir Vorgenannten, wir Unterzeichneten, wir armen Deutschen, wir guten dummen Deutschen. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb gerade die Deutschen von all diesen substantivirten Adjektiven und Partizipien eine Ausnahme machen sollen. Wenn sich augenblicklich eine Menge Menschen, denen es gar nicht einfällt, zu sagen: wir Arme, mit dem vereinzelt aufgeschnappten und ihrem eignen Munde ganz un=

gewohnten wir Deutsche spreizen, so ist das einfach lächerlich.

Die Ursache, weshalb hinter wir und ihr schon früh die schwache Form bevorzugt worden ist, ist offenbar dieselbe, die hinter den hinweisenden Fürwörtern, den besitzanzeigenden Adjektiven, und hinter alle und keine wirksam gewesen ist (vgl. S. 30): daß es sich um eine bestimmte Menge handelt. Wenn man sagt: Wir Deutschen, so meint man damit entweder alle Deutschen überhaupt, oder alle Deutschen in einem bestimmten Falle, z. B. alle, die in einer aus Angehörigen verschiedner Nationen gemischten Versammlung anwesend sind. Daß im Akkusativ der Mehrzahl die starke Form vorgezogen worden ist: uns Deutsche, hat seinen Grund einfach darin, daß man ihn sonst nicht hätte vom Dativ unterscheiden können (bei Burkhard Waldis aber: und das Reich an uns Deutschen kumen).

Ein Unterschied läßt sich zwischen wir beiden und wir beide machen. Wenn der Lehrer am Schluß der Stunde fragt: Wer ist noch nicht drangewesen? ein Schüler dann antwortet: Wir beiden sind noch nicht drangewesen, der Lehrer das bezweifelt und sagt: Ich dächte, du wärst schon drangewesen, so kann der Schüler das zweitemal antworten: Nein, wir beide sind noch nicht drangewesen. Im zweiten Falle wird beide mehr zum Prädikat gezogen, wir beiden dagegen ist dasselbe wie wir zwei. Freilich heißt es in Holteis Mantelliede: wir beide haben niemals gebebt.

Verein Leipziger Gastwirte — an Bord Sr. Maj. Schiff

Ein gemeiner Fehler, für den leider in den weitesten, auch in gebildeten Kreisen schon gar kein Gefühl mehr vorhanden zu sein scheint, liegt in Verbindungen wie: Verein Leipziger Gastwirte, Hilfskasse Leipziger Journalisten, Radirungen Düsseldorfer Künstler, Photographien Magdeburger Baudenkmäler, eine Sammlung altmeißner Porzellane, nach Meldungen Dresdner Zeitungen.

Die von Ortsnamen gebildeten Formen auf er

werden von vielen jetzt für Adjektiva gehalten, wie sich schon darin zeigt, daß sie sie mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben: pariser, wiener, thüringer, schweizer, auch darin, daß sie Adverbia dazu setzen: echt Münchner Löwenbräu (statt echtes Münchner Löwenbräu). Das ist ein großer Irrtum. Diese Formen sind keine Adjektiva, sondern erstarrte Genitive von Substantiven. Der Leipziger Bürgermeister ist, wörtlich ins Lateinische übersetzt, nicht consul Lipsiensis — das wäre der Leipzigische Bürgermeister —, sondern Lipsiensium consul, der Bürgermeister der Leipziger. Man sieht das deutlich, wenn man solche Verbindungen zugleich mit einem wirklichen Adjektivum deklinirt, z. B. der neue Berliner Ofen. Dann lauten die einzelnen Kasus: des neuen Berliner Ofens, dem neuen Berliner Ofen, den neuen Berliner Ofen, die neuen Berliner Öfen usw. Während also das Adjektivum neu und das Substantiv Ofen deklinirt werden, bleibt Berliner stets unverändert. Ganz natürlich; es ist eben kein Adjektivum, sondern ein eingeschobner, abhängiger Genitiv. Der Irrtum entsteht dadurch, daß man, durch den Gleichklang der Endungen verführt, solche abhängige Genitive mit dem Genitiv von wirklichen Adjektiven wie deutscher, preußischer zusammenwirft. Weil man richtig sagt: eine Versammlung deutscher Gastwirte, glaubt man auch richtig zu sagen: ein Verein Leipziger Gastwirte. Leider heißt nur hier der Nominativ nicht Leipzige, während er dort deutsche heißt.

Nun ist aber in der artikellosen Deklination der Genitiv der Mehrzahl, wenn er nicht durch ein hinzugesetztes Adjektiv kenntlich gemacht wird, überhaupt nicht kenntlich; er muß leider! durch die Präposition von umschrieben werden. Wenn man sagt: eine Versammlung großer Künstler, so ist der Genitiv durch das Attribut großer genügend kenntlich gemacht; aber societas artificum läßt sich nimmermehr übersetzen: ein Verein Künstler, sondern nur ein Künstlerverein oder: ein Verein von Künstlern;

erst durch das von entsteht ein erkennbarer Genitiv. Ganz ebenso ist es aber auch, wenn zu dem Substantiv ein Attribut tritt, das nicht deklinirbar ist, z. B. ein Zahlwort oder ein abhängiger (kein attributiver) Genitiv. So unmöglich und so falsch es ist, zu sagen: infolge Sorgen, ein Bund sechs Städte, nach Verlauf vier Wochen, die Lieferung fünftausend Gewehre, in der ersten Zeit dessen Leitung, mit Bewilligung dessen Eltern, unter Angabe deren Kennzeichen, die Neubesetzung Herrn Dornfelds Stelle, unterhalb Dr. Heines Brücke, der Verkauf ihres Mannes Bücher, Genüsse mancherlei Art, eine Quelle allerhand Verlegenheiten, so gewiß in allen diesen Fällen der Genitiv nur mit Hilfe der Präposition von kenntlich gemacht werden kann (ein Bund von sechs Städten, eine Quelle von allerhand Verlegenheiten), so gewiß muß es auch unbedingt heißen: Verein von Leipziger Gastwirten, Verhaftung von Erfurter Bürgern, Verkauf von Magdeburger Molkereibutter; bei Verein Berliner Künstler glaubt man immer nur einen Nominativ zu hören: ein Verein Künstler, wie bei: eine Menge Menschen, ein Haufe Steine, ein Sack Geld, ein Stück Brot usw.

Ebenso falsch ist es, wenn geschrieben wird: an Bord Sr. Majestät Schiff Möve, die Forschungsreise Sr. Majestät Schiff Gazelle. Der Genitiv Sr. Majestät hängt ab von Schiff. Aber wovon hängt Schiff ab? Von nichts; es schwebt in der Luft. Und doch soll auch das ein Genitiv sein, der von Bord oder Reise abhängt. Der kann nur dadurch erkennbar gemacht werden, daß man schreibt: an Bord von Sr. Majestät Schiff Gazelle, denn an Bord Sr. Majestät Schiffs Gazelle wird niemand gern sagen wollen.*)

*) Der Fehler ist, wie die ganze Phrase und wie so vieles andre heute, eine Nachäfferei des Englischen. Im Englischen wird on board mit dem Akkusativ verbunden (to go on board a ship — on board Her Majesty's ship Albert). Aber was geht das uns an?

Anstatt des abhängigen dessen und deren braucht man sich nur des attributiven sein und ihr zu bedienen, und der Genitiv ist sofort erkennbar. Falsch ist: ich gedenke dessen Güte und Macht — die Briefe Goethes an seinen Sohn während dessen Studienjahre in Heidelberg — eine Darstellung der alten Kirche und deren Kunstschätze — die Interessen der Stadt und deren Einwohner — eine Aufzählung aller Güter und deren Besitzer — eine Versammlung sämtlicher evangelischen Fürsten und deren Vertreter — zum Besten der Verunglückten und deren Hinterlassenen — die Sicherstellung der Zukunft der Beamten und deren Familien; es muß heißen: seiner Güte und Macht, ihrer Hinterlassenen, ihrer Familien usw.*)

Schwerwiegender oder schwerer wiegend?

Bei der Vorliebe, womit jetzt einfache Begriffe wie groß und klein, stark und schwach, schwer und leicht durch schleppende Zusammensetzungen wie tiefgehend, weitgehend, weittragend, schwerwiegend ersetzt werden, entsteht oft Verlegenheit, wie man solche Zusammensetzungen im Komparativ und Superlativ behandeln soll. Logisch ist ja die Frage leicht zu beantworten: was gesteigert werden soll, ist nicht das Partizip gehend, sondern das dabeistehende Adverbium tief oder weit.**) In vielen solchen Zusammensetzungen ist aber das Adverbium mit dem Partizip so innig verwachsen, daß man kaum noch die Zusammensetzung empfindet. Wenn also auch niemand wagen wird, eine weitverbreitete Unsitte zu steigern: eine weitverbreitetere Unsitte, sondern eine weiter verbreitete, das hochbesteuerte Einkommen nicht: das hochbesteuertste, sondern das höchstbesteuerte, so ist

*) Beim Dichter läßt man sich gefallen: drum komme, wem der Mai gefällt, und freue sich der schönen Welt und Gottes Vatergüte (statt der Vatergüte).

**) Völlig unsinnig ist natürlich: es giebt kein leicht verdaulicheres Mehl als Rademanns Kindermehl.

doch gegen einen Komparativ wie *zartfühlender* nichts einzuwenden, denn das Partizipium *fühlend* wird hier gar nicht als Verbalform empfunden, sondern etwa wie *fühlig* in *feinfühlig*, und solche Zusammensetzungen (*feinsinnig, kleinmütig, böswillig, fremdartig, gleichmäßig*) gelten für einfache Wörter und können nur steigern: *kleinmütiger, der kleinmütigste*. Ihnen würde sich auch das neumodische *hochgradig* anschließen. Dazwischen liegen aber nun Zusammensetzungen, bei denen manchmal kaum zu entscheiden ist, ob man sie als einfache oder als zusammengesetzte Wörter behandeln soll; sogar derselbe Mensch kann zu verschiednen Zeiten darin verschieden fühlen. Ganz unerträglich sind: der *schöngelegenste* Teil, die *vielgenannteste* Persönlichkeit, die *leichtlaufendste* Maschine, die *tiefliegendere* Bedeutung, *tiefgehendere* Anregungen, die *feinschmeckenderen Sorten*, die *naheliegendste* Erklärung, die *weitblickendere* Klugheit, eine *engbegrenztere* Aufgabe; es muß unbedingt heißen: der *schönstgelegne*, noch besser der *am schönsten* gelegne Teil, die *am meisten genannte* Persönlichkeit, die *tiefer liegende* Bedeutung, *tiefer gehende* Anregungen, die *feiner schmeckenden* Sorten, die *nächstliegende* Erklärung, die *weiter blickende* Klugheit, eine *enger begrenzte* Aufgabe. Nicht ganz so anstößig erscheint: die *wohlgemeinteste* Warnung, die *weitgehendste* Mitwirkung, die *weittragendste* Bedeutung, obwohl natürlich die *bestgemeinte* Warnung, die *weitestgehende* Mitwirkung vorzuziehen ist. Völlig gewöhnt haben wir uns an den *tiefgefühltesten* Dank und an die *hochgeehrtesten* oder *hochverehrtesten* Herren. Schön kann man alle solche Steigerungen nicht nennen; sie klingen alle mehr oder weniger schleppend und schwülstig, und was sie ausdrücken sollen, kann meist durch ein einfacheres Wort oder einen kurzen Nebensatz ebenso kräftig und deutlich gesagt werden.

Größtmöglichst

Noch schlimmer freilich sind die jetzt so beliebten doppelten Superlativbildungen, wie die besteingerichtetsten Verkehrsanstalten, die bestbewährtesten Fabrikate, der feinstlaubigste Kohlrabi u. ähnl. (statt der besteingerichteten oder der bewährtesten). Für so gut als möglich kann man natürlich auch sagen: möglichst gut. Es giebt ja verschiedne Grade der Möglichkeit, es kann etwas leichter möglich sein und auch schwerer möglich; man sagt auch: thue dein Möglichstes! Wie muß sich aber diese Steigerung mißhandeln lassen! Die einen stellen die Wörter verkehrt, bringen den Superlativ an die falsche Stelle und sagen bestmöglich; andre wissen sich gar nicht genug zu thun und bilden auch hier wieder den doppelten Superlativ bestmöglichst, größtmöglichst: mit größtmöglichster Beschleunigung. Das beste ist es, auch solche schwülstige Übertreibungen ganz zu vermeiden. Das gilt auch von der jetzt so beliebten Steigerung: der denkbar größte. Wenn ein Nutzen nicht der denkbar größte wäre, so wäre er doch auch nicht der größte. Welch unnötiger Wortschwall also!

Vollkommner Blödsinn ist es natürlich, wenn ein Arzt bittet, möglichst keine Briefe an ihn zu richten, da er verreist sei, Zeitungen ihre Abonnenten auffordern, das Abonnement baldgefälligst zu erneuern; was sie meinen, ist weiter nichts als: womöglich keine und: gefälligst bald.

Bei Adjektiven, die auf einen Zischlaut endigen, stoßen im Superlativ zwei Zischlaute zusammen. Das stört nicht, wenn die Wörter mehrsilbig sind (der weibischste, der malerischste), wohl aber, wenn sie einsilbig sind (der hübschste, der süßste). Man bewahrt dann lieber das e, das sonst immer ausgeworfen wird, und sagt: der hübscheste, der süßeste. Von groß ist allgemein der größte üblich geworden (Goethe im Götz auch: der hübschte).

Gedenke unsrer oder unser?

Auch in der Deklination der Fürwörter herrscht jetzt hie und da Unwissenheit oder Unsicherheit. Daß man eine Frage besprechen muß, wie: gedenke *unsrer* oder *unser*? ist sehr traurig, aber es ist leider nötig, denn der Fehler: es harrte *unsrer* eine Strafe oder: ich werde *eurer* gedenken — macht immer weitere Fortschritte; viele glauben offenbar, die kürzern Formen seien nur durch Nachlässigkeit entstanden.

Die Genitive der persönlichen Fürwörter *ich*, *du*, *er*, *wir*, *ihr*, *sie* heißen: *mein*, *dein*, *sein*, *unser*, *euer*, *ihr*, z. B.: gedenke *mein*, Vergiß*mein*nicht, der Buhle *mein*, ich denke *dein*, *unser* einer, *unser aller* Wohl, *unser* keiner lebt ihm selber, auch *Vater unser*, das nicht etwa durch willkürliche Umstellung von *Unser Vater* entstanden ist, sondern noch den nachgestellten alten Genitiv bewahrt hat.*) Daneben sind freilich im Singular schon früh die unorganischen Formen *meiner*, *deiner*, *seiner* aufgekommen und haben sich festgesetzt, aber doch ohne die echten, alten Formen ganz verdrängen zu können (Gellert: der Herr hat *mein* noch nie vergessen, vergiß, mein Herz, auch *seiner* nicht); *ihr* ist leider ganz durch *ihrer* verdrängt worden: wir wollen uns *ihrer* annehmen. Aber in der ersten und zweiten Person der Mehrzahl ist doch die richtige alte Form noch so lebendig, daß es unverantwortlich wäre, wenn man sie nicht gegen die falsche, die sich auch hier eindrängen möchte, in Schutz nehmen wollte. *Unsrer* und *eurer* sind Genitive des besitzanzeigenden Eigenschaftswortes, aber nicht des persönlichen Fürworts. Also: erbarmt euch *unser* und *unsrer* Kinder!

---

*) Aus diesen Genitiven sind dann, indem man sie als Nominative auffaßte (*mein* wie *klein*) und nun aufs neue deklinirte, die besitzanzeigenden Eigenschaftswörter *mein*, *dein*, *sein*, *unser*, *euer*, *ihr* entstanden.

Derer und deren

Die Genitive der Mehrzahl derer und deren sind der alten Sprache überhaupt unbekannt, sie hat nur der; beide sind — ebenso wie die Genitive der Einzahl dessen und deren — erst im Neuhochdeutschen gebildet worden und als willkommne Unterscheidungen des alten betonten und lang gesprochnen Determinativums und Relativums der (dēr) von dem unbetonten und kurzgesprochenen Artikel der (dĕr) festgehalten worden. Derer steht vor Relativsätzen (und verdient dort den Vorzug vor dem schleppenden derjenigen): deren ist Demonstrativum: die Krankheiten und deren Heilung (d. i. ihre Heilung) und Relativum: die Krankheiten, deren Heilung möglich ist. Falsch ist es also, wenn Relativsätze angefangen werden: in Betreff derer, vermöge derer.

Ein ganz neuer Unsinn, den man aber immer öfter lesen muß, ist dessem und derem: der Dichter, dessem löblichen Fortschreiten ich mit Freuden folge — die Geschäfte werden inzwischen von dessem Stellvertreter besorgt — die fremde Kunst, bei derem Studium der Deutsche seine eigne Kunst vergaß — für die Behörden zu derem alleinigen Gebrauch ausgefertigt. Der Dativ, der in diesen Sätzen steht, hat gleichsam den vorangehenden abhängigen Genitiv angesteckt und dadurch diese Mißbildungen geschaffen. Die Verirrung geht aber wohl öfter in den Köpfen der Setzer als in denen der Schriftsteller vor; bei der Korrektur liest man über den Unsinn weg, und so wird er mit gedruckt. Auch dergleichem findet sich schon: er ist zu Verschickungen und dergleichem gebraucht worden.*)

Einunddesselben

Der arge Mißbrauch, der mit dem Pronomen derselbe getrieben wird, daß man es fortwährend

*) Das Dativ-m hat Ungebildeten immer großen Respekt eingeflößt. Schrieb und druckte man doch im vorigen Jahrhundert in Leipzig: der Gasthof zum drei Schwanen, der Riß zum Schlachthöfen. Man meinte natürlich zun, getraute sich das aber nicht zu schreiben.

für er oder dieser gebraucht (vgl. die Satzlehre) hat dazu geführt, daß man nun einunddieselbe sagen zu müssen glaubt, wo man derselbe in seiner wirklichen Bedeutung meint. Diese überflüssige Zusammensetzung wird vollends schleppend, wenn man sie pedantisch deklinirt: eines und desselben, einem und demselben. Wer sie nicht entbehren zu können glaubt, der schreibe wenigstens: an einunddemselben Tage, im Laufe einunddesselben Jahres, in einundderselben Hand. Dieselbe Freiheit nimmt man sich ja auch bei Grund und Boden: die Entwertung des Grund und Bodens, als ob beides nur ein Wort wäre, nicht des Grundes und Bodens; ebenso: ein Hut mit blau und weißem Band, wenn nicht zwei verschiedenfarbige Bänder gemeint sind, sondern ein zweifarbiges Band.

Man

Daß auch das unpersönliche Fürwort man deklinirt werden kann, dessen sind sich die allerwenigsten bewußt. In der lebendigen Rede bilden sie zwar, ohne es zu wissen, die casus obliqui ganz richtig, aber wenn sie die Feder in die Hand nehmen, getrauen sie sich nicht, sie zu schreiben, sondern suchen herum, wie sie sich ausdrücken sollen. Der Junge, der von einem andern Jungen geneckt wird, sagt: laß einen doch gehen! und wenn er sich über den Necker beschwert, sagt er: der neckt einen immer. Aber auch der Erwachsne sagt: das kann einem alle Tage begegnen. Und Lessing schreibt: macht man das, was einem so einfällt? — so was erinnert einen manchmal, woran man nicht gern erinnert sein will — muß man nicht grob sein, wenn einen die Leute sollen gehen lassen? — Goethe sagt sogar: eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll bar Geld herkommen? Es ist also klar: die casus obliqui von man werden in der lebendigen Sprache gebildet durch eines, einem, einen. Viele scheinen zwar diese Ausdrucksweise jetzt nicht für fein zu halten, sich einzubilden, daß sie nur der niedrigen Umgangs-

sprache zukomme, aber das ist bloßer Aberglaube; man kann sich gar nicht besser ausdrücken, als wie es Goethe gethan hat: wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es einem frei, seinen Aufwand einzurichten, wie man will.

Jemandem oder jemand?

In jemand und niemand ist das d ein unorganisches Anhängsel. Die Wörter sind natürlich mit man (Mann) zusammengesetzt (ieman, nieman), im Mittelhochdeutschen heißen Dativ und Akkusativ noch iemanne, niemanne, ieman, nieman. Da sich das Gefühl dafür durchaus noch nicht verloren hat, wie das Schwanken zeigt, da es jedermann noch versteht, wenn man sagt: ich habe niemand gesehen, du kannst niemand einen Vorwurf machen, so ist nicht einzusehen, weshalb die durch Mißverständnis entstandnen Formen jemandem, niemandem, jemanden, niemanden den Vorzug verdienen sollten.

Jemand anders

Der gute Rat, bei den Adjektiven, deren Stamm auf er endigt, immer die schönen, kräftigen Formen: unsers, andern den weichlichen Formen: unsres, andren vorzuziehen (vgl. S. 25), erleidet eine Ausnahme bei dem Neutrum anders. Unser heutiges Umstandswort anders (ich hätte das anders gemacht), ist ursprünglich nichts „andres“ als das Neutrum von andrer, andre, andres (ein andres Kleid). Die Sprache hat sich hier des ganz äußerlichen Mittels bedient, das einemal den Vokal der Endung, das andremal den des Stammes auszuwerfen, um einen Unterschied zwischen Adjektivum und Adverbium zu schaffen. (Ebenso bei besondres und besonders). An diesem Unterschied ist natürlich nun festzuhalten, niemand wird schreiben: ein anders Kleid. Zum Glück hat sich aber in der lebendigen Sprache in den Verbindungen: wer anders, was anders, jemand anders, niemand anders die kräftigere Form erhalten; man sagt: wer anders

sollte mir helfen? — das ist niemand anders gewesen als du — ja, Bauer, das ist ganz was anders (was in der bekannten Fabel von Richey und Ramler durchaus nicht bloß wegen des Reims auf Alexanders so geschrieben ist). In allen diesen Verbindungen ist anders nicht etwa als Adverbium aufzufassen, sondern es ist der Genitiv des geschlechtlosen Neutrums, das zur Bezeichnung beider Geschlechter dient, wie in jemand fremdes. Darnach kann nun auch kein Zweifel sein, wie diese Verbindungen deklinirt werden müssen. Der Volksmund hat das richtige, wenn er sagt: von wem anders soll ich mir denn helfen lassen? — ich bin mit niemand anders in Berührung gekommen. Mit niemand anderm ist falsch, freilich nicht viel falscher als: von was anderm, zu was besserm, zu nichts gutem, wo auch das abhängige Wort, das eigentlich im Genitiv stehen müßte, die Kasusbezeichnung übernommen hat, die in was und nichts nicht zum Ausdrucke kommt.

Ein andres und etwas andres

Das Neutrum von jemand anders heißt etwas andres, im Volksmunde was andres. Die Mutter sagt: ich habe dir was schönes oder etwas schönes mitgebracht. Ebenso etwas Gutes, etwas Rechtes, etwas Wahres, etwas Großes, etwas Wesentliches, etwas Neues, etwas Weiteres. Dieses schlichte was oder etwas verschmäht man jetzt, man schreibt: Und noch ein Andres muß ich erwähnen — und nun können wir noch ein Weiteres hinzufügen — man darf nicht glauben, daß damit ein Wesentliches gewonnen sei — auch der reichhaltigste Stoff muß ein Spezifisches haben, das ihn von tausend andern unterscheidet; und man kommt sich ungemein vornehm vor, wenn man so schreibt. Es ist aber nichts als Ziererei.

„Etwas andres“ ist es, wenn ein nicht das unbestimmte Fürwort, sondern das Zahlwort bedeuten soll, z. B.: dann hätte das Unternehmen wenigstens

ein Gutes gehabt. Das ist natürlich ebenso richtig wie: das eine Gute.

Zahlwörter

Gegen die richtige Bildung der Zahlwörter werden nur wenig Verstöße begangen. Es ist auch kaum Gelegenheit dazu. Lächerlich ist es, daß manche Leute immer sechszig und siebenzig drucken lassen, denn in ganz Deutschland sagt man sechzig und siebzig. Ein Streit, ob fünfzehn und fünfzig oder funfzehn und funfzig „richtig" sei, ist ebenso müßig, wie die Frage, ob es nützen oder nutzen heißen müsse. Beide Formen sind nur mundartlich verschieden, wie früher auch Gülden und Gulden, Mücken und Mucken, grün und grun (Grunewald, Grunow)*).

Statt hundertunderste kann man jetzt öfter lesen: hundertundeinte, aber doch nur nach dem unbestimmten Artikel: nicht als ob ich zu den hundert Fausterklärungen noch eine hundertundeinte hinzufügen wollte. Man kann das nicht schlechthin verdammen; denn es schwebt dabei weniger die Reihenfolge und der letzte Platz in dieser Reihenfolge vor, als die Summe, die sich von hundert auf hundertundeins vermehrt.

Starke und schwache Konjugation

Wie bei den Hauptwörtern zwischen einer starken und einer schwachen Deklination, so unterscheidet man bei den Zeitwörtern zwischen einer starken und einer schwachen Konjugation. Starke Zeitwörter nennt man die, die ihre Formen aus eigner Kraft, nur durch Veränderung des Stammwortes bilden, schwache die, die zur Bildung ihrer Formen andrer Mittel bedürfen. Ein starkes Zeitwort ist: ich springe, ich sprang,

*) Leute, die altertümlich schreiben möchten, z. B. Verfasser historischer Romane oder Schauspiele, greifen gern zu zween und zwo, haben aber gewöhnlich keine Ahnung von den Geschlechtern und machen sich dann nur lächerlich. Darum wohl gemerkt: zween ist männlich, zwo weiblich, zwei sächlich.

ich bin gesprungen, ein schwaches: ich sage, ich sagte, ich habe gesagt. Die Veränderung des Stammlauts nennt man den Ablaut, die verschiednen Wege, die der Ablaut einschlägt, die Ablautsreihen.*) Die wichtigsten Ablautsreihen sind: ei, i, i (reite, ritt, geritten), ei, ie, ie (bleibe, blieb, geblieben), ie, o, o (gieße, goß, gegossen), i, a, u (binde, band, gebunden), i, a, o (schwimme, schwamm, geschwommen), e, a, o (nehme, nahm, genommen), i, a, e (bitte, bat, gebeten), e, a, e (lese, las, gelesen), a, u, a (fahre, fuhr, gefahren). Außerdem giebt es noch unregelmäßig ablautende Zeitwörter und gewisse Mischformen, wie heiße, hieß, geheißen, wofür man jetzt oft falsch gehießen hören muß, als ob es in die zweite Ablautsreihe gehörte!

Fast noch bewundernswürdiger als in der Deklination der Hauptwörter ist in der Flexion der Zeitwörter die Sicherheit, mit der auch der Mindergebildete der Fülle und Mannigfaltigkeit der Formen gegenübersteht. Freilich giebt es auch hier Schwankungen und Verirrungen, darunter sogar recht ärgerliche und beschämende. Es giebt Verbalstämme, die eine starke und auch eine schwache Flexion erzeugt haben, mit verschiedner Bedeutung; da ist dann Verwechslung eingetreten. Es giebt aber auch Zeitwörter, die sich bloß in die andre Flexion verirrt haben ohne Bedeutungswechsel. Manches ist aber doch bei gutem Willen vielleicht noch aufzuhalten.

Verschieden flektirte und schwankende Zeitwörter

Das intransitive hangen und das transitive hängen (eigentlich henken) jetzt noch streng auseinanderhalten zu wollen, ist wohl vergebliches Bemühen. Wenn auch im Perfekt noch richtig gesagt wird: ich habe das Bild aufgehängt, und aufgehangen als fehlerhaft empfunden wird, so hat sich doch leider fast allgemein eingebürgert: ich hing

*) Auch diese Ausdrücke stammen von Jakob Grimm.

den Hut auf, und abhangen, zusammenhangen erscheint uns altertümlich gesucht, obwohl es das richtige ist. Ähnlich verhält sichs mit wägen und wiegen; man sagt jetzt ebenso: der Bäcker wiegt das Brot, wie: das Brot wiegt zu wenig, obwohl es im ersten Falle eigentlich wägt heißen müßte. Auch bei schmelzen, löschen und verderben ist von Rechts wegen zwischen einer transitiven schwachen und einer intransitiven starken Flexion zu unterscheiden: die Sonne schmelzt den Schnee, hat den Schnee geschmelzt, aber der Schnee schmilzt, ist geschmolzen; der Wind löscht das Licht aus, hat es ausgelöscht, aber das Licht verlischt, ist verloschen; das Fleisch verdirbt, verdarb, ist verdorben, aber der schlechte Umgang verderbt die Jugend, verderbte sie, hat sie verderbt. Leider wird der Unterschied nicht überall mehr beobachtet (am ehesten noch bei löschen). Von dem ursprünglich intransitiven stecken (der Schlüssel steckt an der Thür) hat sich ein transitives stecken abgezweigt (ich stecke den Schlüssel an die Thür). Beide werden jetzt meist schwach flektirt; das intransitive war aber früher stark: wo stickst du? Und mundartlich heißt es ja noch heute: der Schlüssel stak, ja sogar: wo hast du die Nacht gestocken?

Schlechterdings nicht verwechselt werden sollte gesonnen und gesinnt, geschaffen und geschafft. Gesonnen kann nur die Absicht oder den Willen bedeuten: ich bin gesonnen, zu verreisen; gesinnt, das gar nicht von dem Zeitwort sinnen, sondern von dem Hauptwort Sinn gebildet ist, kann nur von der Gesinnung gebraucht werden: er war gut deutsch gesinnt, er ist mir feindlich gesinnt. Schaffen bedeutet in der starken Flexion (schuf, geschaffen) die wirklich schöpferische Thätigkeit, das Hervorbringen: der Dichter hat ein neues Werk geschaffen. Ist aber nur arbeiten, hantiren, ausrichten, bewirken, bringen (z. B. Waren auf den Markt schaffen), gemeint, so muß es schwach flektirt werden (schaffte, geschafft). Von Rat schaffen also, Nutzen schaffen,

Abhilfe schaffen, Ersatz schaffen, Raum schaffen, Luft schaffen und dem jetzt in der Zeitungssprache so beliebten Wandel schaffen dürfen durchaus nur die schwachen Formen gebildet werden; es ist ein grober Fehler, zu sagen: hier muß Wandel geschaffen werden. Ein neuer Raum kann geschaffen werden, aber Raum wird geschafft.

Auch schleifen hat sich im Laufe der Zeit gespalten in ein starkes Verbum (schliff, geschliffen) und ein schwaches (schleifte, geschleift), die verschiedne Bedeutung haben. Das Messer wird geschliffen, aber die Kleiderschleppe wird über den Boden geschleift. Früher wurden auch Städte und Festungen geschleift (auch Verbrecher auf den Richtplatz); jetzt wird nur noch ein Student von einem andern in die Kneipe geschleift, und dort wird dann gekneipt (nicht geknippen), denn kneipen „in diesem Sinne“ ist ja nur eine Ableitung von Kneipe.

Zwei ganz verschiedne Verba, ein starkes und ein schwaches, begegnen sich in laden. Zwar werden jetzt ebenso Gäste geladen wie Kohlen und Gewehre, auch sagt man schon in beiden Fällen: ich lud. Im Präsens wird aber doch noch unterschieden zwischen: du ladest oder er ladet mich ein (Schiller: es lächelt der See, er ladet zum Bade) und er lädt das Gewehr.

Höchst unangenehm fällt die fortwährende Vermischung von dringen und drängen auf. Dringen ist intransitiv und hat zu bilden: ich drang vor, ich bin vorgedrungen. Drängen dagegen ist transitiv oder reflexiv und kann nur bilden: ich drängte, ich habe gedrängt; also auch: ich drängte mich vor, ich habe mich vorgedrängt, es wurde mir aufgedrängt. Durchaus falsch ist: ich dringe mich nicht auf, ich habe mich nicht aufgedrungen, diese Auffassung hat sich mir aufgedrungen.

Eine ärgerliche Verwirrung ist bei dünken eingerissen. Man sollte dieses Wort, das ohnehin für unser heutiges Sprachgefühl etwas gesucht alter-

tümelndes hat, lieber gar nicht mehr brauchen, wenn mans nicht mehr richtig zu flektiren weiß! Das Imperfekt von dünken heißt däuchte; beide Formen verhalten sich zu einander genau so wie denken und dachte, womit sie ja auch stammverwandt sind. Aus däuchte hat man aber ein Präsens däucht gemacht, noch dazu falsch mit dem Dativ verbunden: mir däucht (!). Wer sich ganz besonders fein ausdrücken will, sagt stets: mir däucht (statt mir scheint) und macht dabei zwei Schnitzer in zwei Worten. Das richtige ist: mich dünkt und mich däuchte.

Von manchen schwachen Verben ist vereinzelt ein starkes Partizip gebräuchlich mit einer besonders gefärbten Bedeutung, z. B. verschroben (von schrauben), verwunschen (der verwunschne Prinz, von verwünschen), unverhohlen (ich habe ihm unverhohlen meine Meinung gesagt, von verhehlen).

Frägt und frug

Eine Schande ist es — nicht für die Sprache, die kann ja nichts dafür, wohl aber für die Schule, die das recht gut hätte verhüten können und doch nicht verhütet hat —, mit welcher Schnelligkeit in ganz kurzer Zeit die falschen Formen frägt und frug um sich gegriffen haben, auch in Kreisen, die für gebildet gelten wollen und den Anspruch erheben, ein anständiges Deutsch zu sprechen. Der Fehler wird deshalb so ganz besonders widerwärtig, weil sichs dabei um ein Zeitwort handelt, das hundertmal des Tags gebraucht wird. Das immer falsch hören zu müssen, ist doch gar zu greulich.

Die Zeitwörter mit ag im Stamme teilen sich in zwei Gruppen; die eine Gruppe gehört dem starken Verbum, die andre dem schwachen an. Die erste Gruppe bilden die beiden Verba: ich trage, du trägst — ich trug — ich habe getragen, ich schlage, du schlägst — ich schlug — ich habe geschlagen; sie haben dieselbe Auslautsreihe wie fahre, fuhr, gefahren — grabe, grub, gegraben — wachse, wuchs, gewachsen u. a. Zur zweiten Gruppe ge-

hören: ich *sage*, du *sagst* — ich *sagte* — ich habe *gesagt*, ich *jage*, du *jagst* — ich *jagte* — ich habe *gejagt*; ebenso *klagen, nagen, plagen, ragen, wagen, zagen. Fragen* hat nun seit Jahrhunderten unbezweifelt zur zweiten Gruppe gehört: ich *frage*, du *fragst* — ich *fragte* — ich habe *gefragt*. Unsre Klassiker kennen keine andre Form. Zwei der besten deutschen Prosaiker, Gellert und Lessing, wissen von *frägt* und *frug* gar nichts. Nur ganz vereinzelt findet sich in Versen, also unter dem beengenden Einflusse des Rhythmus, *frug*; so bei Goethe in den Venetianischen Epigrammen: niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König um mich bekümmert — bei Schiller im Wallenstein: ja wohl, der Schwed frug nach der Jahrszeit nichts. Auch Bürger hat es (Lenore: sie *frug* den Zug wohl auf und ab, und *frug* nach allen Namen), und da haben wir denn auch die Quelle: es stammt aus dem Niederdeutschen. Bürger war 1747 in Molmerswende bei Halberstadt geboren; wahrscheinlich sagte man dort schon zu seiner Zeit allgemein *frug*.*) Aber noch in den fünfziger und sechziger Jahren unsers Jahrhunderts hörte man die Dialektform in der gebildeten Umgangssprache so gut wie gar nicht. Auf einmal tauchte sie auf. Und nun ging es ganz wie mit einer neuen Kleidermode, sie verbreitete sich anfangs langsam, dann schneller und immer schneller,**) und heute schwatzen nicht bloß die Ladendiener und die Ladenmädchen in der Unterhaltung unaufhörlich: ich *frug* ihn, er *frug* mich, wir *frugen* sie, sondern auch der Student, der Gymnasiallehrer, der Professor, alle schwatzens mit, alle Zeitungen, alle Novellen und Romane schreibens, das richtige bekommt man kaum noch zu hören oder zu lesen. Es fehlte nur, daß auch noch gesagt und

*) Das Niederdeutsche hat auch *jug* gebildet von *jagen*. Doch wird ein Unterschied gemacht. Bismarcks Vater brauchte *jagte* von der Jagd, *jug* von schneller Bewegung, z. B. schnellem Fahren. In Hannover sagt der gemeine Mann: ehe der Polizist die Nummer merken konnte, *jug* der Bengel um die Ecke.

**) Viel zu ihrer Verbreitung haben wohl Scheffel und Freytag beigetragen, die sie beide sehr lieben.

geschrieben würde: ich habe gefragen, er hat mich gefragen usw.*) Wie lange wird die alberne Mode dauern? wird sie nicht endlich dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen? Alle guten Schriftsteller und alle anständigen Zeitschriften und Zeitungen brauchten nur die falschen Formen beharrlich zu meiden, so würden wir sie bald eben so schnell wieder los sein, wie sie eingerissen sind.**)

Merkwürdig ist es, daß in diesem Falle die Sprache einmal aus der schwachen in die starke Konjugation abgeirrt ist. Gewöhnlich schlägt sie den umgekehrten Weg ein. Wie kleine Kinder, die erst reden lernen, anfangs starke Verba gern nach der schwachen Konjugation bilden: ich schreibte, er rufte mich, der Käfer fliegte, so haben es auch immer die großen Kinder gemacht, die nicht ordentlich hatten reden lernen. Aber einzelne Zeitwörter sind schon in alter Zeit auch den umgekehrten Weg gegangen; so ist das ursprüngliche geweist und gepreist schon längst durch gewiesen und gepriesen verdrängt worden, und in Mitteldeutschland kann man im Volksmunde hören: es wurde mit der großen Glocke gelauten, ich habe den ganzen Winter kalt gebaden, der Brief war zusammengefalten.***)

---

*) Die Grenzboten veröffentlichten 1882 ein hübsches Sonett aus Süddeutschland, das sich über das Vordringen der falschen Formen lustig machte. Es begann mit der Strophe:

Ich frug mich manchmal in den letzten Tagen:
Woher stammt wohl die edle Form: er frug?
Wer war der Kühne, der zuerst sie wug?
So frug ich mich, so hab ich mich gefragen.

Eine Anzahl von Zeitungen brachte dann elende Gegensonette, aus denen nichts weiter hervorging, als daß die Verfasser keine Ahnung von den Anfangsgründen der deutschen Grammatik hatten, und daß ihnen die falschen Formen so in Fleisch und Blut übergegangen waren, daß sie für das richtige schon alles Gefühl verloren hatten.

**) Wenn freilich Kindern, die im Elternhause noch richtig fragt und fragte gelernt haben, in der Schule das dumme frug in die Arbeiten hinein „korrigirt" wird, dann ist nichts zu hoffen!

***) Als eine Merkwürdigkeit mag erwähnt sein, daß die Leipziger Buchbinder sagen: das Buch wird bloß geheftet, dagegen die Leipziger Schneider: der Ärmel ist erst gehoften.

Übergeführt und überführt

Auch das transitive führen (d. h. bringen) und das intransitive fahren (d. h. sich bewegen) noch auseinanderhalten zu wollen, wäre vergebliches Bemühen. In beiden Bedeutungen wird schon längst bloß noch fahren gebraucht: ich fahre im Wagen, und der Kutscher fährt mich. Es kann aber gar nichts schaden, wenn man sich an Fuhre, Fuhrmann, Bierführer, dem ältern Buchführer (statt Buchhändler) u. a. den ursprünglichen Unterschied gegenwärtig hält. Und dazu könnte auch überführen dienen, das jetzt in der Zeitungssprache (als Ersatz für transportiren) beliebt geworden ist, wenn mans nur nicht fortwährend falsch flektirt lesen müßte!

Täglich muß man in Zeitungen von überführten Kranken und überführten Leichen lesen, das soll heißen: von Personen, die in das oder jenes Krankenhaus oder nach ihrem Tode in die Heimat zum Begräbnis gebracht worden sind. Wie kann sich nur das Sprachgefühl so verirren! Verbrecher werden überführt, wenn ihnen trotz ihres Leugnens ihr Verbrechen nachgewiesen wird; dann aber werden sie ins Zuchthaus übergeführt, wenn denn durchaus „geführt“ werden muß.

Es giebt eine große Anzahl mit Präpositionen zusammengesetzter Zeitwörter, bei denen, je nach der Bedeutung, die sie haben, bald die Präposition, bald das Zeitwort betont wird, z. B. übersetzen (den Wandrer über den Fluß) und übersetzen, überfahren (über den Fluß) und überfahren (ein Kind auf der Straße), überlegen (über die Bank) nnd überlegen, übergehen (zum Feinde) und übergehen (den nächsten Abschnitt), unterhalten (den Krug am Brunnen) und unterhalten, unterschlagen (die Beine) und unterschlagen (eine Geldsumme), unterbreiten (einen Teppich) und unterbreiten (ein Bittgesuch), hinterziehen (ein Seil) und hinterziehen (die Steuern), umschreiben (noch einmal oder ins Reine schreiben) und umschreiben (einen Ausdruck durch einen andern),

durchstreichen (eine Zeile) und durchstreichen (eine Gegend), durchsehen (eine Rechnung) und durchschauen (einen Betrug), umgehen und umgehen, hintergehen und hintergehen, wiederholen und wiederholen usw. Gewöhnlich haben die Bildungen mit betonter Präposition die eigentliche, sinnliche, die mit betontem Verbum eine übertragne, bisweilen auch die einen eine transitive, die andern eine intransitive Bedeutung. Die Bildungen nun, die die Präposition betonen, trennen bei der Flexion die Präposition ab, oder richtiger: sie verbinden sie nicht mit dem Verbum (ich breite unter, ich streiche durch, ich gehe hinter, daher auch hinterzugehen) und bilden das Partizip der Vergangenheit mit der Vorsilbe ge (untergebreitet, durchgestrichen, hintergegangen); die dagegen, die das Verbum betonen, lassen bei der Flexion Verbum und Präposition verbunden (ich unterbreite, ich durchstreiche, ich hintergehe, daher auch zu hintergehen) und bilden das Partizip ohne die Vorsilbe ge (unterbreitet, durchstrichen, hintergangen). Darnach ist es klar, daß von einem Orte zum andern etwas nur übergeführt, aber nicht überführt werden kann. Ebenso verhält sichs mit übersiedeln, wo das Sprachgefühl neuerdings auch ins Schwanken gekommen ist. Richtig ist nur: wann siedelst du über? ich bin schon übergesiedelt, aber nicht: wann übersiedelst du? ich bin schon übersiedelt.

Die Verwirrung stammt aus Süddeutschland und namentlich aus Österreich, wo nicht nur der angegebne Unterschied vielfach verwischt wird, sondern überhaupt die Neigung besteht, das Gebiet der trennbaren Zusammensetzung immer mehr einzuschränken. Der Wiener sagt stets: überführt, übersiedelt; er anerkennt etwas, er unterordnet sich, eine Aufgabe obliegt ihm, er redet von einem unterschobenen Kinde, von dem Text, der einem Liede unterlegt ist, er unterbringt einen jungen Mann in einem Geschäft, er überschäumt vor Entrüstung, er hat die verschiednen Weine des Landes durchkostet

usw. Wir sollten uns mit allen Kräften gegen diese Verwirrung wehren, die doch nur ein Zeichen einer traurigen Abstumpfung des Sprachgefühls ist.

Von den mit miß zusammengesetzten Zeitwörtern sind Partizipia mit oder ohne ge gebräuchlich, je nachdem man sich lieber miß oder das Verbum betont denkt, also mißlungen, mißraten, mißfallen, mißbilligt, mißbraucht, mißhandelt, neben gemißbraucht, gemißbilligt, gemißhandelt. Die Neigung geht aber doch immer mehr dahin, das Verbum zu betonen, wie die Infinitive mit zu zeigen.

Für neubacken wird jetzt immer öfter neugebacken geschrieben: ein neugebackner Doktor, ein neugebackner Ehemann usw., aber doch immer nur von solchen, die sich die gute alte Form nicht zu schreiben getrauen. Und doch fürchten sie sich weder vor neuwaschen noch vor altbacken noch vor hausbacken.

Ich bin gestanden oder ich habe gestanden?

Ufm Bergli bin i gsässe, ha de Vögle zugschaut; hänt gesunge, hänt gesprunge, hänt's Nestli gebaut — heißt es in Goethes Schweizerlied. Ich bin gesessen, gestanden, gelegen ist das Ursprüngliche, ist aber in der Schriftsprache längst durch habe gesessen, gestanden, gelegen verdrängt. Nur mundartlich lebt es noch fort, und in einer bairischen oder österreichischen Erzählung aus dem Volksleben läßt man sichs auch gern gefallen; in einem wissenschaftlichen Aufsatz ist es unerträglich. Wie köstlich aber ist das hänt gesprunge! Die Verba der Bewegung bilden ja das Perfektum alle mit sein; manche können aber daneben auch ein Perfektum mit haben bilden, nämlich dann, wenn das Verbum der Bewegung eine Beschäftigung bezeichnet. Man sagt: vorige Woche haben wir gejagt, aber: ich bin in der ganzen Stadt herumgejagt, eine Zeit lang bin ich diesem Trugbilde nachgejagt; wir haben die halbe Nacht getanzt, aber: das Pärchen war ins Nebenzimmer getanzt.

Jedermann sagt: ich bin gereist, nur der Handlungsreisende nicht, der sagt: ich habe nun schon zehn Jahre gereist, denn das Reisen ist seine Beschäftigung!*)

Singen gehört oder singen hören?

Eine der eigentümlichsten Erscheinungen unsrer Sprache, die dem Ausländer, der Deutsch lernen will, viel Kopfzerbrechens macht, wird mit der Frage berührt: heißt es: ich habe dich singen gehört oder singen hören?

Bei den Hilfszeitwörtern können, mögen, dürfen, wollen, sollen und müssen und bei einer Reihe andrer Zeitwörter, die ebenfalls mit dem Infinitiv verbunden werden, wie heißen, lehren, lernen, helfen, lassen (in allen seine Bedeutungen: befehlen, erlauben und zurücklassen), machen, sehen, hören und brauchen (im Sinne von müssen und dürfen) ist schon in früher Zeit das Partizipium der Vergangenheit, namentlich wenn es unmittelbar vor dem abhängigen Infinitiv stand (der Rat hat ihn geheißen gehen) durch eine Art von Versprechen mit diesem Infinitiv verwechselt und vermengt worden. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts heißt es bunt durcheinander: man hat ihn geheißen gehen und heißen gehen, und passiv: er ist geheißen gehen, er ist heißen gehen, er ist geheißen zu gehen, ja sogar er ist gegangen heißen. Schließlich drang an der Stelle des Partizips der Infinitiv vollständig durch, namentlich dann, wenn der abhängige Infinitiv unmittelbar davor stand, und so sagte man nun allgemein: ich habe ihn gehen heißen, ich habe ihn tragen müssen, ich habe ihn kommen lassen, ich habe ihn kennen lernen, ich habe ihn laufen sehen, ich habe ihn rufen hören, er hat

*) Diese Unterscheidung sitzt im Sprachgefühl so fest, daß mir sogar ein vierjähriges Kind auf meine bedauernde Frage: Du bist wohl gefallen? seelenvergnügt erwiderte: Ich bin nich gefallen, ich hab gehuppt.

viel von sich reden machen (Goethe im Faust: ihr habt mich weidlich schwitzen machen), du hättest nicht zu warten brauchen.*) Das merkwürdigste ist, daß bei dreien von diesen Zeitwörtern der abhängige Infinitiv ebenfalls erst durch ein Mißverständnis aus dem Partizip entstanden ist, nämlich bei hören, sehen und machen: ich höre ihn singen, ich mache ihn schwitzen ist ja entstanden aus: ich höre ihn singend, ich mache ihn schwitzend.**) In der Verbindung also: ich habe ihn singen hören sind, so wunderbar es klingt, zwei Partizipia, eins der Gegenwart und eins der Vergangenheit, durch bloßes Mißverständnis zu Infinitiven geworden! Diese merkwürdige Erscheinung ist aber nun durch jahrhundertelangen Gebrauch in unsrer Sprache so eingebürgert, und sie ist uns so vertraut und geläufig geworden, daß es gesucht, ungeschickt, geradezu fehlerhaft erscheint, wenn jemand schreibt: ich habe sie auf dem Balle kennen gelernt — Dozent auf der Hochschule hatte ich werden gewollt (behüt dich Gott! es hat nicht sein gesollt!) — er hatte ein Mädchen mit einem Kinde gewissenlos sitzen gelassen — über diesen Versuch hat er nie Reue zu empfinden gebraucht — du hast mir das Verständnis erschließen geholfen usw. Wer sich ungesucht ausdrücken will, bleibt beim Infinitiv, ja er dehnt ihn unwillkürlich gelegentlich noch auf sinnverwandte Zeitwörter aus und schreibt: wir hätten diese Schuld auch dann noch auf uns lasten fühlen.

Kommen zwei solche Hilfszeitwörter zusammen, so hilft es nichts, und wenn sich der Papiermensch noch so sehr darüber entsetzt: es stehen dann drei

---

*) Bei brauchen darf natürlich zu beim Infinitiv nicht fehlen. So arg hätte es in dem Hauptgebäude der Ausstellung nicht durchregnen brauchen — ist gemeines Berliner Zeitungsdeutsch.

**) Ebenso bei bleiben und haben: er ist sitzen geblieben (eigentlich: sitzend) — ich habe tausend Mark auf dem Hause stehen (eigentlich: stehend) — hat keiner einen Bleistift einstecken? (eigentlich: einsteckend). In der ältern Zeit schrieb man sogar: wir sind euch dafür danken (stat dankend).

Infinitive neben einander: wir hätten ihn laufen lassen sollen, laufen lassen müssen, laufen lassen können. Klingt wundervoll und ist — ganz richtig.

Du issest oder du ißt?

In der Flexion innerhalb der einzelnen Tempora können keine Fehler gemacht werden und werden auch keine gemacht. Bei Verbalstämmen, die auf s oder ß ausgehen, empfiehlt sichs, im Präsens in der zweiten Person des Singular das e zu bewahren, das sonst jetzt ausgeworfen wird: du reisest, du liesest, du fassest, du hassest, du beißest. Allgemein üblich ist freilich: du mußt, du läßt, fast allgemein auch: du ißt. Aber zu fragen: du speist doch heute bei mir? wäre nicht fein; zwischen speisen und speien muß man hübsch unterscheiden.

In der zweiten Person der Mehrzahl wird das e, wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland, schon längst nicht mehr gesprochen; also hat es auch keinen Sinn, es zu schreiben. Über Maueranschläge, wie: Besuchet Augsburg mit seinen althistorischen (!) Sehenswürdigkeiten, oder: Waschet mit Karol Weils Seifen-Extrakt, lacht man in Leipzig schon wegen des altmodischen et.

Stände oder stünde? Begänne oder begönne?

Immer größer wird die Unbeholfenheit, den Konjunktiv des Imperfekts richtig zu bilden. Viele getrauen sichs kaum noch, sie umschreiben ihn womöglich überall durch den sogenannten Konditional (würde mit dem Infinitiv), auch da, wo das nach den Regeln der Satzlehre ganz unzulässig ist. Besonders auffällig ist bei einer Reihe von Zeitwörtern die Unsicherheit über den Umlautsvokal: soll man ä oder ü brauchen? Das Schwanken ist dadurch entstanden, daß im Mittelhochdeutschen der Pluralvokal im Imperfektum vielfach anders lautete als der Singularvokal (half, hulfen; wart, wurden), dieser Unterschied sich aber später ausglich. Da

nun der Konjunktiv immer mit dem Umlaute des Plural=vokals gebildet wurde, so entstand Streit zwischen ä und ü. Da aber die ursprünglichen Formen (hülfe, stürbe, verdürbe, würbe, würfe) doch noch lebendig sind, so verdienen sie auch ohne Zweifel ge=schützt und den später eingedrungnen hälfe, stärbe, verdärbe, wärbe, wärfe vorgezogen zu werden. Neben würde ist die Form mit ä gar nicht aufge=kommen. Von stehen hieß das Imperfektum ur=sprünglich überhaupt nicht stand, sondern stund, wie es in Süddeutschland noch heute heißt; das u ging durch den Singular wie durch den Plural. Folglich ist auch hier stünde älter und richtiger als stände. Bei einigen Verben, wie bei beginnen, hat der Streit zwischen ä und ü im Anschluß an das o des Partizips (begonnen) ö in Aufnahme gebracht. Auch hier verdienen diese Formen mit ö (beföhle, begönne, besönne, empföhle, ge=wönne, gölte, rönne, schölte, schwömme, spönne), da sie den Formen mit umgewandeltem Pluralvokal entsprechen, den Vorzug vor denen mit ä.

Kännte oder kennte?

Ein Irrtum ist es, wenn man aus dem Indikativ kannte einen Konjunktiv kännte bilden zu dürfen glaubt. Die sechs schwachen Zeitwörter: brennen, kennen, nennen, rennen, senden und wenden haben eigentlich ein a im Stamm, sind also schon im Präsens umgelautet. Ihr Imperfekt bilden sie ebenso wie das Partizip der Vergangenheit (durch sogenannten Rückumlaut) mit a: brannte, ge=brannt, sandte, gesandt, und da der Konjunktiv bei schwachen Verben nicht so umlautet, sollte er eigentlich ebenfalls brannte, sandte heißen. Zur Unterscheidung hat man aber (und zwar ursprünglich nur im Mitteldeutschen) einen Konjunktiv brennete, kennete, nennete, rennete, sendete und wendete gebildet. Das e dieser Formen ist nicht etwa ein jüngerer Umlaut zu dem a des Indikativs, sondern

Reformer und Protestler.

Erstaunlich ist die Fülle und Mannichfaltigkeit in unsrer Wortbildung, noch erstaunlicher die Sicherheit des Sprachgefühls, mit der sie doch im allgemeinen gehandhabt und durch gute und richtige Neubildungen vermehrt wird. Doch fehlt es auch hier nicht an Mißverständnissen und Verirrungen.

Im Volksmund ist es seit alter Zeit üblich, zur Bezeichnung von Männern dadurch Substantiva zu bilden, daß man an ein Substantiv, das eine Sache bezeichnet, oder an ein andres Nomen die Endung er hängt. In Leipzig sprach man im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nicht bloß von Barfüßern, sondern nannte auch die Insassen der beiden andern Mönchsklöster kurzweg Pauler und Thomasser, und im siebzehnten Jahrhundert die kurfürstliche Besatzung der Stadt Defensioner. Dazu kamen später die Korrektioner (die Insassen des Arbeitshauses) und die Polizeier, und in neuerer Zeit die Urlauber, die Sanitäter und die Hundertvierunddreißiger. Im Buchhandel redet man von Sortimentern, in der gelehrten Welt von Naturwissenschaftern und Sprachwissenschaftern, in der Malerei von Landschaftern, und in der Zeitungssprache von Reformern, Sozialreformern und — Attentätern!*) Da manche dieser Bildungen

*) Apotheker und, was man im Volke auch hören kann, Bibliotheker ist anders entstanden, es ist verstümmelt aus apothecarius und bibliothecarius.

einen etwas niedrigen Beigeschmack haben, der den von Verbalstämmen gebildeten Substantiven auf er nicht anhaftet, so sollte man sich recht mit ihnen in Acht nehmen. In Reformer, das man dem Engländer nachplappert, liegt unleugbar etwas Geringschätziges im Vergleich zu Reformator; unter einem Reformer denkt man sich einen Menschen, der wohl reformatorische Anwandlungen hat, es aber damit zu nichts bringt. Noch viel deutlicher aber liegt dieses Geringschätzige in den Bildungen auf ler, wie Geschmäckler, Zünftler, Tugendbündler, Volksparteiler, Freischärler, Protestler, Radler, Sommerfrischler, Barfüßler, Zuchthäusler; deshalb ist es unbegreiflich, wie manche Leute so geschmacklos sein können, von Neusprachlern und von Naturwissenschaftlern zu reden. Eigentlich gehen ja die Bildungen auf ler auf Zeitwörter zurück, die auf eln endigen, wie bummeln, betteln, grübeln, kritteln, sticheln, nörgeln, kränkeln, hüsteln, frömmeln, tänzeln, anbändeln, sich herumwörteln, näseln, schwäbeln, französeln. So setzen Neusprachler und Naturwissenschaftler die Zeitwörter neuspracheln und naturwissenschafteln voraus; das wären aber doch Thätigkeiten, hinter denen kein rechter Ernst wäre, die nur als Spielerei betrieben würden. An Künstler haben wir uns freilich ganz gewöhnt, obwohl künsteln mit seiner geringschätzigen Bedeutung daneben steht.

Ärztin und Patin

Von Substantiven, die einen Mann bezeichnen, werden Feminina auf in gebildet: König, Königin — Wirt, Wirtin — Koch, Köchin — Berliner, Berlinerin — sogar: Landsmann, Landsmännin (während sonst natürlich zu Mann das Femininum Weib oder Frau ist: der Kehrmann, das Waschweib, der Botenmann, die Botenfrau). Von Arzt hat man in neuerer Zeit Ärztin gebildet. Manche getrauten sich das anfangs nicht zu sagen und sprachen von weiblichen Ärzten, es ist aber

gar nichts dagegen einzuwenden. Großer Unsinn ist es, wenn unsre Zeitungen von männlichen und weiblichen Arbeitern, männlichen und weiblichen Lehrern reden statt von Arbeitern und Arbeiterinnen, Lehrern und Lehrerinnen (ebenso großer Unsinn, wenn es in Polizeiberichten heißt, daß ein neugebornes Kind männlichen oder weiblichen Geschlechts im Wasser gefunden worden sei, statt ein neugeborner Knabe oder ein neugebornes Mädchen). Dagegen ist es nicht gut, ein Femininum auf in zu bilden von Pate, Kunde (beim Kaufmann) und Gast. In der ältern Sprache findet sich zwar zuweilen auch Gästin, aber wer möchte heute eine Frau oder ein Mädchen seine Gästin oder gar Gastin nennen? Bei Pate unterscheidet man den Paten und die Pate, je nachdem ein Knabe oder ein Mädchen gemeint ist, und der Kaufmann sagt: das ist ein guter Kunde oder eine gute Kunde von mir. Entsetzlich sind die in der Juristensprache üblichen Bildungen: die Beklagtin und die Verwandtin. Von Partizipialsubstantiven können keine Feminina auf in gebildet werden; niemand sagt: meine Geliebtin, auch Juristen nicht.

Tintefaß oder Tintenfaß?

Zusammensetzungen aus zwei Substantiven wurden im Deutschen ursprünglich nur so gebildet, daß der Stamm des ersten Wortes, des Bestimmungswortes, vorn an das zweite, das bestimmte Wort angefügt wurde, z. B. Tage-lohn; das e in Tagelohn ist der abgeschwächte Stammvokal. Später sind zusammengesetzte Wörter auch dadurch entstanden, daß ein vorangehendes Substantiv im Genitiv mit einem folgenden durch einfaches Aneinanderrücken verschmolz, z. B. Gottes-dienst. Nun endet bei allen schwachen Femininen der Stamm ursprünglich ebenso wie der Genitiv, beide gehen eigentlich auf en aus, und so haben diese schwachen Feminina eine sehr große Zahl von Zusammensetzungen mit en gebildet, auch in das Gebiet der starken Feminina übergegriffen, sodaß en

zum Hauptbindemittel für Feminina überhaupt geworden ist. Man denke nur an Sonnenschein, Frauenkirche (d. i. die Kirche unsrer lieben Frauen, der Jungfrau Maria), Erdenrund, Lindenblatt, Aschenbecher, Taschentuch, Seifensieder, Gassenjunge, Stubenthür, Schneckenberg, Küchenschrank, Kohlenzeichnung, Gallenstein, Leichenpredigt, Wochenamt, Reihenfolge, Wiegenlied, Längenmaß, Breitengrad, Größenwahn, Muldenthal, Pleißenburg, Parthendörfer, Markthallenstraße u. a. Sogar Lehn- und Fremdwörter haben sich dieser Zusammensetzung angeschlossen, wie in Straßenpflaster, Tintenfaß, Kirchendiener, Lampenschirm, Flötenspiel, Kasernenhof, Bastillenplatz, Visitenkarte, Toilettentisch, Promenadenfächer, Kolonnadenstraße.

Bei dem einfachen Zusammenrücken von Wörtern stellten sich aber nun Genitive im Plural als erster Teil der Zusammensetzung ein, und das hat neuerdings zu einer traurigen Verirrung geführt. Man bildet sich ein, das Binde-en sei überhaupt nichts andres als das Plural-en, man fühlt nicht mehr, daß dieses en ebenso gut die Berechtigung hat, einen weiblichen Singular mit einem folgenden Substantiv zu verbinden, und so schreibt und druckt man jetzt wahrhaftig aus Angst vor eingebildeten widersinnigen Pluralen: Aschebecher, Aschegrube, Tintefaß, Jauchefaß, Sahnekäse, Hefezelle, Hefepilz, Rassepferd, Stellegesuch, Muldethal, Pleißeufer, Gartenlaubekalender, Sparkassebuch, Visitekarte, Toiletteseife, Manschetteknopf, Promenadeplatz, Chokoladefabrik usw. In allen Bauzeitungen muß man von Mansardedach und von Lageplan lesen (so haben die Architekten, die ja erfreulicherweise eifrige Sprachreiniger sind, Situationsplan übersetzt), in allen Kunstzeitschriften von Kohlezeichnungen, offenbar damit ja nicht einer denke, die Zeichnungen wären mit einem Stück Stein- oder Braunkohle aus dem Kohlenkasten

gemacht — nicht wahr? Wer nicht fühlt, daß das alles das reine Gestammel ist, der ist aufrichtig zu bedauern. Es klingt genau, wie wenn kleine Kinder dahlten, die erst reden lernen und noch nicht alle Konsonanten bewältigen können. Man setze sich das nur im Geiste weiter fort — was wird die Folge sein? daß wir in Zukunft auch stammeln: Sonneschein, Taschetuch, Gosestube, Cigarrespitze, Straßepflaster, Roseduft, Hülsefrucht, Laubedach, Geigespieler, Ehrerettung, Wiegelied, Aschebrödel usw.*) Sollten einzelne dieser Wörter vor der Barbarei bewahrt bleiben, so könnte es nur deshalb geschehen, weil man annähme, ihr Bestimmungswort stehe im Plural, und der sei richtig, also ein Taschentuch sei nicht ein Tuch für die Tasche, sondern — für die Taschen!

Wo das Binde-en aus rhythmischen oder andern Gründen nicht gebraucht wird, bleibt für Feminina nur noch die eine Möglichkeit, den verkürzten Stamm zu benutzen, der wieder mit dem eigentlichen Stamm der alten starken Feminina zusammenfällt und durch ihn überhaupt erst in der Zusammensetzung mit Femininen aufgekommen ist. So findet sich in früherer Zeit Leichpredigt neben Leichenpredigt, und so haben wir längst Mühlgasse neben Mühlenstraße, Erdbeere neben Erdenrund, Kirchspiel und Kirchvater neben Kirchenbuch und Kirchendiener, Elbthal, Elbufer und Elbbrücke neben Muldenthal und Muldenbett. Aber ein Wort wie Saalezeitung oder Solebad, wie man auch neuerdings zu lallen anfängt (das Solebad Kissingen), ist doch die reine Leimerei. Bei Saalzeitung könnte wohl einer an den Saal denken statt an die Saale? Denkt denn beim Saalkreis, beim Saalwein und bei der Saalbahn jemand dran?**) Als

---

*) Höhepunkt und Blütezeit haben wir ja schon längst, und doch wurden auch sie anfangs richtig gebildet: Höhenpunkt, Blütenzeit.

**) Ein Jammer ist es, auf Weinkarten und Weinflaschen jetzt Liebfraumilch lesen zu müssen! Wahrscheinlich zur Entschädigung

1747 das erste Rhinozeros nach Deutschland kam, nannten es die Leute bald *Nashorn*, bald *Nasenhorn*. Hätte man das Tier heute zu benennen, man würde es unzweifelhaft *Nasehorn* nennen.

Besonders bei der Zusammensetzung mit Namen wird jetzt (z. B. bei der Taufe neuer Straßen oder Gebäude) fast nur noch in dieser Weise geleimt. Wer wäre vor hundert Jahren imstande gewesen, eine Straße *Augustastraße*, ein Haus *Marthahaus*, einen Garten *Johannapark* zu nennen! Da sagte man *Annenkirche*, *Katharinenstraße*, *Marienbild*, und es fiel doch auch niemand ein, dabei an eine Mehrzahl von Annen, Katharinen oder Marien zu denken.

Speisenkarte oder Speisekarte?

Da haben also wohl die Schenkwirte, die statt der früher allgemein üblichen *Speisekarte* eine *Speisenkarte* eingeführt haben, etwas recht weises gethan? Sie haben den guten alten Genitiv wiederhergestellt? Nein, daran haben sie nicht gedacht, sie haben die Mehrzahl ausdrücken wollen, denn sie haben sich überlegt: auf meiner Karte steht doch nicht bloß *eine* Speise. Damit sind sie nun aber auch wieder gründlich in die Irre geraten. In *Speisekarte* ist die erste Hälfte gar nicht durch das Hauptwort Speise gebildet, sondern durch den Verbalstamm von *speisen*. Alles, was zum Speisen gehört: die *Speisekammer*, das *Speisezimmer*, der *Speisesaal*, der *Speisezettel* — alles ist mit diesem Verbalstamm zusammengesetzt. Die *Speisekarte* ist die Karte, die man zum Speisen braucht, wie die *Tanzkarte* die Karte, die man zum Tanzen braucht, das *Kochbuch* das Buch, das man zum Kochen benutzt, die *Spielregel* die Regel, die man beim

---

dafür schmuggelt man das en in den *Niersteiner* ein, der nun *Nierensteiner* heißt. Leider ist nur Nierstein nicht von der Niere, sondern vom Kaiser Nero genannt. *Visitekarte* und *Manschetteknopf* soll vielleicht *Visittkarte* und *Manschettknopf* gesprochen werden — gehört habe ichs noch nicht, man siehts ja immer nur gedruckt —; aber wozu mit einemmal die französische Aussprache?

Spielen beobachtet, die Bauordnung die Ordnung, nach der man sich beim Bauen richtet, die Singweise die Weise, nach der man singt, das Stickmuster das Muster, nach dem man stickt, die Zählmethode die Methode, nach der man zählt. Alle diese Wörter sind mit einem Verbalstamm zusammengesetzt. Hätten die Schenkwirte mit ihrer Speisenkarte Recht, dann müßte man doch auch Weinekarte sagen.*) Glücklicherweise läßt sich der Volksmund nicht irre machen. Niemals hört man in einer Wirtschaft eine Speisenkarte verlangen, selbst von dem ärgsten Gigerl nicht; es wird immer nur gedruckt. Ganz lächerlich ist es, wenn manche Wirte einen Unterschied machen wollen: eine Speisekarte sei die, auf der ich mir eine Speise aussuchen könne, eine Speisenkarte dagegen ein „Menu," das Verzeichnis der Speisen bei einem Mahl. Die Speisekarte ist die Karte, die zum Speisen gehört, und damit basta!

Ein Gegenstück zur Speisenkarte ist die Fahrrichtung; an den Leipziger Pferdebahnwagen stand: nur in der Fahrrichtung abspringen! Es spricht aber niemand von Fließrichtung, Strömrichtung, Schießrichtung, wohl aber von Flußrichtung, Stromrichtung, Schußrichtung, Windrichtung, Strahlrichtung. Bedenkt man freilich, daß der Volksmund die Fahrtrichtung unzweifelhaft binnen acht Tagen zur Fahrtsrichtung verschönert hätte (nach Mietskaserne), so muß man ja eigentlich für die Fahrrichtung sehr dankbar sein.

Äpfelwein oder Apfelwein?

Recht unnötigen Aufruhr und Streit erregt bisweilen die Frage, ob in dem Bestimmungswort einer Zusammensetzung die Einzahl oder die Mehrzahl am Platze sei. Einen Braten, der nur von einem Rind

*) Ähnlich verhält sichs mit dem neuen Modewort Anhaltspunkt. Früher sagte man: ich finde keinen Anhaltepunkt, d. h. keinen Punkt, wo ich mich anhalten könnte (vgl. Siedepunkt, Gefrierpunkt). Daneben hatte man noch in demselben Sinne das Substantiv Anhalt; man sagte: dafür fehlt es mir an jedem An-

geschnitten ist, nennt man in Leipzig *Rinderbraten*, eine Schüssel Mus dagegen, die aus einem halben Schock Äpfeln bereitet ist, *Apfelmus*. Das ist doch sinnwidrig, heißt es, es kann doch nur das umgekehrte richtig sein! Nein, es ist beides richtig. Es kommt in solchen Zusammensetzungen weder auf die Einzahl, noch auf die Mehrzahl an, sondern nur auf den Gattungsbegriff. Über den Numerus herrscht völliges Belieben; die eine Mundart verfährt so, die andre so,*) und selbst innerhalb der guten Schriftsprache waltet scheinbar die seltsamste Laune und Willkür. Man sagt: *Bruderkrieg, Freundeskreis, Jünglingsverein, Ortsverzeichnis, Adreßbuch, Baumschule, Fischteich*, obwohl hier überall das Bestimmungswort unzweifelhaft eine Mehrzahl bedeutet; dagegen sagt man *Kinderkopf* (in der Malerei), *Liedervers, Städtename, Gänsefeder, Eierschale, Lämmerschwänzchen, Hühnerei*, obwohl ein Vers nur zu *einem* Liede, eine Schale nur zu *einem* Ei gehören kann. Wer näher zusieht, findet freilich auch hinter dieser scheinbaren Willkür gute Gründe. *Baumschule, Bruderkrieg* und *Fischteich* sind noch nach der ursprünglichsten Zusammensetzungsweise mit dem bloßen Stamme des ersten Wortes gebildet, die nach singularischer oder pluralischer Bedeutung des Bestimmungswortes nicht fragte. *Jünglingsverein* und *Ortsverzeichnis* haben das -s, das eigentlich nur dem vorgesetzten maskulinen Genitiv zukommt, aber von da aus weiter gegriffen hat und zum Bindemittel schlechthin, selbst für pluralisch gemeinte Substantiva, geworden ist; auch *Freundeskreis*

halt. Aus beiden aber einen *Anhaltspunkt* zu bilden war doch wirklich überflüssig. Wahrscheinlich hat man geglaubt, damit einen feinen Unterschied zu schaffen zu den *Anhaltepunkten* auf den Eisenbahnen. Als ob *Anhaltepunkt* nicht ebensogut die Stelle bezeichnen könnte, wo man *sich* anhält, wie die, wo man *anhält*!

*) In Leipzig hält man sich ein *Kindermädchen*, auch wenn man nur *ein* Kind hat, in Wien eine *Kindsmagd*, auch wenn man sechs Kinder hat.

ist ein Absenker dieser Bildungsweise. Und ebenso natürlich erklärt sich die Gruppe mit scheinbar pluralischer Form und singularischer Bedeutung. In ihr handelt es sich nur um Neutra mit Umlaut und der Pluralendung er und um umgelautete Feminina. Aber sowohl der Umlaut der Feminina wie das er und der Umlaut der Neutra gehörte in alter Zeit nicht nur dem Plural, sondern dem Stamme dieser Wörter an, und daß es sich bei den Zusammensetzungen mit ihnen um nichts weiter als den Stamm handelt, können wir bei einigem guten Willen noch jetzt nachfühlen. Kein Mensch denkt bei dem Worte Gänseblume an mehrere Gänse, sondern jeder nur an den Begriff Gans, so gut wie er bei Rinderbrust nicht mehrere Rinder vor Augen hat. Und ist es schon einmal jemand eingefallen, sich unter einem Bräutigam einen Mann (homo, d. i. althochdeutsch gamo) mehrerer Bräute vorzustellen?

Trotz alledem ist natürlich Äpfelwein neben Apfelwein nicht zu verurteilen. Der wirklich pluralischen Zusammensetzungen und der pluralisch gefühlten giebt es zu viel, als daß ihnen ein Eingreifen in dieses Gebiet der Zusammensetzungen mit Gattungsbegriffen verwehrt werden könnte. Schwankt man doch auch in Zusammensetzungen wie Anwaltstag, Juristentag, Ärztetag, Bischofkonferenz, Rektorenkonferenz, Gastwirtverein, Architektenverein u. a.

Zeichnenbuch oder Zeichenbuch?

Die falschen Zusammensetzungen Zeichnenbuch, Zeichnensaal, Rechnenheft sind in der Schule, wo sie sich früher auch breit machten, jetzt wohl überall glücklich wieder beseitigt; außerhalb der Schule aber spuken sie doch noch und gelten noch immer manchen Leuten für das Richtige. In Wahrheit sind es Mißbildungen. Wenn in Zusammensetzungen das Bestimmungswort ein Verbum ist, so kann dieses nur in der Form des Verbalstammes erscheinen; daher heißt es: Schreibfeder, Reißzeug, Druckpapier, Stehpult, Rauchzimmer, Lauf=

bursche, *Spinnstube*, *Trinkhalle*, *Springbrunnen*, *Zauberflöte*, oder auch mit einem Bindevokal: *Wartesaal*, *Singestunde*, *Bindemittel*.*) Nun giebt es aber Verbalstämme, die auf n ausgehen, z. B. *zeichen*, *rechen*, *trocken*, *turn*; die Infinitive dazu heißen: *rechnen* (eigentlich *rechenen*), *zeichnen* (eigentlich *zeichenen*), *trocknen*, *turnen*. Werden diese in der Zusammensetzung verwendet, so können natürlich nur Formen entstehen wie *Rechenstunde*, *Zeichensaal*, *Trockenplatz*, *Turnhalle*. Wäre Rechnenbuch und Zeichnensaal richtig, so müßte man auch sagen: *Trocknenplatz*, *Turnenhalle*, ja auch *Schreibenfeder* und *Singenstunde*.

Das Binde-s

In unerträglicher Weise greift jetzt das unorganisch eingeschobne s in zusammengesetzten Wörtern um sich. In *Himmelsthor*, *Königstochter*, *Gutsbesitzer*, *Amtstracht*, *Blutsfreund*, *Feuersgefahr*, *Hungersnot* kann man ja überall das s als die Genitivendung des männlichen oder sächlichen Bestimmungswortes auffassen, ebenso in *vertragsbrüchig* und *beispielsweise*, wiewohl es auch solche Zusammensetzungen giebt, in denen der Genitiv keinen Sinn hat, das s also nur als Bindemittel betrachtet werden kann, z. B. *Rittersmann*. Aber wie kommt das s an Wörter weiblichen Geschlechts, die gar keinen Genitiv auf s bilden können? Wie ist man dazu gekommen, zu bilden: *Liebesdienst*, *Hilfslehrer*, *Geschichtsforscher*, *Bibliotheksordnung*, *Arbeitsliste*, *Geburtstag*, *Hochzeitsgeschenk*, *Weihnachtsabend*, *Zukunftsmusik*, *Einfaltspinsel*, *Zeitungsschreiber*, *Hoheitsrecht*, *Sicherheitsnadel*, *Wirtschaftsgeld*, *Konstitutionsfest*, *Majestätsbeleidigung*,

---

*) Wofür man in Süddeutschland auch *Wartsaal*, *Singstunde* sagt, wie neben *Bindemittel* auch *Bindfaden* steht. *Schreibpapier* und *Schreibpult* spricht sich schlecht aus, weil b und p zusammentreffen; man hört immer nur: *Schreipapier*. Daher ist wohl *Schreibepapier* vorzuziehen.

ausnahmsweise, rücksichtsvoll, vorschriftsmäßig?

Dieses Binde-s stammt ebenso wie das falsche Plural-s aus dem Niederdeutschen. Dort wird es wirklich aus Verlegenheit gebraucht, um von artikellosen weiblichen Hauptwörtern einen Genitiv zu bilden, wie Mutters Liebling, vor Schwesters Thür, Madames Geschenk (Lessing: Antworts genug, über Naturs Größe), und aus diesem Verlegenheits-s ist dann das Binde-s geworden. Es gehört aber erst der neuern Zeit an. Im Mittelhochdeutschen findet es sich nur vereinzelt, erst im Neuhochdeutschen ist es eingedrungen, hat sich dann mit immer größerer Schnelligkeit verbreitet und sucht sich noch immer weiter zu verbreiten. Schon fängt man an zu sagen: Doktorsgrad, Wertspapiere, Fabriksniederlage, Einnahmsquelle, Niederlagsraum, Personsbeschreibung, ja in einzelnen Gegenden Deutschlands sogar schon Stiefelsknecht, Erbsmasse, Stadtsgraben, Nachtswächter, Zweimarksstück, schiffsbrüchig u. a. Das widerwärtigste wegen ihrer Häufigkeit sind wohl die Zusammensetzungen mit Miets-: das Mietshaus, die Mietskaserne, der Mietsvertrag, der Mietspreis.

Nur eine Wortgattung hat sich des Binde-s bis jetzt glücklich erwehrt: die Stoffnamen. Von Gold, Silber, Wein, Kaffee, Mehl, Zucker usw. wird nie eine Zusammensetzung mit dem Binde-s gebildet. Nur mit Tabak hat man es gewagt: Tabaksmonopol, Tabaksmanufaktur, natürlich durch das verwünschte k verführt. Der Fabrikstabak und die Tabaksfabrik sind einander wert. Die Tabakspfeife geht freilich schon weit zurück.

Wo das falsche s einmal festsitzt, da ist nun freilich jeder Kampf vergeblich, und das ist der Fall bei allen Zusammensetzungen mit Liebe, Hilfe, Geschichte, hinter vielen weiblichen Wörtern, die auf t endigen, ferner bei allen, die mit ung, heit, keit und schaft gebildet sind, endlich bei den Fremdwörtern auf ion und tät. Hier jetzt noch den Versuch zu

machen, das s wieder loszuwerden, wäre aussichtslos und lächerlich.*) Wo es sich aber noch nicht festgesetzt hat, wo es erst einzudringen versucht, wie hinter *Fabrik* und *Miete*, da müßte doch der Unterricht alles aufbieten, es fernzuhalten, das Sprachgefühl für den Fehler wieder zu schärfen. Es ist das gar nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick scheint, denn dieses Binde-s ist ein solcher Wildling, daß es nicht die geringste Folgerichtigkeit kennt. Warum sagt man *Rindsleder*, *Schweinsleder*, *vertragsbrüchig*, *inhaltsreich*, *beispielsweise*, *hoffnungslos*, da man doch *Kalbleder*, *Schafleder*, *wortbrüchig*, *gehaltreich*, *schrittweise*, *gefühllos* sagt?

Nach *Hilfe* wird übrigens in der guten Schriftsprache ein Unterschied beobachtet: man sagt *Hilfsprediger*, *Hilfslehrer*, *Hilfsbremser*, *hilfsbedürftig* und *hilfsbereit*, auch *aushilfsweise*, dagegen *Hilferuf* und *Hilfeleistung*, weil man bei diesen beiden mehr das Akkusativverhältnis fühlt, bei den übrigen bloß die Zusammensetzung. Ähnlich ist es mit *staatserhaltend*, das man neuerdings für *konservativ* gebildet hat (wie *vaterlandsliebend* für *patriotisch*), im Gegensatz zu *kriegführend*. Niemand redet von *kriegsführenden* Mächten, weil hier die einzelne Handlung vorschwebt und deshalb der Akkusativ (Krieg) deutlich gefühlt wird, während *vaterlandsliebend* und *staatserhaltend* eine dauernde Gesinnung bezeichnen.**)

---

*) Jean Paul hat schon 1817 einmal den Versuch gemacht, diese *s-Krätze*, wie er es nannte, zu bekämpfen, merzte auch aus einer neuen Auflage seines Siebenkäs alle falschen s aus. Es ist aber ganz vergeblich gewesen. Und ebenso vergeblich wird es sein, daß es jetzt die in Berlin erscheinende Wochenschrift Die Zukunft wieder versucht. Die Mitarbeiter sollten sich das einfach verbitten.

**) Unter den hunderten mit *Liebe* gebildeten Zusammensetzungen hat nur eine das s nicht: *liebedienerisch*, *Liebedienerei*, offenbar ebenfalls deshalb, weil hier deutlich ein Dativ gefühlt wird.

ig, lich, isch. Adlich, fremdsprachlich, vierwöchig, abschlägig

Eigenschaftswörter können im Deutschen von Hauptwörtern auf sehr verschiedne Arten gebildet werden: mit ig, lich, isch, sam, bar, haft usw. Zwischen allen diesen Bildungen waren ursprünglich fühlbare Bedeutungsunterschiede, die heute vielfach verwischt sind. Doch sind sie auch manchmal noch deutlich zu erkennen, selbst bei den am häufigsten verwendeten und deshalb am meisten verblaßten Endungen ig, lich und isch; man denke nur an weiblich und weibisch, kindlich und kindisch, herrlich und herrisch, launig und launisch, traulich und mißtrauisch, göttlich und abgöttisch, gläubig und abergläubisch u. a.

Viele Leute halten es jetzt für einen „Fehler," adlich zu schreiben, sie meinen, es müsse adlig heißen.*) Gerade das Gegenteil ist richtig. Adlich ist entstanden aus adel-lich, es gehört zu königlich, fürstlich, ritterlich, männlich, weiblich, geistlich, weltlich, fleischlich, aber nicht zu heilig, geistig, luftig, fleißig, steinig, ölig, fettig, schmutzig. Dasselbe Mißverständnis ist freilich auch noch bei andern Wörtern vorgekommen: z. B. bei billig.**) So schreibt man es wenigstens seit dem siebzehnten Jahrhundert, früher schrieb man billich (entstanden aus bil-lich). Aber man könnte auch hier das Richtige leicht wieder herstellen, ebenso wie es bei allmählich geschehen ist (entstanden aus all[ge]mächlich), das noch vor dreißig bis vierzig Jahren allgemein falsch allmählig geschrieben wurde. Wer macht den Anfang?

Wenn aus einem Substantivum mit vorhergehendem Eigenschaftswort oder Zahlwort ein Ad-

*) Die Grenzboten bekommen mindestens aller vier Wochen eine Postkarte, durch die sie auf den „Druckfehler" adlich aufmerksam gemacht werden!

**) Auch bei unzählig, untadlig, die eigentlich unzählich, untadlich geschrieben werden müßten.

jektivum gebildet wird, so geschieht es immer mit der Endung ig. Bei kurzweilig, langstielig, großmäulig, dickfellig, gleichschenklig, rechtwinklig, vierzeilig könnte man ja meinen, sie wären deshalb auf ig gebildet worden, weil der Stamm auf l endigt; es heißt aber auch: fremdartig, treuherzig, gutmütig, schöngeistig, freisinnig, hartnäckig, vollblütig, breitschultrig, schmalspurig, freihändig, buntscheckig, eintönig, vierprozentig usw.

Da hat man nun neuerdings fremdsprachlich und neusprachlich gebildet — ist denn das richtig? Leider Gottes! muß man sagen. Diese Adjektiva sind nicht etwa entstanden zu denken aus fremd und Sprache, neu und Sprache (so wie fremdartig aus fremd und Art), sondern es sollen Adjektivbildungen zu Fremdsprache und Neusprache sein. Diese beiden herrlichen Wörter hat man nämlich gebildet, um nicht mehr von fremden und neuen Sprachen reden zu müssen; nur die Altsprachen fehlen noch, aber stillschweigend vorausgesetzt werden sie auch, denn neben neusprachlich steht natürlich auch altsprachlich. Und wie man nun nicht mehr von Sprachunterricht, sondern nur noch von sprachlichem Unterricht redet, so nun auch von fremdsprachlichem, altsprachlichem und neusprachlichem. Neben diesen „richtigen" und doch widerwärtigen Bildungen giebt es aber auch fremdsprachig, das nun wirklich aus fremd und Sprache gebildet ist. Während mit fremdsprachlich bezeichnet wird, was sich auf eine fremde Sprache bezieht, bezeichnet fremdsprachig eine wirkliche Eigenschaft. Man redet oder kann wenigstens reden von fremdsprachigen Völkern, fremdsprachigen Büchern, einer fremdsprachigen Litteratur (wie von einer dreisprachigen Inschrift und einer gemischtsprachigen Bevölkerung). Sogar ein Unterricht kann gleichzeitig fremdsprachlich und fremdsprachig sein, wenn z. B. der Lehrer die Schüler im Französischen unterrichtet und dabei zugleich französisch spricht.

Fremdsprachig steht also neben fremdsprachlich wie gleichaltrig (gebildet aus gleich und Alter) neben mittelalterlich (gebildet von Mittelalter).

Streng zu scheiden ist zwischen den Bildungen auf ig und denen auf lich bei den Adjektiven, die von Jahr, Monat, Tag und Stunde gebildet werden. Auch hier bezeichnen die auf ig eine Eigenschaft, nämlich die Dauer: zweijährig, eintägig, vierstündig. Bis vor kurzem konnte man zwar noch oft von einem dreimonatlichen Urlaub oder einer vierwöchentlichen Reise lesen; jetzt wird erfreulicherweise fast überall nur noch von einem dreimonatigen Urlaub und einer vierwöchigen Reise gesprochen. Dagegen bezeichnen einstündlich, dreimonatlich so gut wie jährlich, halbjährlich, vierteljährlich, monatlich, wöchentlich, täglich und stündlich den Zeitabstand von wiederkehrenden Handlungen. Da heißt es: in dreimonatlichen Raten zu zahlen, einstündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen, ebenso wie: nach vierteljährlicher Kündigung. Unsinn also ist es, von halbjährigen öffentlichen Prüfungen zu reden; es giebt nur halbjährliche, das sind solche, die aller halben Jahre stattfinden, und halbstündige, das sind solche, die eine halbe Stunde dauern.

Falsch ist es auch, von einem unförmlichen Fleischklumpen zu reden. Unförmlich könnte nur als Verneinung von förmlich aufgefaßt werden. Das Betragen eines Menschen kann unförmlich sein (ohne Förmlichkeit), ein Fleischklumpen aber nur unförmig (gebildet von Unform; vgl. unsinnig und unsinnlich).

Genau zu unterscheiden ist endlich auch noch zwischen abschlägig (eine abschlägige Antwort) und abschläglich (eine abschlägliche Zahlung). Abschlägig ist unmittelbar aus dem Verbalstamm gebildet, eine abschlägige Antwort ist eine abschlagende; abschläglich dagegen ist von Abschlag gebildet, eine abschlägliche Zahlung ist eine Abschlagszahlung. (Vgl. geschäftig und geschäft-

lich). Wenn Kaufleute neuerdings davon reden, daß eine Ware wegen ihres niedrigen Preises den weitesten Kreisen *zugängig* sei, oder eine Zeitung schreibt: die Kinder müssen so viel Deutsch lernen, daß ihnen die deutsche Kultur *zugängig* ist, so ist das dieselbe Verwechslung. Eine billige Ware ist *zugänglich*, d. h. der *Zugang* zu ihr steht jedermann offen. *Zugängig* könnte höchstens etwas bedeuten, was jedermann zugeht, z. B. eine Probenummer einer Zeitung, wie das neumodische *angängig* (für *möglich*) doch das bedeuten soll, was angeht.

Goethe'sch oder Goethisch?

Eine rechte Dummheit ist in der Bildung der Adjektiva auf *isch* eingerissen bei Orts- und Personennamen, die auf e endigen; man liest nur noch von der *Halle'schen* Universität, von *Goethe'schen* und *Heine'schen* Gedichten und von der *Ranke'schen* Weltgeschichte. Man übersehe ja den Apostroph nicht; ohne den Apostroph würde die Sache den Leuten gar keinen Spaß machen. In dieses Häkchen sind Schulmeister und Professoren ebenso verliebt wie Setzer und Korrektoren (vgl. S. 7).

Die Adjektivendung *isch* muß stets unmittelbar an den Wortstamm treten. Von *Laune* heißt das Adjektivum *launisch*, von *Hölle höllisch*, von *Satire satirisch*, von *Schwede schwedisch*; niemand spricht von *laune'schen* Menschen, *hölle'schen* Qualen, *satire'schen* Bemerkungen oder *schwede'schen* Streichhölzchen. Und sagt oder schreibt wohl ein vernünftiger Mensch: dieses Gedicht klingt echt *Goethe'sch*? oder: er versucht zwar Ranke nachzuahmen, aber seine Darstellung klingt gar nicht *Ranke'sch*? Jeder sagt doch: es klingt *Goethisch*, es klingt *Rankisch*. Wenn man aber in der undeklinirten, prädikativen Form das Adjektivum richtig bildet, warum denn nicht in der attributiven, deklinirten? Es könnte wohl am Ende einer denken, der Dichter hieße *Goeth* oder *Goethi*,

wenn man von Goethischen Gedichten spricht? Ist es nicht wirklich eine Schande, daß ein solcher Unsinn hat um sich greifen können? August Hermann Franke, der Stifter des Hallischen Waisenhauses (noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein sagte man sogar mit richtigem Umlaut hällisch),*) würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, daß seine Stiftung jetzt das Halle'sche Waisenhaus genannt wird. Genau so lächerlich aber sind die Laube'schen Dramen, die Raabe'schen Erzählungen, das Fichte'sche System, die Heyse'schen Novellen, die Taaffe'sche Ära, die Stolze'sche Stenographie, die Moltke'sche Strategie, der Grote'sche Verlag und der Lippe'sche Erbfolgestreit. Unbegreiflicherweise stammelt man sogar in Germanistenkreisen jetzt von der Manesse'schen Handschrift, die doch seit Menschengedenken die Manessische geheißen hat.**)

Man spricht aber neuerdings auch von dem meiningen'schen Theater (statt vom meiningischen), von rügen'schen Bauernsöhnen (statt von rügischen) und von hohenzollern'schen Landen (statt von hohenzollerischen). Dann wollen wir nur auch in Zukunft von den bremen'schen Stadtmusikanten reden, von thüringen'schen Landgrafen, von der franken'schen Schweiz, vom sachsen'schen und vom preußen'schen König! Nein, auch hier ist die Bildung unmittelbar aus dem Wortstamm das einzig richtige. Die Ortsnamen auf en sind meist alte Dative im Plural. Wenn ein Adjektivum auf isch davon gebildet werden soll, so muß die Endung en erst weichen. Es kann also nur heißen: bremisch, hohenzollerisch, meiningisch.

Derselbe Unsinn wie in meiningensch liegt übrigens auch in Bildungen wie Embdener, Zweibrückener, Eislebener, St. Gallener vor; da ist

*) Wie man auch das Haus eines Mannes, der Plank hieß, das Plänkische Haus nannte, die Mühle in dem Dorfe Wahren die Währische Mühle.

**) Daneben freilich auch schon vom Manesse-Kodex! Es wird immer besser.

die Endung er an die Endung en gefügt, statt an den Stamm. In den genannten Orten selbst, wo man wohl am besten Bescheid wissen wird, wie es heißen muß, kennt man nur Emder, Zweibrücker, Eisleber (das Eisleber Seminar), St. Galler, wie anderwärts Bremer, Kempter, Gießer (meine Gießer Studentenjahre), Barmer. In Emden wird einer sofort als Fremder erkannt, wenn er von der Emdener Zeitung redet. Ein wahres Glück, daß der Nordhäuser und der Steinhäger schon ihren Namen haben! Heute würden sie sicherlich Nordhausener und Steinhagener genannt werden: Geben Sie mir einen Nordhausener!

All dieser Unsinn hat freilich eine tiefer sitzende Ursache, er hängt zusammen mit der traurigen Namenerstarrung, zu der wir erst in unserm Jahrhundert gekommen sind, und die, wie so manche andre Erscheinung in unserm heutigen Sprachleben, eine Folge des übertriebnen juristischen Geistes unsrer Zeit ist. Im fünfzehnten, ja noch im sechzehnten Jahrhundert bedeutete ein Name etwas. Um 1480 heißt derselbe Mann in Leipziger Urkunden bald Graue Hänsel, bald Graue Henschel, bald Hänsichen Grau, und noch um 1500 derselbe Mann bald Schönwetter, bald Hellwetter, bald Sporzel, bald Sperle (Sperling), und selbst als sich längst bestimmte nomina propria festgesetzt hatten, behandelte man sie doch immer noch wie alle andern Nomina, man scherte sich den Kuckuck um ihre Orthographie, man deklinirte sie, man bildete frischweg Feminina und Adjektiva davon wie von jedem Appellativum. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts berichtete der Leipziger Rat an die Landesregierung, daß er Gottfried Langen, Hartmann Wincklern, Friedrich Treitschken, Tobias Richtern und Jakob Bertramen zu Ratsherren gewählt habe. Frau Karsch hieß bei den besten Schriftstellern die Karschin (das heute von „gebildeten" Leuten wie Berlin betont wird!), und so war es noch zu Anfange dieses Jahrhunderts. Heute ist ein Eigenname nichts

weiter als eine unantastbare Reihe von Buchstaben. Wehe dem, der sich dran vergreift! Wehe dem, der es wagen wollte, den großen *Winckelmann* jetzt etwa *Winkelmann* zu schreiben, weil man auch den *Winkel* nicht mehr mit ck schreibt! Er wäre sofort von der Wissenschaft in Acht und Bann gethan. Das alles haben wir dem grenzenlosen juristischen Genauigkeitsbedürfnis unsers Jahrhunderts zu danken, das keinen gesunden Menschenverstand kennt und gelten läßt, das allen guten Geschmack totschlägt, und das seine höchsten Triumphe feiert, wenn es eine Straße mit einem Vornamen, eine Stiftung mit einem Doktortitel und ein Denkmal mit Doktortitel und Vornamen geschmückt hat: *Sebastian Bach-Straße*, *Dr. Wünsche-Stiftung*, *Dr. Carl Heine-Denkmal*.

Hallenser und Weimaraner

Daß wir Deutschen bei unsrer großen Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit die Bewohner fremder Länder und Städte mit einer wahren Musterkarte von Namenbildungen versehen, ist zwar sehr komisch, aber doch immerhin erträglich. Sprechen wir also auch in Zukunft getrost von Amerik*anern*, Mexik*anern*, Neapolit*anern* und Parmes*anern*, Byzant*inern*, Florent*inern* und Tarent*inern*, Chin*esen* und Japan*esen*, Piemont*esen* und Alban*esen*, Genu*esern*, Bologn*esern* und Veron*esern*, Bethleh*emiten* und Syb*ariten* (denen sich als neueste Errungenschaft die Sansib*ariten* angereiht haben), Samar*itern* und Moskow*itern*, Asi*aten* und Raven*naten*, Cand*ioten* und Hydr*ioten*, Franz*osen*, Portugi*esen*, Provenz*alen*, Savoy*arden* usw. Daß wir aber an deutsche (!) Städtenamen noch immer lateinische Endungen hängen, ist doch ein kläglicher Zopf, der endlich einmal abgeschnitten werden sollte. Die *Athenienser* und *Carthaginienser* sind wir aus den Geschichtsbüchern glücklich los,*) aber die

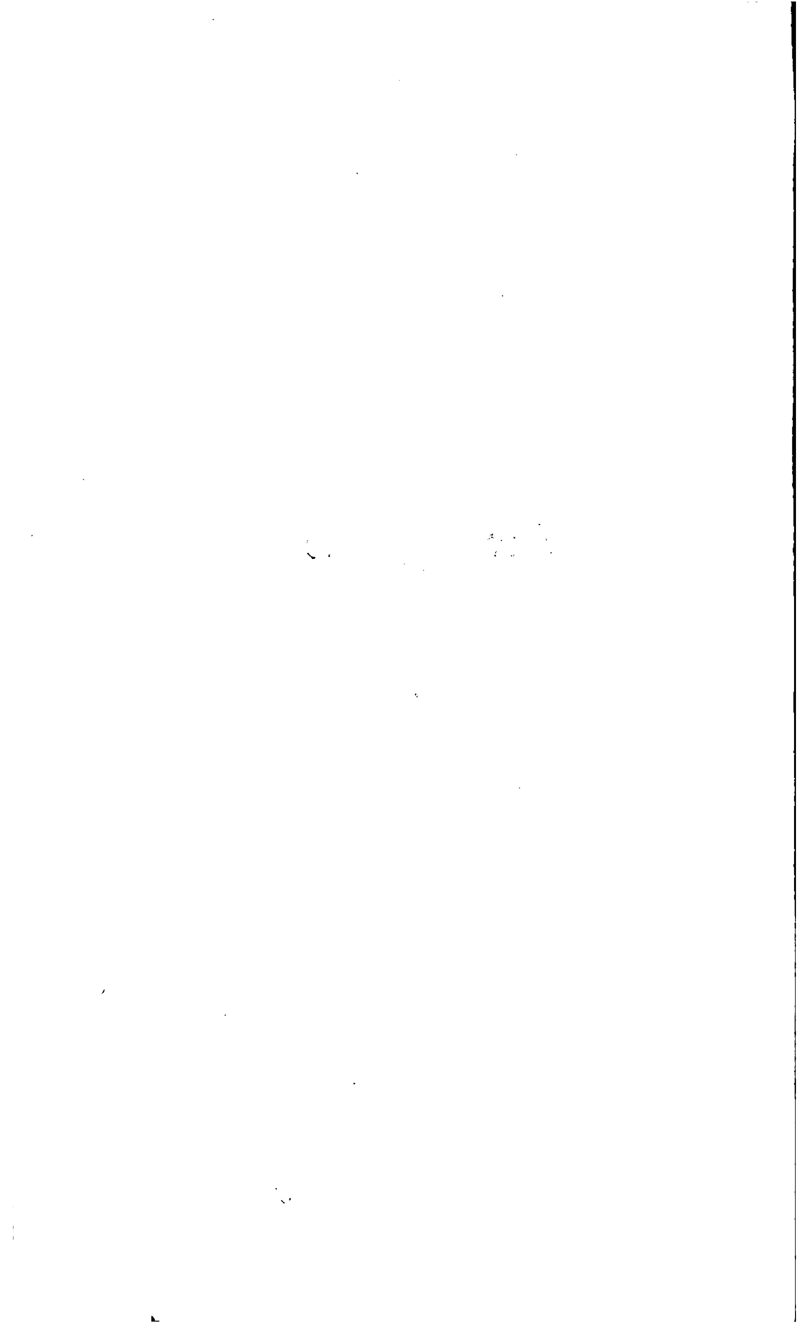
*) Die *Kretenser* freilich haben 1896 wieder in allen Zeitungen gewütet, obwohl Schiller schon vor hundert Jahren geschrieben hat: Die *Kreter* hat der Sturm zerstreuet.

Hallenser, die Jenenser und die Badenser, die Hannoveraner und die Weimaraner wollen nicht weichen, auch die Anhaltiner spuken noch gelegentlich. Und doch ist nicht einzusehen, weshalb man nicht ebenso gut soll Jenaer sagen können wie Gothaer, Geraer und Altonaer, ebenso gut Badner wie Münchner, Posner und Dresdner, ebenso gut Haller wie Celler, Stader und Clever, ebenso gut Hannoverer und Weimarer wie Trierer, Speyerer und Colmarer.*)

Freilich erstreckt sich die häßliche Sprachmengerei in unsrer Wortbildung nicht bloß auf geographische Namen, sie ist überhaupt in unsrer Sprache weit verbreitet; man denke nur an Bildungen wie buchstabiren, halbiren, hausiren, grundiren, schattiren, amtiren, Lagerist, Hornist, Wagnerianer, Börsianer, Goethiana, Beethoveniana, Lieferant, Stellage, Futteral, Glasur, schauderös, superklug, hypergeistreich, antideutsch, blumistisch usw. Manches davon stammt aus sehr früher Zeit und wird wohl nie wieder zu beseitigen sein; vieles aber ließe sich doch leicht vermeiden, und vor allem sollte es nicht vermehrt werden durch solchen Unsinn, wie daß ein Fabrikant zwei Hobler und einen Bohristen sucht; warum nicht lieber gleich auch zwei Hoblisten? Auch die thörichte Aussprache luthérisch (von dem lateinischen Lutherus gebildet) sollte doch endlich überall dem vernünftigen lútherisch weichen. Sagt denn jemand schillérisch?

*) Freilich sind Formen wie Jenaer und Geraer auch nicht besonders schön, so wenig wie die in Sachsen beliebten Adjektivbildungen auf aisch: Grimmaisch, Tauchaisch, Bornaisch, Pirnaisch. In diesen Bildungen ist eine deutsche Endung an eine ganz unvolkstümliche, künstlich gemachte lateinische Endung gehängt. Der Volksmund kennt noch heutiges Tags nur Grimme, Tauche, Borne, Pirne und so auch nur die Adjektivbildungen Grimmisch, Tauchisch, Bornisch, Pirnisch, und es wäre sehr zu wünschen, daß sich die amtliche Schreibung dem wieder anschlösse. So gut wie sich das Falsche zu irgend einer Zeit amtlich hat einführen lassen, ließe sich doch auch das Richtige amtlich wieder einführen.

Zur Satzlehre



Unterdrückung des Subjekts

Die meisten Fehler gegen die grammatische Richtigkeit und den guten Geschmack werden natürlich auf dem schwierigsten Gebiete der Sprache, auf dem des Satzbaus begangen. Zunächst sollen Subjekt und Prädikat, dann Tempora und Modi des Zeitworts in Haupt- und Nebensätzen ins Auge gefaßt werden.

Nicht bloß in dem Geschäfts- und Briefstil der Kaufleute, sondern im Briefstil überhaupt halten es viele für ein besondres Zeichen von Höflichkeit, das Subjekt *ich* und *wir* zu unterdrücken. Kaufleute schreiben in ihren Geschäftsanzeigen: Kisten und Tonnen *nehmen* zum Selbstkostenpreise zurück, Zeitungen drucken über ihren Inseratenteil: Sämtliche Anzeigen *halten* der Beachtung unsrer Leser empfohlen, und Ärzte machen bekannt: *Habe* mich hier niedergelassen, oder: Meine Sprechstunden *halte* von heute ab von acht bis zehn Uhr. Aber auch gebildete Frauen und Mädchen, denen man etwas bessern Geschmack zutrauen sollte, schreiben: Vorige Woche *habe* mit Papa einen Besuch bei N.s gemacht.

Wenn man jemand seine Hochachtung unter anderm auch durch die Sprache bezeugen will, so ist das an sich gar nicht so übel. Aber vernünftigerweise kann es doch nur dadurch geschehen, daß man die Sprache so sorgfältig und sauber behandelt, als irgend möglich, aber nicht durch äußerliche Mittelchen, wie große Anfangsbuchstaben (*Du*, *Dein*), gesuchte Wortstellung, bei der man den Angeredeten möglichst weit vor, sich selbst aber möglichst weit

hinter stellt (so bitte Ew. Wohlgeboren infolge unsrer mündlichen Verabredung ich ganz ergebenst), oder gar dadurch, daß man den grammatischen Selbstmord begeht, wie es Jean Paul genannt hat, ich oder wir wegzulassen. Derartige Scherze schleppen sich aus alten Briefstellern fort, sollten aber doch endlich einmal überwunden werden.

Noch schlimmer freilich als die Unterdrückung von ich und wir ist die unglaubliche Albernheit, die jetzt in den Kreisen unsrer Geschäftsleute eingerissen ist, wenn man nicht recht verstanden hat, zu fragen: Wie meinen? Hier mordet man grammatisch gar den Angeredeten! Ein solcher Blödsinn aus der Umgangssprache dringt ja nicht in die Schriftsprache, er soll aber doch hier festgenagelt werden, denn nach wenigen Jahren wird man ihn für ebenso unmöglich halten, wie den albernen Gruß, der eine Zeit lang grassirte: Guten Tag die Herren!

Die Ausstattung war eine glänzende

Eine häßliche Gewohnheit, die in unserm Satzbau eingerissen ist, ist die, das Prädikat, wenn es durch ein Adjektivum gebildet wird, nicht, wie es doch im Deutschen das richtige und natürliche ist, in der unflektirten, prädikativen Form hinzuschreiben, z. B.: das Verfahren ist sehr einfach, sondern in der flektirten, attributiven Form, als ob der Leser das Subjekt noch einmal dazu ergänzen sollte: das Verfahren ist ein sehr einfaches (nämlich Verfahren). Es ist das nicht bloß ein syntaktischer, sondern auch ein logischer Fehler, und daß man das gar nicht empfindet, ist das besonders traurige dran.

Ein Adjektiv im Prädikat zu flektiren hat nur in einem Falle Sinn, nämlich wenn das Subjekt durch die Aussage in eine bestimmte Klasse oder Sorte eingereiht werden soll. Wenn man sagt: diese ganze Frage ist eine rein ästhetische, eine rein wirtschaftliche — der Genuß davon ist mehr ein sinnlicher, kein rein geistiger — die Kirsche, die ich gepflückt habe, war eine saure — das Regiment

dort ist ein preußisches — der Begriff der Infektionslehre ist ein moderner — die Macht, die das bewirken sollte, mußte eine weltliche sein — das Amt des Areopagiten war ein lebenslängliches — das Exemplar, das ich bezogen habe, war ein gebundnes — das abgelaufne Jahr war für die Geschäftswelt kein günstiges —, so teilt man die Fragen, die Genüsse, die Kirschen, die Regimenter usw. in verschiedne Klassen oder Sorten ein und weist das Subjekt nun einer dieser Sorten zu. Es wäre ganz unmöglich, zu sagen: diese Frage ist rein ästhetisch oder: das Regiment dort ist preußisch. Diese Kirsche ist sauer — das kann man wohl von einer unreifen Süßkirsche sagen, aber nicht wenn man ausdrücken will, daß die Kirsche zu der Gattung der sauern Kirschen gehöre. Das unflektirte Adjektivum also urteilt, das flektirte sortirt. An ein Sortiren ist aber doch nicht zu denken, wenn jemand sagt: meine Arbeit ist eine vergebliche gewesen. Es fällt doch dem Schreibenden nicht im Traume ein, die Arbeiten etwa in erfolgreiche und vergebliche einteilen und nun die Arbeit, von der er spricht, in die Abteilung der vergeblichen einreihen zu wollen, sondern er will einfach ein Urteil über seine Arbeit aussprechen. Da genügt es aber doch, zu sagen: meine Arbeit ist vergeblich gewesen.

In der Unterhaltung sagt denn auch kein Mensch: die Suppe ist eine zu heiße, aber eine sehr gute — die Not ist eine große — der Kerl ist ein dummer. Der lebendigen Sprache ist diese unnötige und häßliche Verbreiterung des Ausdrucks gänzlich fremd, sie gehört ausschließlich der Papiersprache an, stellt sich immer nur bei dem ein, der die Feder in die Hand nimmt, oder allenfalls bei dem Gewohnheitsredner, der bereits Papierdeutsch spricht, dort aber auch regelmäßig; es ist, als ginge es gar nicht mehr anders. Man sehe sich um: in zehn Fällen neunmal dieses schleppende flektirte Adjektivum, im Akten- und Zeitungsdeutsch durchweg, aber auch in der wissenschaftlichen Darstellung und in der Erzählung. Lächer-

licherweise ist das Adjektivum dabei oft durch ein Adverbium gesteigert, sodaß gar kein Zweifel darüber sein kann, daß ein Urteil ausgesprochen werden soll. Aber es wird nirgends mehr geurteilt, es wird überall nur noch sortirt: die Ausstattung ist eine überaus vornehme — die Organisation ist eine sehr straffe, fast militärische — der Andrang war ein ganz enormer — die Stellung des neuen Direktors war eine außerordentlich schwierige — ist dieses Urteil ein begründetes? — in einigen Lieferungen ist die Bandbezeichnung eine falsche — der Erfolg mußte von vornherein ein zweifelhafter sein — die persönliche Selbständigkeit war in der Schweiz eine weit größere als in Deutschland — das Zeugnis Verschiedner ist keineswegs immer ein einmütiges — sein Standpunkt ist ein gänzlich verkehrter — diese Anschauung vom Leben der Sprache ist eine durchaus verkehrte — die Verfrachtung ist eine außerordentlich zeitraubende und kostspielige — Napoleons Lage war am 16. Oktober eine wenig günstige — leider ist dieser Standpunkt ein völlig undurchführbarer — die wirtschaftliche Lage Griechenlands ist eine sehr erfreuliche — die Aussicht auf die kommende Session ist eine sehr trübe — dieses Gedicht ist ein dem ganzen deutschen Volke teures (!) — allen Verehrern Moltkes dürfte der Besitz dieses Kunstblattes ein sehr willkommner sein usw. Ebenso dann auch in der Mehrzahl: die Meinungen der Menschen sind sehr verschiedne — die Pachtsummen waren an und für sich schon hohe — die mythologischen Kenntnisse der Schüler sind gewöhnlich ziemlich dürftige — ich glaube nicht, daß die dortigen Verhältnisse von den unsrigen so grundverschiedne (!) seien. Ist das Prädikat verneint, so heißt es natürlich kein statt nicht: die Schwierigkeiten waren keine geringen — die Kluft zwischen den einzelnen Ständen war keine sehr tiefe — bei Goethe und Schiller ist der Abstand von der Gegenwart kein so starker mehr. Eine musterhafte

Buchkritik lautet heutzutage so (das Beispiel ist nicht erfunden!): Ist der Inhalt des Lexikons *ein sehr wertvoller* und die Behandlung der einzelnen Punkte *eine vorzügliche*, so hält die Ausstattung gleichen Schritt damit, denn sie ist *eine sehr gediegne*.*)

Von dem einfachen mit der Kopula gebildeten Prädikat geht aber der Schwulst nun weiter zu den Verben, die mit doppeltem Akkusativ, einem Objekts- und einem Prädikatsakkusativ, verbunden werden. Auch da heißt es nur noch: diesen Kampf kann man nur *einen gehässigen* nennen (statt: *gehässig* nennen!) — mehr oder minder sehen wir alle die Zukunft als *eine ernste* an — ich möchte diesen Versuch nicht als *einen durchaus gelungnen* bezeichnen — ich bin weit davon entfernt, diese Untersuchung als *eine abschließende* hinzustellen — das, was uns diese Tage *zu unvergeßlichen* macht (statt *unvergeßlich* macht!) — und passiv: der angerichtete Schade wird als *ein beträchtlicher* bezeichnet — abhängige Arbeit löst sich los und wird *zu einer unabhängigen* (statt: wird *unabhängig*) — bis die Bildung der Frauen *eine andre und bessere* wird (statt: *anders und besser*) — unsre Kenntnis der japanischen Industrie ist *eine viel umfassendere und gründlichere* geworden — durch diese Nadel ist das Fleischspicken *ein müheloseres*(!) geworden usw.

Besonders häßlich wird die ganze Erscheinung, wenn statt des Adjektivs im Prädikat ein Partizip erscheint, z. B.: diese Forderung ist *eine durchaus gerechtfertigte* — die Rührung, die aus diesem Gedichte spricht, ist *keine erkünstelte* — die Grenze ist *keine* für alle Zeiten *bestimmte* und *keine* für alle Orte *gleiche* — die Bezeichnung war

---

*) Der Unsinn geht so weit, daß man sogar feststehende formelhafte Verbindungen wie: das ist eine *offne Frage*, ein *zweifelhaftes Lob*, ein *frommer Wunsch*, auseinanderzerrt, das Prädikat zum Subjekt macht und schreibt: *die Frage*, ob das Werk fortgesetzt werden sollte, war lange Zeit *eine offne* — *dieses Lob* ist doch *ein sehr zweifelhaftes* — *dieser Wunsch* wird wohl ewig *ein frommer* (!) bleiben.

keine ganz richtig gewählte — der Text im Merkur ist ein von Ramler verballhornter (!) — das ganze Verfahren ist ein durchaus den Gesetzen widersprechendes. Bei dem Partizip der Gegenwart liegt hier ein doppelter Schwulst vor: statt des einfachen verbum finitum widerspricht ist das Partizip gebraucht: ist widersprechend, und statt des unflektirten Partizips nun auch noch das flektirte: ist ein widersprechendes. Aber gerade auch solchen Sätzen begegnet man jetzt täglich: das Ergebnis ist insofern ein verstimmendes — da die natürliche Beleuchtung doch immer eine wechselnde ist — der Anteil war ein den vorhandnen männlichen Seelen entsprechender — die Mache ist eine verschiedenartige, der Mangel selbständiger Forschung aber ein stets wiederkehrender — die Stellung des Richters ist eine von Jahr zu Jahr sinkende — das schließt nicht aus, daß der Inhalt der Sitte ein verwerflicher, d. h. dem wahren Besten der Gesellschaft nicht entsprechender sei (statt: verwerflich sei, d. h. nicht entspreche) — während sich die physikalischen Veränderungen als mehr äußere herausstellten, sind die chemischen Änderungen viel durchgreifendere, das innere Wesen der Materie selbst treffende — die Sprache des Buchs ist eine klare, einfache und allgemein verständliche, vom Herzen kommende und zum Herzen gehende — im ganzen ist das Werk freilich kein den Gegenstand erschöpfendes — auch: der Zweck des Buchs ist ein durchaus anzuerkennender (statt: durchaus anzuerkennen).

Es ist kein Zweifel, daß diese breitspurig einherstelzenden Prädikate jetzt allgemein für eine besondre Schönheit gehalten werden. Wer aber einmal auf sie aufmerksam gemacht worden oder von selbst aufmerksam geworden ist, der müßte doch jede Spur von Sprachgefühl verloren haben, wenn er sie nicht so schnell als möglich wieder abschüttelte.

Eine Menge war oder waren?

Wenn das Subjekt eines Satzes durch ein Wort wie Zahl, Anzahl, Menge, Masse, Fülle, Haufe, Reihe, Teil und ähnliche gebildet wird, so wird sehr oft im Prädikat ein Fehler im Numerus gemacht. Zu solchen Wörtern kann nämlich entweder ein Genitiv treten, der als Genitiv nicht erkennbar und fühlbar ist, sondern wie ein frei angeschlossener Nominativ erscheint (eine Menge Menschen) und deshalb sogar ein Attribut im Nominativ zu sich nehmen kann (eine Menge unbedeutende Menschen*), oder ein auf irgend eine Weise erkennbar gemachter Genitiv (eine Menge von Menschen, eine Menge unbedeutender Menschen); die eine Verbindung ist so gebräuchlich wie die andre. Nun ist klar, daß in dem ersten Falle das Prädikat in der Mehrzahl stehen muß; der scheinbare Nominativ Menschen tritt da so in den Vordergrund, daß er geradezu zum Subjekt, daher für die Wahl des Numerus im Prädikat entscheidend wird. Ebenso klar aber ist doch, daß im zweiten Falle das Prädikat nur in der Einzahl stehen kann, denn der abhängige Genitiv von Menschen bleibt im Hintergrunde, und entscheidend für den Numerus im Prädikat kann dann nur der Singular Menge sein. Man kann zwar auch — nach dem Sinne — zu solchen Begriffen das Prädikat in die Mehrzahl setzen, aber doch nur, wenn sie allein stehen; durch den abhängigen deutlichen Plural-Genitiv wird das zusammenfassende, einheitliche in dem Begriff Menge so eindringlich fühlbar gemacht, daß es in hohem Grade stört, wenn man Sätze lesen muß, wie: eine auserlesne Zahl deutscher Kunstwerke sind gegenwärtig in L. zu sehen — eine große Anzahl seiner Erzählungen beginnen mit dem jugendlichen Alter des Helden — in der

*) Vgl. ein Schock frische Eier — ein Dutzend neue Hemden — eine Flasche guter Wein — mit ein paar guten Freunden — mit ein bischen fremdländischem Sprachflitter.

öffentlichen Besprechung sind eine große Anzahl von Gründen angeführt worden — eine Menge abweichender Beispiele dürfen nicht dazu verleiten, die Regel als ungiltig zu bezeichnen — außer den Seen müssen noch eine Menge kleiner Kanäle benutzt werden — dem Reichsdeutschen treten in dem schweizerischen Schriftdeutsch eine ganze Menge von Besonderheiten entgegen — in spätern Auflagen standen noch eine Reihe von neuen Gedichten — kaum ein halbes Dutzend der vorzüglichsten Dramen finden nachhaltige Teilnahme — der größte Teil der Grundbesitzer waren gar nicht mehr Eigentümer — ein ganz geringer Bruchteil der Stellen sind auskömmlich bezahlt — eine Reihe von Kunstbeilagen ermöglichen dem Kunsthistoriker weitergehendes Studium — von diesem schönen Unternehmen liegen nun schon eine Reihe von Heften vor — wer da weiß, wie schrecklich unbeholfen die Mehrzahl unsrer Knaben sind — dem Erfolge stehen eine Fülle von verschiednen Bedingungen entgegen usw. In allen diesen Sätzen muß das Prädikat in der Einzahl stehen.

Umgekehrt sind manche geneigt, alle Angaben von Bruchteilen und Prozenten als Singulare zu behandeln und zu schreiben: bei Aluminium wird zwei Drittel des Gewichts erspart — es wurde nur fünf Prozent der Masse gerettet. Hier ist der Singular ebenso anstößig, wie in den vorher angeführten Beispielen der Plural.

Dem Deutschen eigentümlich ist die Anrede Sie, eigentlich die dritte Person der Mehrzahl. Sie ist dadurch entstanden, daß man vor lauter Höflichkeit den Angeredeten nicht bloß, wie andre Sprachen, als Mehrzahl, sondern sogar als abwesend hinstellte. Das pluralische Prädikat zu diesem Sie wird aber nun sogar mit singularischen Subjekten verbunden, wie Eure Majestät, Exzellenz, der Herr Hofrat (Goethe im Faust: Herr Doktor wurden da katechisirt). So unnatürlich das ist, es wird schwerlich wieder zu beseitigen sein. Die allerwunderlichste

Folge dieser Spracherscheinung ist wohl ein Satz wie: Verzeihen Sie, daß ich Sie, der Sie ohnehin so beschäftigt sind, mit dieser Frage belästige.

Falscher Plural im Prädikat

Ein Prädikat, das sich auf zwei oder mehr Subjekte bezieht, muß selbstverständlich im Plural stehen, wenn die Subjekte zu einer Gruppe zusammengefaßt werden. Das geschieht aber immer, wenn sie durch das Bindewort und verbunden sind. Dagegen werden die Subjekte niemals zu einer Gruppe vereinigt, wenn sie mit trennenden (disjunktiven) oder gegenüberstellenden Bindewörtern verbunden werden — eigentlich ein Widerspruch, aber doch nur ein scheinbarer, denn die Verbindung ist etwas äußerliches, rein syntaktisches, die Gegenüberstellung ist etwas innerliches, logisches. Zu diesen Bindewörtern (zum Teil eigentlich mehr Adverbien) gehören: oder, teils — teils, weder — noch, wie, sowie, sowohl — wie, sowohl — als auch. Es ist eins der unverkennbarsten Zeichen der zunehmenden Unklarheit des Denkens, daß in solchen Fällen das Prädikat jetzt immer öfter in den Plural gesetzt wird. Verhältnismäßig selten liest man ja so unsinnige Sätze, wie: wenn ein schwacher Vater oder eine schwache Mutter der Schule ein Schnippchen schlagen (schlägt!) — es ist sehr fraglich, ob ein roher, trunksüchtiger Mann oder eine böse, schlecht wirtschaftende Frau im Hause mehr Schaden anrichten (anrichtet!) — so war es teils die Willkür des Geschmacks, teils die Willkür des Zufalls, die zu entscheiden hatten (hatte!) — oder gar: sein Milieu, wenn nicht etwas andres in ihm, erhalten (erhält!) ihn unparteiisch und nüchtern. Aber schon etwas ganz alltägliches ist der Fehler bei weder — noch: wenn weder der Beklagte noch er selbst sich stellen — während doch sonst weder Tinte noch Papier gespart werden — da weder der Vater noch die Mutter des Jungen mit uns das geringste zu thun haben — weder Boccaccio noch Lafontaine

haben solche Abweichungen geduldet — weder Preußen noch das junge Reich waren stark genug, das Zentrum zu überwinden. Am häufigsten aber wird der Fehler bei wie, sowie und den verwandten Verbindungen begangen: die vornehme Salondame wie die schlichte Hausfrau stellen an Dienstboten oft unerhörte Anforderungen — der Verfasser zeigt, wie sich von da an das Heer wie das Reich immer mehr barbarisirten — da der Rationalismus den Grundzug dieser Religion bildet, so ist es klar, daß ihr der Gebildete wie der Ungebildete in gleicher Weise anhängen — die Ausbildung der städtischen Verfassung wie die Entwicklung der Fürstentümer zwangen zur Vermehrung der Beamten — der höchste Gerichtshof sowie der Rechnungshof des Reichs befinden sich nicht in der Reichshauptstadt — Frankreich sowohl wie Deutschland entwickeln sich sozialistisch — Custine sowohl wie die französische Regierung waren hinlänglich davon unterrichtet — sowohl der romantische als der realistische Meister hatten der Entwicklung eine breite Bahn geöffnet — sowohl der Wortschatz als auch die Formenlehre haben im Verlaufe von hundert Jahren merkliche Veränderungen erfahren — die freundlichen Worte, die sowohl der Herr Vizepräsident an mich, als auch der Herr Ministerpräsident an die Direktoren gerichtet haben. In allen diesen Sätzen kann gar kein Zweifel sein, daß nur von einem Singular etwas ausgesagt wird. Dieser Singular wird einem andern Singular gleichgestellt, von dem dieselbe Aussage gilt. Aber dadurch wird doch aus den beiden Singularen noch kein Plural!

Das Passivum. Es wurde sich

Beim Gebrauche der Zeitwörter kommen in Betracht die Genera (Aktivum und Passivum), die Tempora und die Modi. Im Gebrauche der Genera können kaum Fehler vorkommen. Zu warnen ist nur vor der unter Juristen und Zeitungsschreibern weit verbreiteten Gewohnheit, alles passiv auszudrücken,

z. B.: namentlich muß von dem obersten Leiter der Politik dieser Zustand als eine Erschwerung seines Amtes empfunden werden (statt: der oberste Leiter muß empfinden) — das hat sehr dazu beigetragen, daß von der Regierung nicht an den bisher befolgten sozialpolitischen Grundsätzen festgehalten worden ist (statt: daß die Regierung nicht festgehalten hat) — bei einem Pachtverhältnis sollte von seiten(!) des Verpächters nicht bloß auf die Höhe der gebotnen Pachtsumme gesehen werden, sondern auch die Persönlichkeit des Bewerbers berücksichtigt und auf dessen Befähigung Wert gelegt werden (statt: der Verpächter sollte berücksichtigen). Das Nächstliegende ist doch immer das Aktivum.

Geschmacklos ist es, ein Passivum von einem reflexiven Zeitwort zu bilden: es brach ein Gewitter los, und es wurde sich in ein Haus geflüchtet — mit dem Beschlusse des Rats wurde sich einverstanden erklärt — über dieses Thema ist sich in pädagogischen Zeitschriften wiederholt geäußert worden. Dergleichen Sätze können höchstens im Scherz gebildet werden. In gutem Deutsch müssen sie mit Hilfe des Fürworts man umschrieben werden.

Ist gebeten oder wird gebeten?

Zahlreiche Verstöße werden neuerdings gegen den richtigen Gebrauch der Tempora begangen. Ganz undeutsch und nichts als eine gedankenlose Nachäfferei des Französischen, noch dazu eines falsch verstandnen Französisch ist es, zu schreiben: die Mitglieder sind gebeten, pünktlich zu erscheinen. In dem Augenblicke, wo jemand eine derartige Aufforderung erhält, ist er noch nicht gebeten, sondern er wird es erst. Man kann wohl sagen: du bist geladen, d. h. betrachte dich hiermit als geladen. Aber die Mitteilung einer Bitte, einer Einladung usw. kann doch nur durch das Präsens, nicht durch das Perfektum ausgedrückt werden.

Mißbrauch des Imperfekts

Höchst widerwärtig und ein trauriges Zeichen der zunehmenden Abstumpfung unsers Sprachgefühls ist ein Mißbrauch des Imperfekts, der seit einiger Zeit mit großer Schnelligkeit um sich gegriffen hat.

Das Imperfektum ist in gutem Deutsch das Tempus der Erzählung. Was heißt erzählen?

Mariandel kommt weinend aus der Kinderstube und klagt: Wolf hat mich geschlagen! Die Mutter nimmt sie auf den Schoß, beruhigt sie und sagt: erzähle mir einmal, wies zugegangen ist. Und nun erzählt Mariandel: ich saß ganz ruhig da und spielte, da kam der böse Wolf und zupfte mich am Haar usw. Mit dem Perfektum also hat sie die erste Meldung gemacht; auf die Aufforderung der Mutter, zu erzählen, springt sie sofort ins Imperfektum über. Da sehen wir deutlich den Sinn des Imperfekts. Erzählen heißt aufzählen. Das Wesentliche einer Erzählung liegt in dem Eingehen in Einzelheiten. Weiterhin besteht aber nun zwischen Imperfekt und Perfekt auch ein Unterschied in der Zeitstufe: das Imperfekt berichtet früher geschehene Dinge (man kann sich meist ein damals dazu denken), das Perfektum Ereignisse, die sich soeben zugetragen haben, wie der Schlag, den Mariandel bekommen hat. Wenn ich eine Menschenmasse auf der Straße laufen sehe und frage: was giebts denn? so wird mir geantwortet: der Blitz hat eingeschlagen, und am Markt ist Feuer ausgebrochen; d. h. das ist soeben geschehen. Wenn ich dagegen nach einigen Wochen oder Jahren über den Vorgang berichte, kann ich nur sagen: der Blitz schlug ein, und am Markte brach Feuer aus. Nur wenn ich etwas, was mir ein andrer erzählt hat, weiter erzähle, gebrauche ich das Perfektum; selbst dann, wenn mirs der andre im Imperfekt erzählt hat, mit allen Einzelheiten, weil ers selbst erlebt, selbst mit angesehen hatte, kann ich es nur im Perfekt weiter erzählen. Wollte ich auch im

Imperfekt erzählen, so müßte ich auf die Frage gefaßt sein: bist du denn dabei gewesen?

Also mit dem Imperfekt wird erzählt, und zwar selbsterlebtes; es ist daher das durchgehende Tempus aller Romane, aller Novellen, aller Geschichtswerke, denn sowohl der Geschichtschreiber wie der Romanschreiber berichtet so, als ob er dabeigewesen wäre und die Dinge selbst mit angesehen hätte. Das Perfektum dagegen ist das Tempus der bloßen Meldung, der thatsächlichen Mitteilung. Dieser Unterschied ist so mit Händen zu greifen, daß man meinen sollte, er könnte gar nicht verwischt werden.

Nun sehe man einmal die kurzen Meldungen in unsern Zeitungen an, die das neueste vom Tage bringen, unter den telegraphischen Depeschen, unter den Stadtnachrichten usw. — ist es nicht widerwärtig, wie da neuerdings das Imperfekt mißbraucht wird? Da heißt es: Bahnhofsinspektor S. in R. erhielt das Ritterkreuz zweiter Klasse — in Heidelberg starb Professor X. — Minister so und so reichte seine Entlassung ein — in Dingsda wurde die Sparkasse erbrochen — ein merkwürdiges Buch erschien in Turin. Wann denn? fragt man unwillkürlich, wenn man so etwas liest. Du willst mir doch eine Neuigkeit mitteilen und drückst dich aus, als ob du etwas erzähltest, was vor dreihundert Jahren geschehen wäre? Ein merkwürdiges Buch erschien in Turin — das klingt doch, als ob der Satz aus einer Kirchengeschichte Italiens genommen wäre.

Etwas andres wird es schon, wenn eine Zeitbestimmung der Vergangenheit hinzutritt, und wäre es nur ein gestern; dann kann der Satz sofort den Charakter einer bloßen thatsächlichen Mitteilung verlieren und den der Erzählung annehmen. Es ist ebenso richtig, zu schreiben: gestern starb hier nach längerer Krankheit Professor X, wie: gestern ist hier nach längerer Krankheit Professor X gestorben. Im zweiten Falle melde ich einfach das Ereignis, im ersten Falle erzähle ich. Fehlt aber jede Zeitangabe,

soll das Ereignis schlechthin gemeldet werden, so ist der Gebrauch des Imperfekts ein Mißbrauch.

Der Fehler ist aber nicht auf Zeitungsnachrichten beschränkt geblieben; auch unsre Geschäftsleute schreiben schon, und zwar immer öfter, in ihren Anzeigen und Briefen: ich verlegte mein Geschäft von der Petersstraße nach der Schillerstraße — ich eröffnete am Johannisplatz eine zweite Filiale u. ähnl. Eine Verlagsbuchhandlung schreibt in der Ankündigung eines Werkes, dessen Ausgabe bevorsteht: wir scheuten kein Opfer, die Illustrationen so prächtig als möglich auszuführen; den Preis stellten wir so niedrig, daß sich unser Unternehmen in den weitesten Kreisen Eingang verschaffen kann. Wann denn? fragt man wieder unwillkürlich. Sind diese Sätze Bruchstücke aus einer Selbstbiographie von dir? erzählst du mir etwas aus der Geschichte deines Geschäfts? über ein Verlagsunternehmen, das du vor zwanzig Jahren einmal in die Welt geschickt hast? Oder handelt sichs um ein Buch, das eben fertig geworden ist? Wenn du das letzte meinst, so kann es nur heißen: wir haben kein Opfer gescheut, den Preis haben wir so niedrig gestellt usw.

Aber es kommt noch eine weitere Verwirrung hinzu. Das Perfekt hat auch die Aufgabe, die gegenwärtige Sachlage auszudrücken, die durch einen Vorgang oder eine Handlung geschaffen worden ist. Auch in dieser Bedeutung wird es jetzt unbegreiflicherweise durch das Tempus der Erzählung verdrängt. Da heißt es z. B.: die soziale Frage ist das schwierigste Erbteil, das Kaiser Wilhelm von seinen Vorfahren erhielt (statt: erhalten hat, denn er hat es doch nun!) — auch die vorliegende Arbeit führt nicht zum Ziel, trotz der großen Mühe, die der Verfasser auf sie verwandte (statt: verwendet hat, denn die Arbeit liegt doch vor!) — da die Ehe des Herzogs kinderlos blieb (statt: geblieben ist), folgt ihm sein Neffe in der Regierung — die letzten Wochen haben dazu beigetragen, daß das Vertrauen in immer weitere Kreise drang (statt: ge-

drungen ist) — wir beklagen tief, daß sich kein Ausweg finden ließ (statt: hat finden lassen) — kein Wunder, daß aus den Wahlen solche Ergebnisse hervorgingen usw. Der letzte Satz klingt, als wäre er aus irgend einer geschichtlichen Darstellung genommen, als wäre von Wahlen etwa zum ersten deutschen Parlament die Rede. Es sollen aber die letzten Reichstagswahlen damit gemeint sein, die den gegenwärtigen Reichstag geschaffen haben! Da muß es doch heißen: kein Wunder, daß aus den Wahlen solche Ergebnisse hervorgegangen sind, denn diese Ergebnisse bilden doch die gegenwärtige Sachlage.

Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber sein, woher der Mißbrauch des Imperfekts stammt. In Norddeutschland ist er sicherlich nur durch Nachäfferei des Englischen entstanden und mit dem lebhaftern Betriebe der englischen Sprache aufgekommen. Der Engländer sagt: I saw him this morning (ich habe ihn diesen Morgen gesehen) — I expected you last Thursday (ich habe Sie vorigen Donnerstag erwartet) — Yours I received (ich habe Ihr Schreiben erhalten) — That is the finest ship I ever saw (das ist das schönste Schiff, das ich je gesehen habe). Wahrscheinlich weniger durch nachlässiges Übersetzen aus englischen Zeitungen, als durch schlechten englischen Unterricht, bei dem nicht genug auf den Unterschied der Sprachen in dem Gebrauche der Tempora hingewiesen, sondern gedankenlos wörtlich übersetzt wird, ist der Mißbrauch ins Deutsche hereingeschleppt worden. In Leipzig kann man schon auf der Straße hören, wie ein Geck, der den Tag zuvor aus dem Bade zurückgekehrt ist, einem andern Gecken erzählt: Jä, ich käm gestern zurück. In Süddeutschland aber kommt dazu noch eine andre Quelle. Dem österreichisch-bairischen Volksdialekt fehlt das Imperfektum (mit Ausnahme von ich war) gänzlich; er kennt weder ein hatte, noch ein ging, noch ein sprach, er braucht in der Erzählung immer das Perfekt (bin ich gewesen — hab ich gesagt). Daher hat diese Form in Süddeutschland und Öster-

reich den Beigeschmack des Dialektischen, und wenn nun der Halbgebildete Schriftdeutsch sprechen will, so gebraucht er überall das Imperfektum, auch da, wo es gar nicht hingehört, weil er mit dem Perfekt in den Dialekt zu fallen fürchtet. In großen Dresdner Pensionaten, wo englische, norddeutsche und österreichische Kinder zusammen sind, kann man den Einfluß beider Quellen gleichzeitig beobachten.

Ein wunderliches Gegenstück zu dem Mißbrauch des Imperfekts verbreitet sich in neuern Geschichtsdarstellungen, nämlich die Schrulle, im Perfektum zu — erzählen! Nicht bloß vereinzelte Sätze werden so geschrieben, wie: der Enkel hat ihm eine freundliche und liebevolle Erinnerung bewahrt (statt: bewahrte ihm), nein, halbe und ganze Seiten lang wird das Imperfekt aufgegeben und durch das Perfektum ersetzt: das ist so gewesen, und dann hat er das gemacht, und dann ist er dahin gegangen, und so fort.*) An Einfluß aus dem österreichischen und bairischen Dialekt ist hier schwerlich zu denken. Wohl aber klingt es, als ob der Erzähler plötzlich anfinge, sich mit jemand herumzustreiten, und das mag wohl auch manchmal der Fall sein. Unter den Darstellungen, die ihm vorliegen, ist eine, die er für falsch hält. Da bäumt er sich auf und verfällt mit einem mal aus dem gleichmäßigen schlichten Ton der Erzählung in den rechthaberischen der „Konstatirung“: Nicht so wars, nein, so ist es gewesen! Anders vermag man sich wenigstens das seitenlange Perfektum oft nicht zu erklären. Geschmackvoll ist es auf keinen Fall. Versteckte oder unwillkürliche Polemik gehört nicht in eine gute Erzählung.

Worden

Ebenso schlimm wie die beiden vorigen ist aber noch eine dritte Verwirrung, die auch neuerdings aufgekommen ist, aber auch in kurzer Zeit schon reißende

*) Vereinzelt kann ein solches Perfekt oft ganz am Platze sein. Wie wirkt am Schlusse von Werthers Leiden nach all den Imperfekten der eine Satz: kein Geistlicher hat ihn begleitet!

Fortschritte gemacht hat: die Verwirrung, die sich in dem Weglassen des Partizips worden im passiven Perfektum zeigt. Es handelt sich auch hier um eine Vermengung zweier grundverschiedner Zeitformen, der beiden, die man in der Grammatik als Perfektum und als Perfectum praesens bezeichnet.

In gutem Schriftdeutsch nicht nur, sondern auch in der gebildeten Umgangssprache ist bisher aufs strengste unterschieden worden zwischen zwei Sätzen, wie folgenden: auf dem Königsplatze sind junge Linden angepflanzt worden, und: auf dem Königsplatze sind junge Linden angepflanzt. Der erste Satz meldet den Vorgang oder die Handlung des Anpflanzens — das ist das eigentliche und wirkliche Perfektum; der zweite beschreibt den durch die Handlung des Anpflanzens geschaffnen gegenwärtigen Zustand — das ist das, was die Grammatik Perfectum praesens nennt. Der Altarraum ist mit fünf Gemälden geschmückt worden — das ist eine Mitteilung; der Altarraum ist mit fünf Gemälden geschmückt — das ist eine Beschreibung. Wenn mir ein Freund Lust machen will, mit ihm vierhändig zu spielen, so sagt er: Komm, das Klavier ist gestimmt! Dann kann ich ihn wohl fragen: So? wann ist es denn gestimmt worden? aber nicht: wann ist es denn gestimmt? denn ich frage nach dem Vorgange. Wenn ein Maler sagt: Mir sind für das Bild 6000 Mark geboten, so heißt das: ich kann das Geld jeden Augenblick bekommen, der Bieter hält sein Gebot aufrecht. Sagt er aber: Mir sind 6000 Mark geboten worden, so kann der Bieter sein Gebot längst wieder zurückgezogen haben.

Handelte sichs um einen besonders feinen, schwer nachzufühlenden und deshalb leicht zu verwischenden Unterschied, so wäre es ja nicht zu verwundern, wenn er mit der Zeit verschwände. Aber der Unterschied ist so grob und so sinnfällig, daß ihn der Einfältigste begreifen muß. Und doch dringt der Unsinn, eine Handlung, einen Vorgang, ein Ereignis als Zustand, als Sachlage hinzustellen, in immer weitere

Kreise und gilt jetzt offenbar für fein. Selbst ältere Leute, von sechzig Jahren und darüber, denen es früher nicht eingefallen wäre, so zu reden, glauben die Mode mitmachen zu müssen und lassen das worden jetzt überall weg. Und in den Zeitungen kann man täglich Mitteilungen lesen, wie: Dr. Sch. ist zum außerordentlichen Professor an der Universität Leipzig ernannt — dem Freiherrn von S. ist auf sein Gesuch der Abschied bewilligt — in H. ist eine Eisenbahnstation feierlich eröffnet — oder Sätze, wie: die Methode, in der Niebuhr so erfolgreich die römische Geschichte behandelte, ist von Ranke auf andre Gebiete ausgedehnt — man rühmt sich bei den Nationalliberalen, daß über 12000 Stimmen von ihnen abgegeben seien — es kann nicht geleugnet werden, daß an Verhetzung geleistet ist, was möglich war — wie hätte die schöne Sammlung zu stande kommen können, wenn nicht mit reichen Mitteln dafür eingetreten wäre?

Doppelt unbegreiflich wird der Unsinn, wenn durch Hinzufügung einer Zeitangabe noch besonders fühlbar gemacht wird, daß eben der Vorgang, manchmal sogar ein wiederholter Vorgang ausgedrückt werden soll, nicht die durch den Vorgang entstandne Sachlage. Aber gerade auch diesem Unsinn begegnet man täglich in Zeitungen und neuen Büchern. Da heißt es: das Verbot der und der Zeitung ist heute wieder aufgehoben (worden! möchte man immer dem Zeitungsschreiber zurufen) — der Anfang zu dieser Umgestaltung ist schon vor längerer Zeit gemacht (worden!) — diese Frage ist schon einmal aufgeworfen und damals in verneinendem Sinne beantwortet (worden!) — vorige Woche ist ein Flügel angekommen und unter großen Feierlichkeiten im Kursaal aufgestellt (worden!) — in späterer Zeit sind an dieser Tracht die mannichfachsten Veränderungen vorgenommen (worden!) — in gothischer Zeit ist das Schiff der Kirche äußerlich verlängert und dreiseitig geschlossen (worden!) — an der Stelle, wo Tells

Haus gestanden haben soll, ist 1522 eine mit seinen Thaten bemalte Kapelle errichtet (worden!) — am Tage darauf, den 25. Januar, sind noch drei Statuen ausgegraben (worden!) — jedenfalls ist der Scherz in Karlsbad bei irgend einer Gelegenheit aufs Tapet gebracht (worden!) — in B. ist dieser Tage ein Kunsthändler wegen Betrugs zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt (worden!) — diese Dinge sind ganz offenkundig, denn sie sind hundertmal besprochen (worden!) — die Wandlungen der Mode sind zu allen Zeiten von Sittenpredigern bekämpft (worden!) — bis 1880 ist von dieser Befugnis nicht ein einzigesmal Gebrauch gemacht (worden!).

Wo dieser Unsinn hergekommen ist? Er stammt aus dem Niederdeutschen und hat seine schnelle Verbreitung unzweifelhaft von Berlin aus gefunden. Die Unterscheidung der beiden Perfekta in unsrer Sprache ist nämlich verhältnismäßig jung, sie ist erst im fünfzehnten Jahrhundert zustande gekommen, und zwar ganz allmählich. Erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fing man an, zu sagen: daß ein Knecht geschlagen ist worden (anfangs immer in dieser Wortstellung). Aber schon im sechzehnten Jahrhundert war die willkommne Unterscheidung durchgedrungen und unentbehrlich geworden. Nur die niederdeutsche Vulgärsprache lehnte sie ab und — beharrt noch heute, nach vierhundert Jahren, dabei. Welche Lächerlichkeit nun, diesen unvollkommnen Sprachrest, der heute doch einfach auf der Stufe eines Provinzialismus steht, aller Vernunft und aller Logik zum Trotz der gebildeten Schriftsprache wieder aufnötigen zu wollen! Die Schule sollte sich mit allen Kräften gegen diesen Rückschritt sträuben.

Wurde geboren, war geboren, ist geboren

Eine biographische Darstellung ist natürlich auch eine Erzählung, kann sich also in keinem andern Tempus bewegen als im Imperfekt. Aber der erste Satz, die Geburtsangabe, wie stehts damit? Soll man

schreiben: Lessing war geboren, Lessing wurde geboren oder Lessing ist geboren? Alle drei Ausdrucksweisen kommen vor. Aber merkwürdigerweise am häufigsten die falsche! Er ist geboren — das kann man doch vernünftigerweise nur von dem sagen, der noch lebt. Den Lebenden fragt man, wann bist du denn geboren? Und dann antwortet er: ich bin am 23. Mai 1844 geboren. Von einem, der nicht mehr lebt, kann man wohl am Schlusse seiner Lebensbeschreibung sagen: gestorben ist er am 31. Oktober 1880. Damit fällt man zwar aus der Form der Erzählung heraus in die der bloßen thatsächlichen Mitteilung; aber die ist dort ganz am Platze, und sie drückt zugleich die gegenwärtige Sachlage aus. Am Anfang einer Lebensbeschreibung aber kann es nur heißen: er war oder er wurde geboren; mit wurde versetze ich mich — was das natürlichste ist — an den Anfang des Lebenslaufs meines Helden, mit war versetze ich mich mitten hinein. In wieviel hundert und tausend Fällen aber wird in Zeitungsaufsätzen, im Konversationslexikon, in Kunst- und Litteraturgeschichten, in der Allgemeinen deutschen Biographie usw. die Gedankenlosigkeit begangen, daß man von Verstorbnen zu erzählen anfängt, als ob sie lebten! Den Fehler damit verteidigen zu wollen, daß man etwa sagte, ein großer Mann lebe eben nach seinem Tode fort, wäre doch eine arge Sophisterei. Das Fortleben ist immer nur bildlich gemeint, in der Biographie aber handelt sichs um das wirkliche Leben.

Erzählung und Inhaltsangabe

Wer eine Geschichte erzählt, bedient sich des Imperfekts; alle Ereignisse, die vor der Geschichte liegen, die erzählt wird, also zu der sogenannten Vorfabel gehören, müssen im Plusquamperfekt mitgeteilt werden. Imperfekt und Plusquamperfekt sind die beiden einzigen Tempora, die in den erzählenden Abschnitten einer Novelle oder eines Romans vorkommen können. Die Vorfabel braucht nicht am

Anfang der Novelle zu stehen, sie kann mitten in der Novelle nachgetragen, ja selbst auf mehrere Stellen der Novelle verteilt werden. Immer aber muß das sofort durch den Tempuswechsel kenntlich gemacht werden. Zieht sich nun die Vorfabel in die Länge, so wird der Leser bald des Plusquamperfekts überdrüssig, und der Erzähler muß dann auch die Vorfabel in das Imperfekt zu lenken suchen. Das geschickt und fein und an der richtigen Stelle zu machen ist eine Aufgabe, an der viele Erzähler scheitern.

Noch schwieriger freilich scheint eine andre Aufgabe zu sein: wenn Rezensenten den Inhalt eines Romans, eines erzählenden Gedichts, eines Dramas angeben, so zeigen sie nicht selten eine klägliche Hilflosigkeit in der Anwendung der Tempora. Man kann Inhaltsangaben lesen, deren Darstellung zwischen Präsens und Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt nur immer so hin- und hertaumelt. Und doch ist auch diese Aufgabe eigentlich nicht schwieriger als die andre. Ein Buch, das besprochen wird, liegt vor. Da hat kein andres Tempus etwas zu suchen, als das Präsens und das Perfektum, das Präsens für die Geschichte selbst, das Perfektum für die Vorgeschichte. Wer den Inhalt wissen will, fragt nicht: wie *war* denn die Geschichte? sondern: wie *ist* denn die Geschichte? Und anders kann auch der nicht antworten, der den Inhalt des Buches angiebt; er kann nur sagen: die Geschichte *ist so*, und nun fängt er im Präsens an: auf einem Gute in der Nähe von Danzig *lebt* ein alter Rittmeister; er *hat* früher eine zahlreiche Familie *gehabt*, *steht* aber nun allein *da* usw. Auch wer in der Unterhaltung den Inhalt eines Schauspiels angiebt, das er am Abend zuvor im Theater gesehen hat, bedient sich keines andern Tempus und kann sich keines andern bedienen. Nur manche Zeitungsschreiber scheinen das nicht begreifen zu können.*)

*) Den Inhalt eines Dramas kurz anzugeben, gehört zu den beliebtesten Aufgaben für deutsche Aufsätze in den obern Gymnasialklassen, und es ist auch eine Aufgabe, bei der viel gelernt werden

Nicht ganz leicht dagegen ist es wieder, in der Erzählung das sogenannte Praesens historicum, das Präsens der lebhaften, anschaulichen Schilderung richtig anzuwenden. Genau an der richtigen Stelle in dieses Präsens einzufallen, genau an der richtigen Stelle sich wieder ins Imperfekt zurückzuziehen, das glückt nur wenigen.

Tempusverirrung beim Infinitiv

Wenn jemand anstatt: da muß ich mich geirrt haben — sagen wollte: da mußte ich mich irren oder: da habe ich mich irren müssen, so würde man ihn wohl sehr verdutzt ansehen, denn eine solche Tempusverschiebung aus dem Infinitiv in das regierende Verbum ließe auf eine etwas ungewöhnliche Geistesverfassung schließen. Der Fehler wird aber gar nicht selten gemacht, nur daß er nicht immer so verblüffend hervortritt, z. B.: ich glaube bewiesen zu haben, daß die Verfügung des Oberpräsidenten an dem Anschwellen der Bewegung nicht schuld sein konnte. Nicht besser, eher noch schlimmer ist es, die Vergangenheit doppelt zu setzen, z. B.: später mochten wohl die Arbeiten für den Kurfürsten dem Künstler nicht mehr die Muße gelassen haben. Wenn ein Vorgang aus der Vergangenheit nicht als wirklich, sondern mit Hilfe von scheinen, mögen, können, müssen nur als möglich oder wahrscheinlich hingestellt werden soll, so gehört die Vergangenheit natürlich nicht in die Form der Aussage, denn die Aussage geschieht ja in der Gegenwart, sondern sie gehört in den Infinitiv. Es muß also heißen: nicht schuld gewesen sein kann — mögen nicht gelassen haben.

Manche möchten es nun gern richtig machen, sind sich aber über die richtige Form des Infinitivs nicht klar. Wenn z. B. jemand schreibt: Ludwig scheint

kann. Wie viel ärgerliche Korrektur aber könnte sich der Lehrer ersparen, wenn er bei der Vorbesprechung immer auch diese Tempusfrage mit den Jungen gründlich erörterte!

sich durch seine Vorliebe für die Musik etwas von den Wissenschaften entfernt zu haben — und sich einbildet, damit den Satz: Ludwig hatte sich von den Wissenschaften entfernt — in das Gebiet der Wahrscheinlichkeit gerückt zu haben, so irrt er sich. Die Tempora des Indikativs und des Infinitivs entsprechen einander in folgender Weise:

L. entfernt sich — scheint sich zu entfernen.
L. entfernte sich — scheint sich entfernt zu haben (nämlich damals).
L. hat sich entfernt — scheint sich entfernt zu haben (nämlich jetzt).
L. hatte sich entfernt — scheint sich entfernt gehabt zu haben.
L. wird sich entfernen — scheint sich entfernen zu wollen.

Relativsätze. Welcher, welche, welches

Unter den Nebensätzen ist keine Art, in der so viele und verschiedenartige Fehler gemacht würden, wie in den Relativsätzen. Freilich sind sie auch die am häufigsten verwendete Art.

Ein Hauptübel unsrer ganzen Relativsatzbildung liegt zunächst nicht im Satzbau, sondern in der Verwendung des langweiligen Relativpronomens welcher, welche, welches. Das Relativpronomen welcher gehört, wie so vieles andre, ausschließlich der Papiersprache an, und da sein Umfang, seine Schwere in gar keinem Verhältnis zu seiner Aufgabe und Leistung steht, so trägt es ganz besonders zu der breiten, schleppenden Ausdrucksweise unsrer Schriftsprache bei. In der ältern Sprache war welcher (swelher) durchaus nicht allgemeines Relativpronomen, sondern nur indefinites Relativ, es bedeutete: wer nur irgend (quisquis), jeder, der, noch bei Luther: welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist es allmählich zum gemeinen Relativum herabgesunken. Aber nur in der Schreibsprache, die sich so gern breit und wichtig ausdrückt, zuerst in Übersetzungen aus dem Lateinischen; der

lebendigen Sprache ist es immer fremd geblieben und ist es bis auf den heutigen Tag fremd. Niemand spricht welcher, es wird immer nur geschrieben! Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, stundenlang, tagelang, man wird es vollständig bestätigt finden. Es ist ganz undenkbar, daß sich in freier, lebendiger Rede, wie sie der Augenblick schafft, das Relativum welcher einstellte; jedermann sagt immer und überall: der, die, das. Es ist undenkbar, daß jemand bei Tische sagte: die Sorte, welche wir vorhin getrunken haben, oder: wir gehen wieder in die Sommerfrische, in welcher wir voriges Jahr gewesen sind.*) In stenographischen Berichten über öffentliche Versammlungen und Verhandlungen findet man allerdings oft Relativsätze mit welcher, aber darauf ist gar nichts zu geben, diese Berichte werden redigirt, und wer weiß, wie viele der dabei erst nachträglich in welcher verwandelt werden, weil mans nun einmal so für schriftgemäß hält! Und dann: Leute, die viel öffentlich reden, sprechen nicht, wie andre Menschen sprechen, sie sprechen auch, wenn sie am Rednerpulte stehen, anders als in der Unterhaltung, sie sprechen nicht bloß für die Zeitung, sie sprechen geradezu Zeitung; alte Gewohnheitsredner, die Tag für Tag denselben Schalenkorb ausschütten und es nicht mehr für der Mühe wert halten, sich auf eine „Ansprache" vorzubereiten, suchen auch mit ihrem welcher Zeit zu gewinnen, wie andre mit ihrem äh — äh. Wenn aber ein junger Pfarrer auf der Kanzel Relativsätze mit welcher anfängt, so kann man sicher sein, daß er die Predigt aufgeschrieben und

*) Nur in Süddeutschland und Österreich wird welcher auch gesprochen, aber immer nur von Leuten, die sich „gebildet" ausdrücken möchten. In deren falschem, halbgebildetem Hochdeutsch — da grassirt es. In Wien und München, dort sagen es nicht bloß die Professoren in Gesellschaft, sondern auch schon die Droschkenkutscher, wenn sie zusammengekommen sind, um zu einem neuen Tarif „Stellung zu nehmen." Ja sogar der norddeutsche Professor spricht, wenn er nach Wien berufen worden ist, nach einigen Jahren „bloß mehr" welcher. In Mittel- und Norddeutschland aber spricht es kein Mensch.

wörtlich auswendig gelernt hat; wenn ein Festredner aller Augenblicke *welcher* sagt, so kann man sicher sein, daß sich das Manuskript seiner Festrede bereits in der Redaktion des Tageblatts befindet. Wer den Ausdruck im Augenblicke schafft, sagt *der*, nicht *welcher*. Darum ist auch *welcher* in der Dichtersprache ganz unmöglich. In Stellen, wie bei Goethe (in den Venetianischen Epigrammen): *welche* verstohlen freundlich mir streifet den Arm — oder bei Schiller (in Shakespeares Schatten): das große gigantische Schicksal, *welches* den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt — oder bei Hölty: Wunderseliger Mann, *welcher* der Stadt entfloh — oder bei Tiedge (in der Urania): Mir auch war ein Leben aufgegangen, *welches* reichbekränzte Tage bot — oder bei Uhland: Ihr habt gehört die Kunde vom Fräulein, *welches* tief usw., ist es nichts als ein langweiliges Versfüllsel, eine Strohblume in einem Rosenstrauß. Darum wird es ja auch mit Vorliebe in der Biedermeierpoesie verwendet und wirkt dort so unnachahmlich komisch: Zu beneiden sind die Knaben, *welche* einen Onkel haben, oder: Wie z. B. hier von diesen, *welche* Max und Moritz hießen. Aber auch in der dichterischen Prosa, was gäbe man da manchmal drum, wenn man das *welcher* hinauswerfen könnte, wie bei Gottfried Keller in Romeo und Julie auf dem Dorfe: Sie horchten ein Weilchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, *welche* von der großen Stille herrührten oder *welche* sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, *welches* nah und fern über die grauen Herstnebel wallte, *welche* tief auf den Gründen lagen!

Leider lernt man in der Schule als Relativpronomen kaum etwas andres kennen als *welcher*. Man schlage eine Grammatik auf, *welche* (hier ist es am Platze! denn hier heißt es: *welche auch immer*) man will, eine lateinische, eine griechische, eine französische, eine englische: wie ist das Relativpronomen ins Deutsche übersetzt? *Welcher, welche, welches!* Allenfalls steht *der, die, das* in Klam-

mern dahinter, als ob das dann und wann einmal als Ersatz dafür geduldet werden könnte! Und sieht man in die Beispielsätze, die zur Übung in die fremde Sprache übersetzt werden sollen, wie fangen die Relativsätze an? Immer mit welcher, welche, welches. Nur ja nicht mit der, der Schüler könnte ja einmal irre werden! Daß die lebendige Sprache eine einzige große Widerlegung dieses Unsinns ist, sieht gar niemand. Kein Wunder, daß den meisten später das langweilige Wort in die Feder läuft, sowie sie die Feder in die Hand nehmen. Gerade umgekehrt müßte es sein. In allen Grammatiken müßte der, die, das als Relativpronomen stehen, dahinter in Klammern welcher, welche, welches, denn das ist doch das traurige Surrogat. Man benutze in Gottes Namen welcher im Unterricht ein paar Wochen lang als Verständniskrücke; aber sobald der Junge den Begriff des Relativs gefaßt hat, müßte die Krücke unbedingt weggeworfen und er wieder auf seine eignen Beine gestellt werden. Wer einmal auf dieses Verhältnis zwischen der und welcher aufmerksam geworden oder aufmerksam gemacht worden ist, den verfolgt welcher förmlich beim Lesen, er sieht es immer gleichsam gesperrt oder fett gedruckt, und in wenigen Tagen ist es ihm ganz unerträglich geworden; wenn ers schreiben wollte, käme er sich entweder ganz schulknabenhaft vor, oder er sähe sich sitzen wie einen alten, verschleimten Aktuarius mit Vatermördern, Hornbrille und Gänsekiel. Bisweilen will ihm wohl noch einmal ein wel — aus der Feder laufen; aber weiter kommt er nicht, dann streicht ers ohne Gnade durch und setzt der drüber.*)

Aber giebt es denn nicht Fälle, wo man welcher gar nicht umgehen kann, wo man es ganz notwendig

*) Um welcher zu verteidigen, hat man neuerdings ausgezählt, wie oft es unsre klassischen Schriftsteller schreiben, und hat gefunden, daß sie es — sehr oft schreiben. Was wird aber damit bewiesen? Doch weiter nichts, als daß auch unsre klassischen Schriftsteller von Kindesbeinen an im Banne der Papiersprache gestanden haben. Aber das braucht doch nicht erst bewiesen zu werden, das wissen wir längst.

braucht, um einen häßlichen Gleichklang zu vermeiden? Wenn nun umittelbar auf der (qui oder cui) der Artikel der folgt, unmittelbar auf die (quae oder quam oder quos oder quas) der Artikel die? Nikolaus, der der Vater des Andreas gewesen war — eine Verwandlung, bei der der große Vorhang nicht fällt — die Prozessionsstraße, auf der der Papst zum Lateran zog — auf der Wiese, durch die die Straße führt — die Bildwerke, die die hehre Göttin verherrlichen — das Tau, das das Fahrzeug am Ufer hielt — das sind doch ganz unerträgliche Sätze, nicht wahr? Mancher Schulmeister behauptets. Es gehört das in das berühmte Kapitel von den angeblich unschönen Wiederholungen, vor denen der Unterricht zu warnen pflegt. Die Warnung ist aber ganz überflüssig, sie stammt nur aus der Anschauung des Papiermenschen, der die Sprache bloß noch schwarz auf weiß, aber nicht mehr mit den Ohren aufzufassen vermag. Der Papiermensch sieht das doppelte der der oder die die, und das flößt ihm Entsetzen ein. Aber lies doch einmal solche Sätze laut, lieber Leser, hörst du nichts? Ich denke, es wird dir aufdämmern, daß es zwei ganz verschiedne Wörter sind, die hier neben einander stehen: ein lang und schwer gesprochnes der (das Relativpronomen) und ein kurz und leicht gesprochnes der (der Artikel). Was man hört, ist: deer dr. Jedermann spricht so, und keinem Menschen fällt es ein, daran Anstoß zu nehmen: warum soll man nicht so schreiben? Aberglaube, dummer Aberglaube! Und fürchtet sich denn jemand vor daß das? Jeder schreibt unbedenklich: wir wissen, daß das höchste Gut die Gesundheit ist. Ach so, das sind wohl zwei verschiedne Wörter? das eine mit ß, das andre mit s? Nein, es sind keine verschiednen Wörter. Sie klingen gleich, und sie sind gleich; das Fügewort daß ist ja nur in der Schrift ganz willkürlich von dem hinweisenden Fürwort das unterschieden worden. Aberglaube, dummer Aberglaube!*)

---

*) Wenn man nicht der der oder die die schreiben dürfte.

Das und was

Ein häßlicher Fehler ist es, statt des relativen das zu schreiben was, wenn sich das Relativum auf einen bestimmten einzelnen Gegenstand bezieht, z. B.: das Haus, was — das Buch, was — das Ziel, was. Die niedrige Umgangssprache drückt sich zwar vielfach so aus, in der guten Schriftsprache aber ist was als Relativum auf ganz bestimmte Fälle beschränkt; es darf nur hinter substantivirten Fürwörtern, Zahlwörtern und Eigenschaftswörtern gebraucht werden, z. B. das, was — vieles, was — alles, was — das wenige, was — das einzige, was — das meiste, was — das gute, was — das beste, was usw., und wo es sich auf den Inhalt eines ganzen Satzes bezieht, z. B. der Mensch, das Tier mit zwei Händen, das auch lachen kann, was der Affe immer noch nicht fertig bringt. Freilich gehört es eigentlich auch da nicht hin, es hat sich aber dort schon lange so festgesetzt, daß es jetzt für das regelmäßige gelten muß, und daß es gesucht und geziert erscheint, zu schreiben: das wenige, das oder gar: das wenige, welches Fernando zu singen hat. In einem Satze wie: es ist kein freundliches Bild, was der Verfasser vor uns aufrollt — wird nicht deutlich, ob sich was auf Bild beziehen soll; man kann den Relativsatz auch als Subjektsatz auffassen: was der Verfasser vor uns aufrollt, ist kein freundliches Bild. In diesem Falle wäre natürlich was richtig, im andern müßte es das heißen.

---

dann dürfte man auch nicht schreiben: an andrer Stelle, ein einzigesmal, bei beiden Gelegenheiten, mit mitleidiger Miene. Sehr oft entsteht übrigens die so gefürchtete Doppelung nur durch falsche Wortstellung: ein persönliches oder reflexives Fürwort, das zwischen die beiden der oder die oder das gehört, wird verschoben und erst beim Verbum nachgebracht: alle Änderungen, die die Schule sich hat gefallen lassen — die Grundsätze, an die die Revision sich gebunden hat — die Aufgaben, die die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Zeit uns stellen. Man bringe das persönliche Fürwort an die richtige Stelle, und das Gespenst ist verschwunden.

Wie, wo, worin, womit, wobei

Daß Präpositionen in Verbindung mit dem Relativpronomen durch die hübschen relativen Adverbia worin, woraus, womit, wobei, woran, wofür usw. ersetzt werden können und in der lebendigen Sprache sehr oft ersetzt werden, wenn sich das Relativum auf eine Sache (nicht auf eine Person!) zurückbezieht, daran denken beim Schreiben die wenigsten, und wenn sie dran denken, so getrauen sie sich nicht, Gebrauch davon zu machen. Ein Brief, worin — eine Fläche, worauf — ein Messer, womit — ein Mittel, wodurch — eine Regel, wobei — ein Geschenk, worüber — eine Gefahr, wovor — (auch: der Grund, weshalb) — wie wenigen will das jetzt aus der Feder! Sie halten es womöglich gar für falsch. Irgend ein Schulmeister, der sich nicht vom Lateinischen hatte losmachen können, hat ihnen vielleicht einmal in der Jugend bange davor gemacht, und so schreiben sie denn: diese beiden Punkte sind es, an welchen Grimm aufs strengste festgehalten hat — der innige Zusammenhang, in welchem Glaube, Recht und Sitte stehen — das einfache, schmucklose Gewand, mit welchem uns die Natur wie eine Mutter umfängt usw. Und doch heißt es in dem Bürgerschen Spruch: Die schlechtsten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen. Nun gar das einfache wo: das Gebäude, wo — ein Gebiet, wo — in einer Stadt, wo — in allen Fällen, wo — eine Gelegenheit, wo — eine Ausgabe, wo (z. B. der Sopran die Melodie hat), und vollends dieses einfache wo von der Zeit gebraucht: wir gedenken an jene Zeit der Jugend, wo wir zuerst auszogen — die Eltern sind genötigt, über den Bildungsgang ihrer Kinder schon zu einer Zeit Bestimmungen zu treffen, wo deren Anlagen noch zu wenig hervorgetreten sind — seit dem 29. März, wo die neue Bewegung begann — seit dem Jahre 1866, wo er sein Amt niedergelegt hatte — wie wenige wagen das zu schreiben, wie wenige haben eine

Ahnung davon, daß auch das grammatisch ganz richtig und hundertmal schöner ist, als das ungeschickte: seit dem 29. März, an *welchem Tage* — seit 1866, *in welchem Jahre* usw.*) Ist es nicht kläglich komisch, in einem Manuskript sehen zu müssen, wie der Verfasser erst geschrieben hat: die Depesche gelangte an *demselben Tage* in seine Hände, *als* usw., dann das *als* wieder ausgestrichen hat und drübergesetzt: *an welchem*, aber auf das gute, einfache, natürliche *wo* nicht verfallen ist? Und genau so ist es mit *wie*. Die Art und Weise, *wie* — in dem Grade, *wie* — in jenem Sinne, *wie* — in dem Maße, *wie* — über die Richtung, *wie* — wie wenige getrauen sich das zu schreiben! Die alten Innungen waren Produktivgenossengeschaften in jenem vernünftigen Sinne, *in welchem* jeder Staat es ist — man war im Zweifel über die Art und Weise, in *welcher* die soziale Gesetzgebung vorzugehen habe — ein Bier, das in demselben Grade ungenießbar wird, *in welchem* sich seine Temperatur über den Gefrierpunkt erhebt — in dem Maße, *in welchem* (*wie!*) sich die Partei dem Augenblicke nähert, in *welchem* (*wo!*) sie ihr Versprechen erfüllen soll — so ist es richtig papiergemäß.

Das relative Adverbium *wo* bedeutet keineswegs, wie so viele glauben, nur den Ort, es bedeutet, wie das ihm entsprechende *da*, ebenso gut auch die Zeit. Merkwürdigerweise hat man noch eher den Mut, zu schreiben: die Zeit, *da* — als: die Zeit, *wo*. Manche lieben sogar dieses *da*, ziehen also hier das Demonstrativ in der relativen Bedeutung vor, während sie doch sonst immer *welcher* für *der* schreiben. Aber *da* als Relativum klingt uns heute doch altertümlich (man denke nur an den Bibelspruch: seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein, *damit*

*) Hier ist eine Apposition, die vor dem Relativpronomen stehen müßte, in den Relativsatz versetzt (vergl.: seine Verheiratung mit Cornelie, *welcher Verbindung* des Dichters Vater entsproß). Dergleichen ist vollends undeutsch, es ist ganz dem Lateinischen nachgeahmt.

ihr euch selbst betrüget), es kann auch leicht mit dem kausalen da verwechselt werden, z. B. mitten in einer trüben Zeit, da ihn ein Augenleiden heimsuchte. Für in welchem sollte man, wo es irgend geht, schreiben worin; bei in dem entsteht der Übelstand, daß es mit dem Fügewort indem (entstanden aus in dem daß) verwechselt werden kann. Auf dem Papiere natürlich nicht, aber das Papier geht uns auch gar nichts an; beim Hören kanns verwechselt werden — das ist die Hauptsache!

Wechsel zwischen der und welcher

Wenn zu einem Worte zwei (oder mehr) Relativsätze zu fügen sind, so halten es viele für eine besondre Schönheit, mit dem Relativpronomen abzuwechseln. Es ist das der einzige Fall, wo sie einmal mit Bewußtsein und Absicht zu dem Relativum der greifen, während sie sonst, wie die Schulknaben, immer welcher schreiben. Jeden Tag kann man Sätze lesen wie: auf Spaziergängen entstanden die ersten Zeichnungen nach der Natur, die der Vater sorgsam bewahrte, und welche dem trefflichen Seekatz ein Bedauern entlockten — das Allegro und das Scherzo fanden nicht das Maß von Beifall, welches wir erwartet hatten, und das sie verdienen — jedes Grundstück, welches mindestens zu einem Grundsteuerertrage von 200 Mark eingeschätzt ist, und das mindestens einen Taxwert von 10000 Mark hat — lehrreich ist die Niederschrift durch die Korrekturen, welche der Komponist selbst darin vorgenommen hat, und die sich nicht nur im Ändern einzelner Noten zeigen — es hat das tiefere Ursachen, um die sich das Publikum freilich nicht kümmert, welche aber die dramatischen Dichter beachten sollten — in einen weiten Hausflur mündete die Treppe, welche in die obern Stockwerke führte, und die man gern als Wendeltreppe gestaltete — die ehrwürdigen Denkmäler der Druckkunst, welche uns der Altmeister selbst hinterlassen hat, und die man mit dem Namen

Wiegendrucke bezeichnet — es geht nicht an, daß wir Schäden groß wachsen sehen, die uns als schwache Köpfe erscheinen lassen, und auf welche die Fremden mit Fingern weisen — es war ein Klang in seinen Worten, welcher alle Herzen ergriff, und dem sie gern weiter gelauscht hätten — Aufsätze, welche bereits in verschiednen Zeitschriften erschienen sind, und die durch ihre Beziehungen auf Schwaben zusammengehalten werden — ich erinnere mich einer Konferenz, welche in meiner Arbeitsstube stattfand, und bei der es fast den Anschein gewann usw. Kein Zweifel: in allen diesen Fällen liegt ein absichtlicher Wechsel vor; alle, die so schreiben, glauben eine besondre Feinheit anzubringen.

Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Abgesehen davon, daß die Wiederholung des Relativpronomens bisweilen ganz überflüssig ist, weil die Konstruktion dieselbe bleibt, ist es auch unbegreiflich, wie jemand in seinem Sprachgefühl so irre gehen kann. Wenn man an ein Hauptwort zwei oder mehr Relativsätze anschließt, so stehen doch diese Sätze als Bauglieder innerhalb des Satzgefüges parallel zu einander, etwa so:

1. Relativsatz
Hauptsatz
2. Relativsatz.

Wie kann man da auf den Gedanken kommen, diese beiden parallelstehenden Sätze verschieden anknüpfen zu wollen! Das natürliche ist es doch, parallellaufende Sätze auch gleichmäßig anzuknüpfen, ja es ist das geradezu notwendig, die Abwechslung stört bloß und führt irre. Wenn ich erst der lese und im nächsten Satze welcher, so suche ich unwillkürlich bei dem wechselnden Pronomen auch nach dem wechselnden Hauptwort und sehe zu spät, daß ich genarrt bin. Mit der vermeintlichen Schönheitsregel ist es also nichts; auch sie ist nur ein Erzeugnis der abergläubischen Furcht, kurz hinter einander zweimal dasselbe Wort — geschrieben zu sehen. Die vernünftige Regel heißt: Parallele Relativsätze müssen

mit demselben Relativpronomen beginnen, also alle mit der, die, das. Es giebt viele Talente, die vielleicht nie selbständig etwas ersinden werden, die man daher auf der Akademie zwecklos mit Kompositionsaufgaben plagt, die aber beweglich genug sind, das in der Kopirschule erlernte frei umzubilden — das ist gutes Deutsch. Welcher, welche, welches ist auch hier völlig entbehrlich.

Etwas andres ist es, wenn auf einen Relativsatz ein zweiter folgt, der sich an ein neues Hauptwort in dem ersten Relativsatz anschließt, etwa so:

Hauptsatz
1. Relativsatz
2. Relativsatz.

Da wechselt die Beziehung, und da hat es etwas für sich, auch das Pronomen wechseln zu lassen; die Abwechslung kann da sogar die richtige Auffassung erleichtern und beschleunigen, wie in folgenden Sätzen: Klaviere, die den Anforderungen entsprechen, welche in Tropengegenden an sie gestellt werden — Gesetze, die bestimmte besondre Organisationen zum Gegenstande haben, welche nur bei der katholischen Kirche vorkommen — die Bühnen, die mit einer ständigen Schar von Freunden rechnen können, welche mit liebevollem Interesse ihrer Entwicklung folgen — Verbesserungen, die der Dichter der dritten Ausgabe seiner Gedichte zu geben beabsichtigte, welche er leider nicht mehr erlebte — Amerika zerfällt in zwei Hälften, die nur durch eine verhältnismäßig schwache Brücke zusammenhängen, welche sich nicht zu einem Handelsweg eignet — in dem Pakt, den Faust mit dem Geiste der Verneinung schließt, welcher sich als der Zwillingsbruder des Todes bekennt — es fehlte bisher an einer Darstellung, die allen Anforderungen entsprochen hätte, welche an Kunstblätter von nationaler Bedeutung zu stellen sind — es gelang uns, in Beziehung zu den Stämmen zu treten, die eigentlich die Artikel produziren, welche

unsern Kaufleuten zugehen, und die zugleich ein weites Absatzgebiet für unsre Industrie bieten. Dabei empfiehlt sichs übrigens (aus rhythmischen Gründen, der Steigerung wegen), der immer an die erste, welcher an die zweite Stelle zu bringen, nicht umgekehrt! Aber nötig ist der Wechsel auch hier nicht; was in der lebendigen Sprache nicht mißverstanden wird — und da fällt es keinem Menschen ein, zu wechseln —, wird wohl auch auf dem Papiere zu verstehen sein.

Welch letzterer und welcher letztere

An einen ganzen Rattenkönig von Sprachdummheiten rührt man mit der so beliebten Verbindung: welcher letztere. Auf die häßliche unorganische Bildung ersterer und letzterer — eine komparativische Weiterbildung eines Superlativs! — soll dabei gar kein Gewicht gelegt werden, denn solche Erscheinungen giebt es viele in der Sprache und in allen Sprachen, wenn es auch nichts schaden kann, daß man sich einmal das Unorganische dieser Formen durch die Vorstellung zum Bewußtsein bringt, es wollte jemand der größtere, der kleinstere, der bestere, der schönstere bilden. Viel schlimmer ist ihre unlogische Anwendung.

Wenn ein Relativsatz nicht auf ein einzelnes Hauptwort, sondern auf eine Reihe von Hauptwörtern, zwei, drei, vier oder mehr folgt, so ist es selbstverständlich, daß das Relativum nicht auf das letzte Glied allein, sondern nur auf die ganze Reihe bezogen werden kann, also nicht so:

1. Hauptwort
2. Hauptwort
3. Hauptwort \ Relativsatz

sondern so:

1. Hauptwort
2. Hauptwort > Relativsatz.
3. Hauptwort

Die Hauptwörter werden gleichsam zu einer Gruppe, zu einem Bündel zusammengeschnürt, und der Relativ-

satz muß an dem ganzen Bündel hängen. Es kann nicht heißen: Lessing, Goethe und Schiller, der, sondern nur: Lessing, Goethe und Schiller, die. Das fühlt auch jeder ohne weiteres. Nun möchte man aber doch manchmal, nachdem man zwei, drei, vier Dinge aufgezählt hat, gerade über das letzte noch etwas näheres in einem Relativsatz aussagen. Ein bloßes welcher — das fühlt jeder — ist unmöglich; es gehen ja drei voraus! Aber welcher letztere oder welch letzterer — das rettet! Also: das Bild stellt Johannes den Täufer und den Christusknaben dar, welch letzterer von dem Täufer in die Welt eingeführt wird — einen Hauptartikel des Landes bildeten die Landesprodukte, wie Kobalt, Wein, Leinwand und Tuch, welch letzteres allerdings dem niederländischen nachstand — die Summe des Intellektuellen im Menschen setzt sich zusammen aus Geist, Bildung und Kenntnissen, welchen letztern auch die Vorstellungen zugezählt werden dürfen — dies trug ihm eine gerichtliche Untersuchung und zwei Jahre Haft ein, welch letztere er zu volkswirtschaftlichen Studien benutzte — der Neger überflügelt zuerst seine weißen Schulkameraden weit, besonders in der Mathematik und in den Sprachen, für welch letztere seine Begabung erstaunlich ist.

Dieses letztere ist ein bequemes, aber sehr häßliches Auskunftsmittel; ein guter Schriftsteller wird nie seine Zuflucht dazu nehmen. Es läßt sich auch sehr leicht vermeiden, z. B. indem man das letzte Glied für sich stellt: das Bild stellt Johannes den Täufer dar, und den Christusknaben, der usw., oder indem man statt des Relativsatzes einen Hauptsatz bildet, worin das letzte Hauptwort wiederholt wird.

Noch schlimmer ist es freilich, wenn, wie so oft, welch letzterer auch da geschrieben wird, wo nur ein einziges (!) Substantivum vorhergeht, eine falsche Beziehung also gänzlich ausgeschlossen ist, z. B.: der Plan ist der Wiener Fachschule nachgebildet, welch letztere ihn schon seit längerer Zeit hat — der Urkunde ist die durch den Bischof von Merseburg er-

teilte Bestätigung beigegeben, welch letztere aber nichts besondres enthält — den gesetzlichen Bestimmungen gemäß scheiden vier Mitglieder aus, welch letztere aber wieder wählbar sind — die Menge richtet sich nach den Beamten, nicht nach dem Gesetz, welch letzteres sie selten kennt. Welch ein Schwulst! vier Silben, wo drei Buchstaben genügen! Er greift aber immer weiter um sich, und wenn er nicht bekämpft wird, so ist es leicht möglich, daß einmal eine Zeit kommt, wo das deutsche Relativpronomen überhaupt — welch letzterer heißt.

Relativsätze an Attributen

Sehr vorsichtig muß man damit sein, einen Relativsatz hinter ein Hauptwort zu stellen, das ein Attribut mit einem zweiten Hauptworte (am häufigsten als abhängigen Genitiv) bei sich hat. Jedes der beiden Hauptwörter, das erste so gut wie das zweite, kann einen Relativsatz zu sich nehmen; es kommt nur darauf an, welches von beiden den Ton hat. Beide zugleich sind nie betont, entweder hat das tragende den Ton, oder das getragne, das im Attribut steht. Welches von beiden betont ist, ergiebt sich gewöhnlich sofort aus dem Zusammenhange. Nur an das betonte Hauptwort aber kann sich der Relativsatz anschließen.

Es ist also nichts einzuwenden gegen Verbindungen wie folgende: der oft angeführte Ausspruch des Königs Christian, der über die Opulenz der dortigen Bürgerhäuser in die höchste Verwunderung geriet — mit zehn Jahren wurde ich in die unterste Klasse der Kreuzschule aufgenommen, der ich dann acht Jahre lang als Schüler angehörte — bezeichnend ist sein Verhältnis zum Gelde, das er stets wie ein armer Mann behandelte. In diesen Fällen ist das Hauptwort des Attributs betont, der Relativsatz schließt sich also richtig an. Ob man nicht trotzdem solche Verbindungen lieber meiden sollte, namentlich wenn, wie in diesen Fällen, die beiden Hauptwörter gleiches Geschlecht haben, ist eine

Frage für sich. Vorsicht ist auch hier zu empfehlen, denn ein Mißverständnis ist manchmal nicht ausgeschlossen. Unbedingt falsch dagegen ist folgender Satz: auch warne ich vor einer bravourmäßigen Auffassung der zweiten Variation, die dort gar nicht am Platze ist. Es ist nämlich von den Variationen in einer Beethovenschen Sonate die Rede; die erste Variation ist besprochen, nun kommt die zweite dran. Betont ist also zweite Variation. Da ist es klar, daß der Relativsatz nur heißen kann: die eine solche (nämlich eine bravourmäßige Behandlung) gar nicht verträgt. Ebenso falsch ist folgender Satz: dem französischen Klassizismus wird seine Ebenbürtigkeit mit den Alten gewährleistet, unter einigen unwesentlichen Zugeständnissen an die Neuern, die zum Teil im Sinne von Perrault sind. Hier soll sich die auf Zugeständnisse beziehen, es bezieht sich aber auf Neuern, denn das ist betont.

Viel öfter kommt aber nun der umgekehrte Fehler vor: daß ein Relativsatz an das zweite Hauptwort angeschlossen wird, obwohl das erste den Ton hat. In den meisten Fällen — das ist das natürliche in jeder logisch fortschreitenden Darstellung — wird das neu hinzugekommne, das unterscheidende, also das zu betonende in dem tragenden Hauptwort liegen, nicht in dem Attribut. Wenn dann trotzdem an das Attribut ein Relativsatz gehängt wird, so entstehen so störende Verbindungen wie folgende: der Dichter dieses Weihnachtsscherzes, der vortrefflich inscenirt war — der Empfang des Fürsten, der um sieben Uhr eintraf — der Tod des trefflichen Mannes, der sich so manche Verdienste um unsre Stadt erworben hat — der Appetit des Kranken, der allerdings nur flüssige Nahrungsmittel zu sich nehmen darf — der linke Arm des Verschwundnen, der sich vermutlich herumtreibt — Flüchtigkeiten erklären sich aus dem körperlichen Zustande des Verfassers, dem es nicht vergönnt war, die letzte Hand an sein Werk zu legen — die folgenden Radirungen tragen schon den Namen des Künstlers, der inzwischen auch

mehrere Bildnisse gemalt hatte — um den neuen Lorbeer unsers Freundes, der einen so tiefen Blick in das heutige Leben gethan hat, mit Champagner zu begießen — eine Beschränkung der Korrekturlast, die wissenschaftlich gebildete Männer täglich stundenlang bei mechanischer Arbeit festhält — die Hochzeitstorte der Prinzessin Luise Viktorie, die einen Unterthanen, den Herzog von Fife, heiratet — die Glanznummer der Wahrsagerin, die noch eine ziemlich junge Frau ist — nun wurde das Dach des Schlosses gerichtet, das man in wenigen Jahren zu beziehen hoffte. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man denken, das störende in diesen Verbindungen liege nur darin, daß die beiden Hauptwörter dasselbe Geschlecht haben, und deshalb eine falsche Beziehung des Relativsatzes möglich ist. Das ist aber nicht der Fall; es sind auch solche Verbindungen nicht gut wie: das letzte Werk des russischen Erzählers, der es seiner Freundin Viardot in die Feder diktirte — die lichtvollen Ausführungen des Redners, der durch seinen Eifer für die Sache der evangelischen Vereine bekannt ist — weist nicht der Ursprung des Gewissens, das ein unveräußerliches Erbteil des Menschen ist, auf eine höhere Macht hin? Für wen der Satzbau noch etwas mehr ist als ein bloßes äußerliches Zusammenleimen, der wird auch solche Verbindungen meiden. Oft sind solche falsch angeschlossene Relativsätze nicht bloß dynamisch anstößig (der Betonung wegen), sondern auch logisch; sie enthalten Gedanken, die gar nicht in Relativsätze gehören, beiläufige Bemerkungen, zu denen man sich das beliebte „übrigens" hinzudenken soll, oder Parenthesen, die eigentlich in Hauptsätzen stehen sollten.

Da greifen nun auch hier wieder viele, um Mißverständnissen vorzubeugen, zu dem bequemen Auskunftsmittel welcher letztere und schreiben: die übermäßigen Aufgaben der Schauspieler, welch letztere an einzelnen Tagen dreimal aufzutreten haben — diese ausgezeichnete Landschaftsstudie aus dem Garten der Villa Medici, welch

letztere der Künstler eine Zeit lang bewohnte — eine größere Reihe von Abbildungen kirchlicher Gegenstände, welch letztere einst im Besitz der Michaelskirche waren — die Freunde der zur Zeit zum Heere einberufnen Studenten, welch letztern dieser Aufruf nicht zu Gesichte kommt usw. Ein schwächliches Mittel! Eine Geschmacklosigkeit soll dazu dienen, einen Fehler zu verbergen!

Einer der schwierigsten, der oder die?

Sehr oft wird ein Relativsatz an einen Genitiv der Mehrzahl angeschlossen, der von dem Zahlwort einer, eine, eins abhängt, aber meist in folgender falschen Weise: ich würde das für einen der härtesten Unfälle halten, der je das Menschengeschlecht betroffen hat — Leipzig ist eine der wenigen Großstädte, in der eine solche Einrichtung noch nicht besteht — das Buch ist eine der schönsten Kriminalgeschichten, die je geschrieben worden ist — das Denkmal ist eins der schönsten, das bis jetzt ans Tageslicht gebracht worden ist — Klopstock ist einer der ersten, der die Nachahmung des Franzosentums verwirft. In solchen Sätzen ist das einer, eine, eins völlig tonlos, es ist wie ein bloßer Henkel für den abhängigen Genitiv, und dieser Genitiv ist das Hauptsinnwort. Es ist aber auch ein logischer Fehler, den Relativsatz an einer anzuschließen; denn der Inhalt des Relativsatzes gilt doch nicht bloß von dem einen, aus der Menge herausgehobnen, sondern von allen, aus denen das eine herausgehoben wird. Es kann also nur heißen: einer der härtesten Unfälle, die je das Menschengeschlecht betroffen haben — eine der wenigen Großstädte, in denen (besser wo) eine solche Einrichtung noch nicht besteht usw. Nur scheinbar vermieden wird der Fehler, wenn jemand schreibt: er war ein durch und durch norddeutscher Charakter, der nur die Pflicht kennt; denn hier bezeichnet ein die ganze Klasse, und der geht auf den Einzelnen. Auch hier muß es

heißen: er war durch und durch einer jener norddeutschen Charaktere, die nur die Pflicht kennen.*)

Falsch fortgesetzte Relativsätze

Ein gemeiner Fehler, dem man in Relativsätzen unendlich oft begegnet, ist der, daß an einen Relativsatz ein zweiter Satz mit und angeknüpft wird, worin aus dem Relativum in das Demonstrativum oder in das Personalpronomen gesprungen oder sonstwie schludrig fortgefahren wird, z. B. eine Schrift, die er auf seine Kosten drucken ließ und sie umsonst unter seinen Anhängern austeilte — ein Bauer, mit dem ich über Feuerversicherungsgesellschaften sprach und ihm meine Bewunderung dieser trefflichen Einrichtung ausdrückte — am Schlusse gab Herr W. Erläuterungen über die Vorzüge der Neuklaviatur, welch letztere (!) übrigens in der hiesigen Akademie für Tonkunst bereits eingeführt ist und der Unterricht auf derselben (!) mit bestem Erfolge betrieben wird (das richtige Dummejungendeutsch!) — er entwendete verschiedne Kleidungsstücke, die er zu Gelde machte und sich dann heimlich von hier entfernte — sie erhielt Saalfeld, wo sie 1492 starb und in Weimar begraben wurde — die Seuche, an der zahlreiche Schweine zu Grunde gehen und dann noch verwendet werden — es geht das aus dem Testament hervor, das ich abschriftlich beifüge und von fernern Nachforschungen absehen zu können glaube — ein Augenblick, den der Verhaftete benutzte, um zu entweichen, und bis zur Stunde noch nicht wieder aufgefunden worden ist usw.

Es ist klar, daß durch und nur gleichartige Nebensätze verbunden werden können. Geht also ein Relativsatz voraus, so muß auch ein Relativsatz folgen;

*) Nicht zu verwechseln hiermit ist natürlich ein Fall wie folgender: eine der größten Schwierigkeiten für das Verständnis unsrer Vorzeit, die meist gar nicht gewürdigt wird. Hier muß es wird heißen, denn hier bezieht sich der Relativsatz wirklich auf eine; der Sinn ist: und zwar eine, die meist gar nicht gewürdigt wird.

die Kraft der relativen Verknüpfung wirkt über das und hinaus fort. In dem ersten Beispiel muß es also einfach heißen: und umsonst austeilte — im zweiten: und dem ich meine Bewunderung ausdrückte. In den übrigen Beispielen ist der Anschluß eines zweiten Relativsatzes überhaupt unmöglich, weil der Begriff, der im Relativum erscheinen müßte, in dem zweiten Satze gar nicht wiederkehrt; es kann höchstens heißen: worauf er sich heimlich entfernte — sodaß ich absehen zu können glaube. Nicht einmal in der Unterhaltung sollte man sich solche Nachlässigkeit erlauben, geschweige denn im schriftlichen Ausdruck.

Steht das Pronomen der Relativsätze im Genitiv, so ist es ein beliebter Fehler, in dem zweiten, obwohl das Subjekt dasselbe bleibt, dieses Subjekt durch ein Relativpronomen zu wiederholen, z. B.: der Kaiser, dessen Interesse für alle Zweige der Technik bekannt ist, und das gerade bei der Berliner Ausstellung wieder klar zu Tage tritt — das Sprachgewissen, dessen Stimme sich nicht überhören läßt, die sich vielmehr geltend macht bei allem, was wir lesen und schreiben. Das ebenso beliebte Gegenstück dazu ist es dann, einen zweiten Relativsatz, der dem ersten untergeordnet ist, mit und anzuknüpfen, z. B.: eine Ehe, vor deren Sündhaftigkeit sie ein wahres Grauen hat, und das sie doch allmählich überwinden muß — er sollte ihr ein Wort ins Ohr flüstern, von deren Antlitz sein Herz geträumt hatte, und von dem es sich nicht abwenden konnte. In den ersten beiden Sätzen muß das zweite Relativpronomen weichen, in den letzten beiden das und; der letzte Satz bleibt freilich auch dann noch Unsinn.

Ein gemeiner Fehler ist es, wenn man zwei Relativsätze mit einander verbindet, ohne das Relativum zu wiederholen, obwohl das Relativpronomen in dem einen der beiden Sätze Objekt, im andern Subjekt ist, der eine also mit dem Akkusativ, der andre mit dem Nominativ anfängt, z. B.: die Festschrift, die G. Bötticher verfaßt hat und von Klein-

michel mit Schildereien versehen worden ist — die Veranlassung ist dem kleinen Gedicht entnommen, das man auf S. 95 findet und hier angeführt sein möge. Dieser Fehler gehört unter die zahlreichen Sprachdummheiten, die dadurch entstehen, daß man ein Wort nicht als etwas lebendiges, sinn- und inhaltvolles, sondern bloß als eine Reihe von Buchstaben ansieht, also — durch die Papiersprache. Kehrt dieselbe Reihe von Buchstaben wieder, so glaubt sie der Papiermensch das zweitemal einfach weglassen zu können, wenn sie da auch eine ganz andre Bedeutung hat als das erstemal. Das Relativpronomen muß in solchen Fällen unbedingt wiederholt werden.

Relativsatz statt eines Hauptsatzes

Ein schlimmer Fehler endlich, der sehr oft begangen wird, ist der, daß ein Relativsatz gebildet wird, wo gar kein Relativsatz hingehört, sondern entweder eine andre Art von Nebensatz oder — ein Hauptsatz. Wenn jemand schreibt: Harkort erfreute sich des Rufes eines bewährten Geschäftsmannes, der als Mitbegründer der Leipzig-Dresdner Eisenbahn rastlose Energie an den Tag gelegt hatte — so ist klar, daß der Relativsatz keine Eigenschaft eines bewährten Geschäftsmannes angiebt, sondern den Grund, weshalb Harkort in diesen Ruf kam; es muß also heißen: da er als Mitbegründer usw. Wenn jemand schreibt: das Steigen des Flusses erschwerte die Arbeiten, die mit größter Anstrengung ausgeführt wurden — so ist klar, daß der Relativsatz keine Eigenschaft der Arbeiten angiebt, sondern eine Folge davon, daß der Fluß steigt; es muß also heißen: sodaß sie nur mit größter Anstrengung usw. Nun vollends: kein Mittel vertreibt den Geruch, der wohl schwächer wird, aber immer bemerklich bleibt — das ersehnte Glück fand er in dieser Verbindung nicht, die nach drei Jahren wieder gelöst wurde — diese Gerätschaften verdienten besonders die Beachtung der Fachblätter, die sich die Veröffentlichung solcher kunstgeschichtlich bedeutenden

Gegenstände zur Aufgabe machen sollten — solche Sätze erscheinen wohl äußerlich in der Gestalt von Relativsätzen, ihrem Inhalte nach aber sind es Hauptsätze. Es muß heißen: kein Mittel vertreibt den Geruch; er wird wohl schwächer, bleibt aber immer bemerklich — das ersehnte Glück fand er in dieser Verbindung nicht; sie wurde nach drei Jahren wieder gelöst. Noch fehlerhafter sind folgende Sätze: die Meister sind das Ein und Alles der Kunst, die in ihren Werken und sonst nirgends niedergelegt und beschlossen ist — der griechische Staat verweigerte die Anerkennung der Schuld, die erst 1883 bezahlt wurde — Bestellungen auf das deutsche Wörterbuch, welches auch lieferungsweise bezogen werden kann, werden in allen Buchhandlungen angenommen — oder gar: das Honorar beträgt jährlich 360 Mark, welches (!) in drei Terminen zu entrichten ist. Hier überall ist der Relativsatz erstens an das falsche Wort angeschlossen und zweitens logisch falsch: er muß in einen Hauptsatz verwandelt werden.

Nachdem — zumal — trotzdem — obzwar

Verhältnismäßig wenig Fehler kommen in den Nebensätzen vor, die eine Zeitbestimmung, einen Grund oder ein Zugeständnis enthalten (Temporalsätze, Kausalsätze, Konzessivsätze). In den Kausalsätzen ist vor allem vor einem Mißbrauch des Fügewortes nachdem zu warnen. Nachdem kann nur Temporalsätze anfangen. Es ist allerdings schon früh auch auf das kausale Gebiet übertragen worden (wie weil und da, die ja auch ursprünglich temporal und lokal sind); aber heute ist das nur noch in Österreich üblich. Oberstleutnant C. ist von der Armee entlassen worden, nachdem der Kaiser keine weitere Verwendung für seine Dienste hat — eine solche Ausdrucksweise erscheint als Provinzialismus.

Ein andrer Fehler, der jetzt in Kausalsätzen fortwährend begangen wird, ist der, hinter zumal das Fügewort da wegzulassen, als ob zumal selber das Fügewort wäre, z. B.: der Zuziehung von Fach-

männern wird es nicht bedürfen, zumal in der Litteratur einschlägige Werke genug vorhanden sind. Zumal ist kein Fügewort, sondern ein Adverbium, es bedeutet ungefähr dasselbe wie besonders, namentlich, hauptsächlich, hat aber noch eine feine Nebenfarbe, insofern es, ähnlich wie vollends, nicht bloß die Hervorhebung aus dem allgemeinen, sondern zugleich eine Steigerung ausdrückt; der Inhalt des Hauptsatzes wird, wenn sich ein Nebensatz mit zumal anschließt, als etwas selbstverständliches hingestellt. Soll nun, wie es sehr oft geschieht, der in einem Nebensatz ausgedrückte Gedanke in dieser Weise hervorgehoben werden, so muß zumal einfach davortreten, sodaß der Nebensatz nun beginnt: zumal wer, zumal wo, zumal als, zumal wenn, zumal weil, zumal da, je nachdem es ein Relativsatz, ein Temporalsatz, ein Bedingungssatz oder ein Kausalsatz ist, z. B.: das wäre die heilige Aufgabe der Kunst, zumal seit sie bei den Gebildeten zugleich die Religion vertreten soll. So wenig nun jemand hinter zumal das wer, wo, wann oder als weglassen wird, so wenig hat es eine Berechtigung, das da oder weil wegzulassen, und es ist eine Nachlässigkeit, zu schreiben: es ist nicht nötig, konfessionelle Mittelschulen einzurichten, zumal der Staat dadurch vielfach entlastet wird — schließlich ließ sich die Angelegenheit nicht länger aufschieben, zumal sich die Aussicht eröffnete usw. Leider ist diese Nachlässigkeit schon so beliebt geworden, daß man bald wird lehren müssen: zumal ist ein Adverbium; aber zugleich ist es ein Fügewort, das Kausalsätze anfängt.

Ähnlich wie mit zumal verhält sichs mit trotzdem; auch das möchte man jetzt mit aller Gewalt zum Fügewort pressen. Aber auch das hat keine Berechtigung. Auch trotzdem ist ein Adverbium, es bedeutet dasselbe wie dennoch; soll es zur Bildung eines Konzessivsatzes dienen, so muß es unbedingt mit daß verbunden werden. Zu schreiben, wie es jetzt geschieht: trotzdem Camerarius den Aufgeklärten spielte — trotzdem die Arbeiten im Innern des

Hauses noch nicht beendigt sind — trotzdem es an Festlichkeiten nicht mangelte — ist gleichfalls eine Nachlässigkeit. Wir haben zur Bildung von Konzessivsätzen einen wahren Reichtum an Fügewörtern: obgleich, obwohl, obschon, wenngleich, wenn auch. Kennt man die gar nicht mehr, daß man sie jetzt alle dem fehlerhaften trotzdem zuliebe verschmäht? Sie sind wohl zu weich, zu geschmeidig, zu verbindlich, nicht wahr? Trotzdem ist gröber, „schneidiger," darum gefällts den Leuten.

Freilich sind alle unsre Fügewörter früher einmal Adverbia gewesen. Auch indem, seitdem, nachdem, solange, nun (nun die schreckliche Seuche glücklich erloschen ist) wurden zur Bildung von Nebensätzen anfangs nicht ohne Fügewort gebraucht (indem daß, solange als). Aber weshalb soll man nicht einen Unterschied bewahren, wenn das Bedürfnis darnach noch von vielen gefühlt wird? Wer sorgfältig schreiben will, wird sich auch nicht mit insofern begnügen, wenn er insofern als meint.

Eine Eigentümlichkeit des Wiener Deutschs ist es, Konzessivsätze mit obzwar anzufangen. In der guten Schriftsprache ist das, wie alle Austriazismen, unausstehlich.

Wenn — das Fügewort der Zukunft!

Das temporale Fügewort während, das zunächst zwei Vorgänge als gleichzeitig hinstellt, kommt auf sehr leichte und natürliche Weise dazu, zwei Handlungen einander entgegenzusetzen. Den Übergang sieht man an einem Satze wie folgendem: während ihr euerm Vergnügen nachgingt, habe ich gearbeitet; das Fügewort kann hier noch rein temporal aufgefaßt werden, aber auch schon mit einer Neigung zum Adversativen. Man muß aber in der Anwendung der adversativen Bedeutung von während vorsichtig sein, sonst kommt man leicht zu so lächerlichen Sätzen wie: während Herr W. die Fantasie von Vieuxtemps für Violine vortrug, blies Herr L. ein Nocturno für Flöte von Köhler — der Minister besuchte gestern (!) die Schulen

zu Marienthal und Leubnitz, während er heute (!) die Besuche in den hiesigen Schulanstalten fortsetzte — König Albert brachte ein Hoch auf den Kaiser aus, während der Kaiser ihm dafür dankte.

Geradezu ein Unfug aber ist es, das nackte Fügewort der Bedingungssätze (wenn) als adversatives Fügewort zu gebrauchen. Es scheint das aber jetzt für eine ganz besondre Feinheit zu gelten. Man schreibt: wenn bei vielen niedrigen Völkern die Priester als Träger höherer Bildung zu betrachten sind, so ist das bei den Ephenegern nicht der Fall — wenn Philostorgius die Kirchengeschichte des Eusebius in arianischem Sinne fortsetzte, so thaten es Sokrates und andre mit katholisch-orthodoxer Tendenz — wenn der ästhetisch genießende die Gesamtheit einer Dichtung auf sich wirken läßt, so vermag die wissenschaftliche Betrachtung nur auf Grund einer zergliedernden Interpretation ihr Werk zu verrichten. Aber der Unfug geht noch weiter: auch vergleichende Nebensätze werden schon, anstatt mit wie, mit wenn gebildet: wenn Indien die Geschichte der Philosophie in nuce enthält, so ist es an Materialien für die Geschichte der Religion gewiß reicher als ein andres Land — wenn bei uns vielfach über den Niedergang des politischen Lebens geklagt wird, so ist auch in Amerika, wo das politische Leben schon bisher nicht sehr hoch stand, ein solcher Niedergang bemerkbar. Ebenso Kausalsätze: wenn die Macht der Sozialdemokratie in der Organisation liegt, so müssen wir uns eben auch organisiren. Ebenso Konzessivsätze: wenn die gestellte Aufgabe sich zwar (aha!) zunächst nur auf die Untersuchung der Goldlagerstellen bezog, so war es doch nötig, auch andre Minerale in den Kreis der Betrachtung hereinzuziehen. Sogar wo einfach zwei Hauptsätze am Platze wären, kommt man jetzt mit diesem wenn angerückt: wenn im frühern Mittelalter die meisten Häuser einfache Holzhäuser gewesen waren, so ist man erst später aus diesem Zustande herausgekommen. Welcher Unsinn! Ein Triumph des Satzbaus ist es, wenn diese alles und nichts sagende

Konjunktion ganz weggeworfen, und bloß noch geschrieben wird: wollte Adelung die Sprache hauptsächlich als Verständigungsmittel behandelt wissen, so forderte Herder eine individuelle, schöpferische Empfindungssprache — war der Verein schon immer bestrebt, die reichen Kunstschätze Freibergs zu heben, so ist das in besonderm Maße in dem vorliegenden Hefte gelungen — war die bunte und zerschlitzte Kleidung so recht ein Ausdruck ihrer frisch bewegten Zeit gewesen, so drohte ihr der Gegner aus demselben Lande, aus dem die kirchliche Reaktion kam, aus Spanien; wenn aber der Katholizismus nur einen Teil des verlornen Gebietes wieder eroberte (warum nicht: eroberte aber?), so drang die spanische Tracht in kurzer Zeit siegreich über das deutsche Land.

Wenn diese Art, sich auszudrücken, Anklang findet, so kann es noch dahin kommen, daß die Konjunktion wenn alle andern Konjunktionen auffrißt und dann — verduftet.

Unterdrückung des Hilfszeitworts

Sehr verschieden sind merkwürdigerweise von jeher die Ansichten gewesen über den Gebrauch, das Hilfszeitwort und (was gleich damit verbunden werden kann) die sogenannte Kopula in Nebensätzen wegzulassen, also zu schreiben: der Bischof war bestrebt, von dem Einfluß, den er früher in der Stadt besessen (nämlich hatte), möglichst viel zurückzugewinnen, der Rat dagegen trachtete, die wenigen Rechte, die ihm noch geblieben (nämlich waren), immer mehr zu beschränken — die Pallas trug einst einen Helm, wie aus der oben abgeplatteten Form des Kopfes zu erkennen (nämlich ist) — eine Vorstellung wird um so leichter aufgenommen, je einfacher ihr sprachlicher Ausdruck (nämlich ist) — der Ursachen sind mehrere, wenn sie auch sämtlich auf eine Wurzel zurückzuführen (nämlich sind) — verwundert fragt man, ob denn die Krankheit wirklich so gefährlich, das Übel gar so heillos geworden (ist? sei?) — so lautet das Schlagwort, womit das ideale

Werk begonnen (ist? hat?) — sogar: die Lukaspassion kann nicht, wie allgemein behauptet (nämlich wird), von Bach geschrieben sein.

Dieser Gebrauch hat eine ungeheure Verbreitung, viele halten ihn offenbar für eine ganz besondre Schönheit. Romanschriftsteller schreiben fast gar nicht anders; aber auch in wissenschaftlichen, namentlich in Geschichtswerken geschieht es fort und fort. Ja es muß hie und da geradezu in Schulen gelehrt werden, daß dieses Wegwerfen des Hilfszeitworts eine Zierde der Sprache sei. Wenigstens war einmal in einem Aufsatz einer Unterrichtszeitschrift verächtlich vom „Hattewarstil“ die Rede; offenbar meinte der Verfasser damit die pedantische Korrektheit, die das hatte und war nicht opfern will. Von ältern Schriftstellern liebt es namentlich Lessing, aus dessen Sprache man sich sonst die Muster zu holen pflegt, das Hilfszeitwort wegzulassen, und Jean Paul empfiehlt es geradezu, diese „abscheulichen Rattenschwänze der Sprache“ womöglich überall abzuschneiden.

Halten wir uns, wie immer, an die lebendige Sprache. Thatsache ist, daß in der unbefangnen Umgangssprache das Hilfszeitwort niemals weggelassen wird. Es würde als arge Ziererei empfunden werden, wenn jemand sagen wollte: es ist ein ganzes Jahr her, daß wir uns nicht gesehen. In der Sprache der Dichtung dagegen ist die Unterdrückung des Hilfszeitworts beinahe selbstverständlich. Man denke sich, daß Chamissos Frauenliebe und =Leben anfinge: seit ich ihn gesehen habe, glaub ich blind zu sein! In der Prosa kommt es nun sehr auf die Gattung an. In poetisch oder rednerisch gehobner Sprache stört es nicht, wenn das Hilfszeitwort zuweilen unterdrückt wird; in schlichter Prosa, wie sie die wissenschaftliche Darstellung und im allgemeinen doch auch die Erzählung, die historische sowohl wie der Roman und die Novelle, erfordert, ist es geradezu unerträglich. Wer das bestreitet, hat eben kein Sprachgefühl. Wer sich einmal die Mühe nimmt, bei einem Schriftsteller, der das Hilfszeitwort mechanisch und aus bloßer Ge=

wohnheit überall wegläßt, nur ein paar Druckseiten lang auf diese vermeintliche Schönheit zu achten, der wird bald täuschend den Eindruck haben, als ob er sich in einem Tiergarten befände, wo lauter unglückselige Bestien mit abgehackten Schwänzen ihres Verlustes sich schämend scheu um ihn herumliefen.

Ganz unausstehlich wird das Abwerfen des Hilfszeitworts, wenn das übrig bleibende Partizip mit dem Indikativ des Präsens oder des Imperfekts gleich lautet, also ohne das Hilfszeitwort die Tempora gar nicht von einander zu unterscheiden sind, z. B.: in unsrer Zeit, wo der Luxus eine schwindelhafte Höhe erreicht (nämlich hat!) — er ist auch dann strafbar, wenn er sich nur an der That beteiligt (hat!) — das, was der Geschichtschreiber gewissenhaft durchforscht (hat!) — aus allen Werken, die Ranke verfaßt (hat!) — er erinnert sich der Freude, die ihm so mancher gelungne Versuch verursacht (hat!) — einer jener Männer, die, nachdem sie in hohen Stellungen Eifer und Thatkraft bewiesen (haben!), sich einem müßigen Genußleben hingeben — nachdem 1631 Baner die Stadt vergeblich belagert (hatte!) — er verteilte die Waffen an die Partei, mit der er sich befreundet (hatte!) — er schleuderte über die Republik und ihre Behörden den Bannstrahl, weil sie sich an päpstlichem Gut vergriffen (hatten!) — oder wenn es in zwei oder mehr auf einander folgenden Nebensätzen verschiedne Hilfszeitwörter sind, die dadurch verloren gehen, haben und sein, z. B.: es war ein glücklicher Gedanke, dort, wo einst der deutsche Dichterfürst seinen Fuß hingesetzt (nämlich hat!), auf dem Boden, der durch seinen Aufenthalt geschichtlich geworden (nämlich ist!), eine Kuranstalt zu errichten — wir wissen, auf welchen Widerstand einst das Interim gestoßen (ist!), und welchen Haß sich Melanchthon durch seine Nachgiebigkeit zugezogen (hat!) — da sie das Führen der Maschine unterlassen (hatten!) und auf den Fußwegen gefahren (waren!) — oder endlich wenn gar von zwei verschiednen Hilfszeitwörtern das erste weggeworfen, das

Werk begonnen (ist? hat?) — sogar: die Lukaspassion kann nicht, wie allgemein behauptet (nämlich wird), von Bach geschrieben sein.

Dieser Gebrauch hat eine ungeheure Verbreitung, viele halten ihn offenbar für eine ganz besondre Schönheit. Romanschriftsteller schreiben fast gar nicht anders; aber auch in wissenschaftlichen, namentlich in Geschichtswerken geschieht es fort und fort. Ja es muß hie und da geradezu in Schulen gelehrt werden, daß dieses Wegwerfen des Hilfszeitworts eine Zierde der Sprache sei. Wenigstens war einmal in einem Aufsatz einer Unterrichtszeitschrift verächtlich vom „Hattewarstil" die Rede; offenbar meinte der Verfasser damit die pedantische Korrektheit, die das hatte und war nicht opfern will. Von ältern Schriftstellern liebt es namentlich Lessing, aus dessen Sprache man sich sonst die Muster zu holen pflegt, das Hilfszeitwort wegzulassen, und Jean Paul empfiehlt es geradezu, diese „abscheulichen Rattenschwänze der Sprache" womöglich überall abzuschneiden.

Halten wir uns, wie immer, an die lebendige Sprache. Thatsache ist, daß in der unbefangnen Umgangssprache das Hilfszeitwort niemals weggelassen wird. Es würde als arge Ziererei empfunden werden, wenn jemand sagen wollte: es ist ein ganzes Jahr her, daß wir uns nicht gesehen. In der Sprache der Dichtung dagegen ist die Unterdrückung des Hilfszeitworts beinahe selbstverständlich. Man denke sich, daß Chamissos Frauenliebe und -Leben anfinge: seit ich ihn gesehen habe, glaub ich blind zu sein! In der Prosa kommt es nun sehr auf die Gattung an. In poetisch oder rednerisch gehobner Sprache stört es nicht, wenn das Hilfszeitwort zuweilen unterdrückt wird; in schlichter Prosa, wie sie die wissenschaftliche Darstellung und im allgemeinen doch auch die Erzählung, die historische sowohl wie der Roman und die Novelle, erfordert, ist es geradezu unerträglich. Wer das bestreitet, hat eben kein Sprachgefühl. Wer sich einmal die Mühe nimmt, bei einem Schriftsteller, der das Hilfszeitwort mechanisch und aus bloßer Ge-

wohnheit überall wegläßt, nur ein paar Druckseiten lang auf diese vermeintliche Schönheit zu achten, der wird bald täuschend den Eindruck haben, als ob er sich in einem Tiergarten befände, wo lauter unglückselige Bestien mit abgehackten Schwänzen ihres Verlustes sich schämend scheu um ihn herumliefen.

Ganz unausstehlich wird das Abwerfen des Hilfszeitworts, wenn das übrig bleibende Partizip mit dem Indikativ des Präsens oder des Imperfekts gleich lautet, also ohne das Hilfszeitwort die Tempora gar nicht von einander zu unterscheiden sind, z. B.: in unsrer Zeit, wo der Luxus eine schwindelhafte Höhe erreicht (nämlich hat!) — er ist auch dann strafbar, wenn er sich nur an der That beteiligt (hat!) — das, was der Geschichtschreiber gewissenhaft durchforscht (hat!) — aus allen Werken, die Ranke verfaßt (hat!) — er erinnert sich der Freude, die ihm so mancher gelungne Versuch verursacht (hat!) — einer jener Männer, die, nachdem sie in hohen Stellungen Eifer und Thatkraft bewiesen (haben!), sich einem müßigen Genußleben hingeben — nachdem 1631 Baner die Stadt vergeblich belagert (hatte!) — er verteilte die Waffen an die Partei, mit der er sich befreundet (hatte!) — er schleuderte über die Republik und ihre Behörden den Bannstrahl, weil sie sich an päpstlichem Gut vergriffen (hatten!) — oder wenn es in zwei oder mehr auf einander folgenden Nebensätzen verschiedne Hilfszeitwörter sind, die dadurch verloren gehen, haben und sein, z. B.: es war ein glücklicher Gedanke, dort, wo einst der deutsche Dichterfürst seinen Fuß hingesetzt (nämlich hat!), auf dem Boden, der durch seinen Aufenthalt geschichtlich geworden (nämlich ist!), eine Kuranstalt zu errichten — wir wissen, auf welchen Widerstand einst das Interim gestoßen (ist!), und welchen Haß sich Melanchthon durch seine Nachgiebigkeit zugezogen (hat!) — da sie das Führen der Maschine unterlassen (hatten!) und auf den Fußwegen gefahren (waren!) — oder endlich wenn gar von zwei verschiednen Hilfszeitwörtern das erste weggeworfen, das

zweite aber gesetzt wird, sodaß man das nun unwillkürlich auf den ersten Satz mit bezieht, z. B.: als ich die Fastnachtsspiele durchgelesen und schließlich zu dem Luzerner Neujahrsspiel gekommen war (also auch: durchgelesen war?) — seitdem die Philosophie exakt geworden, seitdem auch sie sich auf die Beobachtung und Sammlung von Phänomenen verlegt hat (also auch: geworden hat?) — der Verfasser macht Banquo den Vorwurf, daß er nicht für die Rechte der Söhne Duncans eingetreten, sondern Macbeth als König anerkannt habe (also auch: eingetreten habe?). Wie jemand so etwas schön finden kann, ist schwer zu begreifen.

Selbst in Fällen, wo der nachfolgende Hauptsatz zufällig mit demselben Zeitwort anfängt, mit dem der Nebensatz geschlossen hat, ist das Wegwerfen des Hilfszeitworts häßlich, z. B.: soviel bekannt (nämlich ist), ist der Vorsitzende der Bürgermeister — wie der Unglückliche hierher gelangt (ist), ist rätselhaft — alles, was damit gewonnen worden (war), war unbedeutend gegen das verlorne — wer diesen Forderungen Genüge geleistet (hatte), hatte sich dadurch den Anspruch erworben usw. Zwar nehmen auch solche, die im allgemeinen für Beibehaltung des Hilfszeitworts sind, hier das Abwerfen in Schutz, aber doch nur wieder infolge des weitverbreiteten Aberglaubens, daß ein Wort nicht unmittelbar hinter einander oder kurz hinter einander zweimal geschrieben werden dürfe. Es ist das eine von den traurigen paar stilistischen Schönheitsregeln, die sich im Unterricht von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Die lebendige Sprache fragt darnach gar nichts; da setzt jeder ohne weiteres das Verbum doppelt, und es fällt nicht im geringsten auf, kann gar nicht auffallen, weil mit dem ersten Verbum, fast tonlos, der Nebensatz ausklingt, mit dem zweiten, nach einer kleinen Pause, frisch betont der Hauptsatz anhebt. Sie klingen ja beide ganz verschieden, diese Verba, man traue doch nur seinen Ohren und lasse sich nicht immer von dem Papiermenschen bange machen!

Nur in einem Falle empfiehlt sichs zuweilen, das Hilfszeitwort auch in schlichter Prosa wegzulassen, nämlich dann, wenn in den Nebensatz ein zweiter Nebensatz eingeschoben ist, der mit demselben Hilfszeitwort endigen würde, z. B.: bis die Periode, für die der Reichstag *gewählt worden, abgelaufen war*. Hier würden zwei gleiche Satzausgänge mit *war* nicht angenehm wirken. Wo bei gehäuften Nebensätzen der Eindruck des Schleppens entsteht, liegt die Schuld niemals an den Hilfszeitwörtern, sondern immer an dem ungeschickten Satzbau.

Die Sitte, das Hilfszeitwort in Nebensätzen gewohnheitsmäßig abzuwerfen, muß umso mehr als Unsitte bekämpft werden, als sie schon einen ganz verhängnisvollen Einfluß auf den richtigen Gebrauch der Modi ausgeübt hat und täglich mehr ausübt. Daß manche Schriftsteller gar keine Ahnung mehr davon haben, wo ein Konjunktiv und wo ein Indikativ hingehört, daß in dem Gebrauche der Modi eine geradezu grauenvolle Verwilderung und Verrohung eingerissen ist und täglich größere Fortschritte macht, daran ist zum guten Teil die abscheuliche Unsitte schuld, die Hilfszeitwörter wegzulassen. Wo soll noch Gefühl für die Kraft und Bedeutung eines Modus herkommen, wenn man jedes *ist, sei, war, wäre, hat, habe, hatte, hätte* am Ende eines Nebensatzes unterdrückt und dem Leser nach Belieben zu ergänzen überläßt? In den meisten Fällen ist die Unterdrückung des Hilfszeitwortes nichts als ein bequemes Mittel, sein Ungeschick oder seine Unwissenheit zu verbergen. Freilich ist es sehr bequem, zu schreiben: daß viele Glieder der ersten Christengemeinde arm *gewesen*, ist zweifellos, daß es alle *gewesen*, ist sehr zu bezweifeln, oder: wenn man nicht annehmen will, daß ihm seine Genialität *geoffenbart*, was andre schon vorher *gefunden*, oder: wir bedauerten, daß sie nicht etwas *gethan*, was sie in den Augen unsrer Gespielen recht groß und mächtig *gemacht*. Hätten die, die so geschrieben haben, gewußt, daß es heißen muß: daß viele Glieder der ersten Christengemeinde arm *gewesen sind*, ist zweifellos, daß es

alle gewesen seien, ist sehr zu bezweifeln — wenn man nicht annehmen will, daß ihm seine Genialität geoffenbart habe, was andre schon vorher gefunden hatten — wir bedauerten, daß sie nicht etwas gethan hatten, was sie in den Augen unsrer Gespielen recht groß und mächtig gemacht hätte —, so hätten sie es schon geschrieben. Aber man weiß eben nichts, und da man seine Unwissenheit durch Hineintappen in den falschen Modus nicht verraten möchte, so hilft man sich, so gut oder so schlecht man kann: man läßt das Zeitwort weg.

Indikativ und Konjunktiv

Die schlimmste Verwirrung des Indikativs und des Konjunktivs ist in den Nebensätzen, die mit dem Fügewort daß anfangen (Subjekt- und Objektsätzen, Inhaltsätzen), und in den abhängigen Fragesätzen eingerissen. Und doch, wie leicht ist es, bei einigem guten Willen das Richtige zu treffen!

Man vergleiche einmal folgende beiden Sätze: Curtius zeigte seinen Fachgenossen, daß er ihnen auch auf dieses Gebiet zu folgen vermöchte, und: Curtius zeigte seinen Fachgenossen, daß er ihnen auch auf dieses Gebiet zu folgen vermochte. Was ist der Unterschied? In dem ersten Falle lehne ich, der Redende oder Schreibende, ein Urteil darüber ab, ob Curtius wirklich seinen Fachgenossen habe folgen können, ich gebe nur seine eigne Meinung wieder; im zweiten Falle gebe ich selbst ein Urteil ab, ich stimme ihm bei, stelle es als Thatsache hin, daß er ihnen habe folgen können. Ein andres Beispiel: die meisten Menschen trösten sich damit, daß es früher auch so war, und: die meisten Menschen trösten sich damit, daß es früher auch so gewesen sei. Was ist der Unterschied? In dem ersten Falle gebe ich über den Trostgrund der Menschen ein Urteil ab, ich stimme ihnen bei, ich stelle ihren Trostgrund als richtig, als Thatsache hin; in dem zweiten Falle enthalte ich mich jedes Urteils, ich gebe nur die Meinung der Menschen wieder. Da haben wir klar und deutlich den Sinn der beiden Modi.

Darnach ist es klar, weshalb nach Zeitwörtern wie wissen, beweisen, zeigen, sehen, einsehen, begreifen, erkennen, entdecken, ebenso wie nach den unpersönlichen Redensarten: es ist bekannt, es steht fest, es ist sicher, es ist klar, es ist kein Zweifel, es ist Thatsache, es läßt sich nicht leugnen usw. der Inhaltssatz stets im Indikativ steht. In allen diesen Fällen kann das Subjekt oder Objekt nur eine Thatsache sein; welchen Sinn hätte es da, ein Urteil darüber abzulehnen? Es ist also ganz richtig, zu sagen: kann es geleugnet werden, daß die Erziehung des gemeinen Volks eines der wichtigsten Mittel ist, unsre Person und unser Eigentum zu schützen? Dagegen spricht aus folgenden Sätzen eine völlig unverständliche Ängstlichkeit: Hamerling hat bewiesen, daß man als Atheist ein edler und tüchtiger Mensch sein könne — die Besichtigung der Leiche ergab, daß es sich um einen Raubmord handle — schon seit Jahren hatte sich herausgestellt, daß die Räume unzureichend seien — als man die Kopfhaut entfernte, sah man, daß die Schädeldecke vollständig entzwei geschnitten sei — zu meinem Schrecken entdeckte ich, daß der junge Graf nicht einmal orthographisch schreiben könne — die Sammlung tritt sehr bescheiden auf und läßt keinen Zweifel darüber, daß die Zeit des Sturms und Dranges vorüber sei. Was bewiesen, gesehen, entdeckt worden ist, sich ergeben, sich herausgestellt hat, nicht bezweifelt werden kann, das müssen doch Thatsachen sein! Weshalb soll man sich scheuen, solche Thatsachen anzuerkennen?

Dieser Fehler kommt denn auch verhältnismäßig selten vor. Um so öfter wird der entgegengesetzte Fehler begangen, daß nach Zeitwörtern, die eine bloße Meinung oder Behauptung ausdrücken, der Indikativ gesetzt wird, obwohl der Redende oder Schreibende über die ausgesprochne Meinung oder Behauptung nicht das geringste Urteil abgeben, sondern sie als bloße Meinung oder Behauptung eines andern hinstellen will. Die Zeitwörter, hinter denen das geschieht, sind namentlich: glauben, meinen, fühlen, denken, an-

nehmen, vermuten, überzeugt sein, hoffen, fürchten, schließen, folgern, behaupten, sagen, lehren, erklären, versichern, beteuern, bekennen, gestehen, leugnen, bezweifeln, antworten, erwidern, einwenden, berichten, erzählen, überliefern, erfahren, vernehmen, hören u. a. Stehen diese Verba in dem Tempus der Erzählung, so setzt jeder richtig den Konjunktiv dahinter. Aber wie, wenn sie im Präsens oder im Futurum stehn? Da wird geschrieben: der jugendliche Sinn wird zu der Meinung genötigt, daß alles Sprachwesen Willkür und Gedächtnissache ist — der Herausgeber ist zu der Ansicht gekommen, daß sich diese Rede Ciceros nicht für die Schule eignet — man nimmt an, daß dieser Mitarbeiter der A. Zeitung identisch ist mit usw. — jeder wird von einer Privatsammlung, die in den fünfziger Jahren genannt wurde, annehmen, daß sie heute nicht mehr besteht — man behauptet, daß das Lateinische zu schwer ist, als erste fremde Sprache gelernt zu werden — Marx sagt, daß keine neue Gesellschaft ohne die Geburtshilfe der Gewalt entsteht — der Fremde, der die Ausstellung besucht, wird sagen, daß es der Berliner Kunst an Schwung und Phantasie gebricht — von glaubwürdiger Seite wird uns versichert, daß die Stimmung sehr flau war — die Legende erzählt, daß, als die Greisin noch ein schönes Mädchen war, sie eine tiefe Neigung zu einem jungen Krieger faßte — in Berliner Künstlerwerkstätten gilt noch heute die Überlieferung, daß Rauch nicht immer der große Mann gewesen ist, als den ihn die Nachwelt preist, daß Neid und Eifersucht ihm nicht fremd waren, und daß er, solange er Macht und Einfluß hatte, niemand neben sich aufkommen ließ usw. In allen diesen Sätzen ist der Indikativ wahrhaft barbarisch. Doppelt beleidigend wirkt er, wenn in dem regierenden Satze die Meinung oder Behauptung, die im Nebensatze steht, ausdrücklich verneint wird, als falsch, als übertrieben, als unbewiesen oder dergleichen bezeichnet wird. Und doch muß man täglich auch solche Sätze lesen, wie: es kann nicht

zugegeben werden, daß der große Zuzug der Bevölkerung die Ursache der städtischen Wohnungsnot ist — wir sind nicht zu der Annahme berechtigt, daß er sich durch die Mitgift der Frau zu der Heirat bewegen ließ — aus dieser Tabelle läßt sich keineswegs der Schluß ziehen, daß die Kost dürftig ist — daß der sozialistische Geschäftsbetrieb in diesen Industrien möglich ist, hat noch niemand bewiesen — ich kann nicht finden, daß Wagners Musik läutert — ich muß aufs entschiedenste bestreiten, daß es in einem unsrer Schutzgebiete Sklavenmärkte giebt — es wird schwerlich jemand dafür eintreten, daß die Ausführung dieses Planes möglich ist — es ist nicht wahr, daß man durch Arbeit und Sparen reich werden kann — unwahr ist, daß Herr B. eine Sühne von 500 Mark angeboten hat — die K. Zeitung geht zu weit mit der Behauptung, daß die beiden vorigen Sessionen des Landtags unfruchtbar gewesen sind — es liegt nicht der leiseste Anhalt vor, daß eine neue Revision des Gesetzes beabsichtigt ist — ich will damit nicht sagen, daß die Sittlichkeit darunter leidet — es ist falsch, wenn der Verfasser behauptet, daß die Fehlerzahl den Ausschlag bei der Versetzung der Schüler giebt — wir glauben widerlegt zu haben, daß der Schule in diesem Kampfe ein Vorwurf zu machen ist — wer hat bewiesen, daß die sittliche Höhe eines Künstlers der künstlerischen seiner Werke gleichstehen muß? usw. Welcher Unsinn, etwas in einem Atem zu leugnen oder zu bestreiten und zugleich als wirklich hinzustellen! Darauf laufen aber doch schließlich alle solche Sätze hinaus.

Gewiß giebt es zwischen den unbedingt nötigen Indikativen und den unbedingt nötigen Konjunktiven verschiedne Arten von zweifelhaften Fällen. Es giebt doppelsinnige Verba, wie z. B. finden, sehen, die ebenso gut eine Erkenntnis wie eine Meinung ausdrücken können; darnach hat sich der Modus des Nebensatzes zu richten. Als der erste Schrecken überwunden war, sahen die Römer, daß sich der Aufstand nicht

bis zum Rhein ausdehne — man erwartet den Indikativ: ausdehnte; aber der Schreibende hat mit sehen vielleicht mehr den Gedankengang, die Erwägung der Römer ausdrücken wollen. So ist auch beweisen wollen, zu beweisen suchen etwas andres als beweisen; Hamerling hat beweisen wollen, daß man als Atheist auch ein edler und tüchtiger Mensch sein könne — das wäre richtig, ebenso wie: er will beweisen, daß weiß schwarz sei. Ein Bigotter könnte aber auch sagen: Beweisen läßt sich alles mögliche; hat nicht Hamerling sogar bewiesen, daß ein Atheist ein edler Mensch sein könne? Dann wäre der Sinn: trotz seines Beweises glaube ich es nicht. Und andrerseits kann man wieder sagen: Warum willst du erst noch beweisen, daß zwei mal zwei vier ist? Man vergleiche auch folgende Sätze: darin geben wir dem Verfasser Recht, daß es unerklärlich ist, wie der gütige Gott eine mit Übeln erfüllte Welt schaffen konnte; aber wir bestreiten, daß es deshalb logisch geboten sei, dem Wesen, das die sittliche Norm in sich enthält, die Weltschöpfung abzusprechen. Auch in dem ersten Satze ist der Konjunktiv möglich, mancher würde ihn vielleicht auch dort vorziehen. Bei guten Schriftstellern, bei denen man das angenehme Gefühl hat, daß sie jedes Wort mit Bewußtsein hinsetzen, macht es Vergnügen, solchen Dingen nachzugehen. Aber wie oft hat man dieses Gefühl? Meist lohnt es nicht der Mühe, hinter plumpen Schnitzern eine Feinheit zu suchen.

Wenn das Verbum des Hauptsatzes im Präsens steht und das Subjekt die erste Person ist, so ist auch nach den Verben des Meinens und Sagens wohl allgemein der Indikativ üblich und auch durchaus am Platze. Wenn der Hauptsatz heißt: ich glaube oder wir behaupten, so hätte es keinen Sinn, den Inhalt des Nebensatzes als bloße Vorstellung hinzustellen und ein Urteil über ihre Wirklichkeit abzulehnen, denn ich und der Redende sind ja eine Person. Daher sagt man am liebsten: ich glaube, daß du Unrecht hast. Und sogar wenn der Hauptsatz verneint ist: ich glaube nicht, daß sie bei so rauher Jahreszeit noch in Deutsch=

land sind — ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute schon stark genug ist — wir sind nicht der Ansicht, daß man die bestehende Welt willkürlich ändern kann. In den beiden letzten Sätzen würde vielleicht mancher den Konjunktiv vorziehen; aber schwerlich wird jemand sagen: ich glaube nicht, daß sie bei so rauher Jahreszeit noch in Deutschland seien. Und doch würde der, der etwas umständlicher sagte: ich kann mir nicht denken, daß sie bei so rauher Jahreszeit noch in Deutschland sein sollten, eigentlich nur diesen Konjunktiv umschreiben.

Genau so wie mit den Objektsätzen, die mit dem Fügewort daß anfangen, verhält sichs mit denen, die die Form eines abhängigen Fragesatzes haben: sie müssen im Konjunktiv stehen, wenn der Redende oder Schreibende kein Urteil darüber abgeben kann, ob ihr Inhalt wirklich sei oder nicht, weil es sich um Dinge handelt, die eben in Frage stehen, sie können im Indikativ stehen, wenn der Redende ein solches Urteil abgeben kann und will, sie müssen im Indikativ stehen, wenn es gar keinen Sinn hätte, ein solches Urteil abzulehnen, weil es sich um eine einfache Thatsache handelt. Richtig sind folgende Sätze: man darf sich nicht damit begnügen, zu behaupten, etwas sei Recht, sondern man muß doch wenigstens angeben, weshalb es Recht sei, und welches Ziel ein solches Recht verfolge — nicht darum handelt sichs in der Politik, ob eine Bewegung revolutionär sei, sondern ob sie ein innere Berechtigung habe — die Frage, ob der Angeklagte den beleidigenden Sinn eines Schimpfwortes erkannt habe, wird meist leicht zu bejahen sein — man sollte sich fragen, ob man nicht selbst die Mißstände zum Teil verschuldet habe, die man beklagt — es sollte nicht gefragt werden, ob die Zölle überhaupt zweckmäßig seien, sondern ob im einzelnen Falle ein Zoll angebracht sei, und ob damit erreicht werde, was erstrebt wird. Liederlich ist es dagegen, zu schreiben: die Verhandlung hat keine Klarheit darüber gebracht, ob die Klagen berechtigt sind oder nicht. Wie kann man etwas als gewiß hinstellen, wovon man eben gesagt

hat, daß es noch unklar sei? Falsch sind aber auch — trotz ihres schönen Konjunktivs — folgende Sätze: wie weit das Gebiet sei, das K. bearbeitet, *zeigen* seine Bücher — ältere Zuhörer, die mehr oder weniger schon *wissen*, wovon die Rede sei — es wäre interessant, zu *wissen*, was Goethe mit dieser Bezeichnung gemeint *habe*. Sogar in der Erzählung verlangen abhängige Fragesätze den Indikativ, wenn es sich um wirkliche Vorgänge handelt, die als bloß gedacht hinzustellen gar keinen Sinn hätte. Wenn ich von einem Fabrikbesuch erzähle, so kann ich sagen: ich ging in die Fabrik, denn ich *wollte* mir *ansehen*, wie gearbeitet *würde*; aber ich muß sagen: ich ging in die Fabrik und *sah* mir *an*, wie gearbeitet *wurde*.

Schuld an der traurigen Verrohung des Sprachgefühls, die sich in den falschen Indikativen kundgiebt, ist zum Teil gewiß die Unsitte, die Hilfszeitwörter in den Nebensätzen immer wegzulassen; das stumpft das Gefühl für die Bedeutung der Modi so ab, daß man sich schließlich auch dann nicht mehr zu helfen weiß, wenn das Verbum einmal gesetzt werden *muß*. Daneben aber ist sicherlich noch etwas andres schuld, nämlich die Unkenntnis davon, welche Konjunktive und welche Indikative im Satzbau einander entsprechen, d. h. in welchen Konjunktiv im abhängigen Satze ein Indikativ des unabhängigen Satzes verwandelt werden muß; es scheint das gar nicht mehr gelernt zu werden. Man erinnert sich wohl dunkel einer Konjugationstabelle, worin die Indikative und Konjunktive einander so gegenübergestellt waren:

ich bin	ich sei
ich war	ich wäre
ich bin gewesen	ich sei gewesen
ich war gewesen	ich wäre gewesen

oder:

ich nehme	ich nehme
ich nahm	ich nähme
ich habe genommen	ich habe genommen
ich hatte genommen	ich hätte genommen

Aber daß einem diese Gegenüberstellung aus der Formenlehre für den Satzbau gar nichts helfen kann, das weiß man nicht. Die Gegenüberstellung der Modi für die Inhaltssätze sieht so aus:

er trägt	daß er trage oder: daß er trüge
er trug er hat getragen	daß er getragen habe oder: daß er getragen hätte
ich bin	daß ich sei oder: daß ich wäre
ich war ich bin gewesen	daß ich gewesen sei oder: daß ich gewesen wäre

Daß sich gerade der Indikativ des Imperfekts jetzt so oft findet, wo ein Konjunktiv des Perfekts oder des Plusquamperfekts hingehört (Friedmann ist den Beweis dafür schuldig geblieben, daß dieser Verdacht haltlos und sinnwidrig *war*), zeigt, daß man einen richtigen Konjunktiv in abhängigen Sätzen zu bilden vollständig verlernt hat.

Die consecutio temporum

Daß ich *sei* oder: daß ich *wäre*! Oder? Was heißt oder? Ist es gleichgiltig, welches von beiden gesetzt wird? oder richtet sich das nach dem Tempus des regierenden Hauptsatzes? Mit andern Worten: giebt es nicht auch im Deutschen etwas ähnliches wie eine consecutio temporum, die vorschreibt, daß auf die Gegenwart im Hauptsatz auch die Gegenwart im Nebensatze, auf die Vergangenheit im Hauptsatz auch die Vergangenheit im Nebensatze folgen müsse?

Das Altdeutsche hat seine strenge consecutio temporum gehabt. Die hat sich aber schon frühzeitig gelockert, und zwar ist in den nieder- und mitteldeutschen Mundarten der Konjunktiv der Vergangenheit, in den oberdeutschen der Konjunktiv der Gegenwart bevorzugt worden. Dort ist die Vergangenheit auch nach Hauptsätzen der Gegenwart, hier die Gegenwart auch nach Hauptsätzen der Vergangenheit vorgezogen worden. Eine weitere Entwicklungsstufe, auf der wir uns noch befinden, ist die, daß die Eigentümlichkeit der oberdeutschen Mundarten, die Bevorzugung der Gegenwart, weiter um sich gegriffen hat und nun mit der

Eigentümlichkeit der mitteldeutschen und niederdeutschen im Kampfe liegt. Der gegenwärtige Stand ist der — was namentlich auch für Ausländer gesagt sein mag —, daß es in allen Fällen, mag im regierenden Satze die Gegenwart oder die Vergangenheit stehen, im abhängigen Satze unterschiedslos sei und wäre, habe und hätte, gewesen sei und gewesen wäre, gehabt habe und gehabt hätte heißen kann. Es ist eben so üblich, zu sagen: er sagt, er wäre krank — er sagt, er wäre krank gewesen — er sagte, er sei krank — er sagte, er sei krank gewesen — wie: er sagt, er sei krank — er sagt, er sei krank gewesen — er sagte, er wäre krank — er sagte, er wäre krank gewesen. Viele geben dem sei vor dem wäre unter allen Umständen den Vorzug und halten das für fein. Wer aber in allen Fällen dem wäre den Vorzug giebt, drückt sich ebenso richtig aus. Wen vollends die Verwirrung der Tempora in seinem Sprachgefühl verletzt, wem es Bedürfnis ist, auch jetzt noch eine ordentliche consecutio temporum zu beobachten, den hindert gar nichts, das zu thun. Das alles ist nun freilich eine Willkür, die ihres gleichen sucht. Aber der thatsächliche Zustand ist so.

Glücklicherweise hat diese Willkür doch ihre Grenzen, und daß von diesen Grenzen die wenigsten eine Ahnung haben, ist nun wieder einer der traurigsten Beweise von der fortschreitenden Abstumpfung unsers Sprachgefühls.

Der unerkennbare Konjunktiv

Die eine Grenze liegt in der Sprachform unsrer Konjunktive. Der Konjunktiv des Präsens hat nämlich jetzt im Deutschen nur zwei (oder drei) Formen, in denen er sich von dem Indikativ unterscheidet: die zweite und die dritte Person der Einzahl (und allenfalls die zweite Person im Plural); in allen übrigen Formen stimmen beide überein. Nur das Zeitwort sein macht eine Ausnahme, und die Hilfszeitwörter müssen, dürfen, können, wollen, mögen und sollen; die haben einen durchgeführten Konjunktiv des Präsens: ich sei, du seist, er sei, ich müsse, du

müssest, er müsse. Im Plural unterscheiden sich aber die beiden Modi auch bei den Hilfszeitwörtern nicht; nur in der zweiten Person heißt es im Indikativ wollt, müßt, im Konjunktiv wollet, müsset usw. Die Formen nun, in denen der Konjunktiv nicht erkennbar ist, weil er sich vom Indikativ nicht unterscheidet, haben natürlich nur theoretischen Wert, sie stehen als Füllsel in der Grammatik (um das Konjugationsschema vollzumachen), aber praktische Bedeutung haben sie nicht, im Satzbau müssen sie durch den Konjunktiv des Imperfekts ersetzt werden. Das geschieht denn auch in der lebendigen Sprache ganz regelmäßig, so regelmäßig, daß es eigentlich ein Unsinn ist, wenn unsre Grammatiken lehren: Conj. praes.: ich trage, du tragest, er trage, wir tragen, ihr traget, sie tragen. Solche Schattenbilder brauchten gar nicht in der Grammatik zu stehen, es könnte einfach gelehrt werden: Conj. praes.: ich trüge, du tragest, er trage, wir trügen, ihr trüget, sie trügen. Dieser Gebrauch steht schon lange so fest, daß er selbst dann gilt, wenn das regierende Verbum in der Gegenwart steht, also — gegen die consecutio temporum. Unsre guten Schriftsteller haben ihn denn auch fast immer beobachtet. Nicht selten springen sie in einer längern abhängigen Rede scheinbar willkürlich zwischen dem Konjunktiv des Präsens und dem des Imperfekts hin und her; sieht man aber genauer zu, so sieht man, daß das Imperfekt immer nur dazu dient, den Konjunktiv erkennbar zu machen — ganz wie in der lebendigen Sprache. Nun unterscheidet sich zwar der Konjunktiv des Imperfekts, zu dem man seine Zuflucht nimmt, bisweilen auch nicht von dem Indikativ des Imperfekts. Wenn er aber in der abhängigen Rede zwischen erkennbaren Konjunktiven der Gegenwart und abwechselnd mit ihnen erscheint, so wird er eben nicht als Indikativ gefühlt, sondern da ist er das einzige Mittel, das Konjunktivgefühl aufrecht zu erhalten. Ganz dasselbe gilt natürlich von dem Konjunktiv des Perfekts und des Plusquamperfekts; der erste ist, abgesehen von den zwei erkennbaren Formen:

du habest gesagt, er habe gesagt, für die lebendige Sprache so gut wie nicht vorhanden, er muß überall durch den des Plusquamperfekts ersetzt werden: ich hätte gesagt, wir hätten gesagt usw.

Nun vergleiche man damit die klägliche Hilflosigkeit unsrer Papiersprache! Da wird geschrieben: es ist eine Lüge, wenn man behauptet, daß wir die Juden nur angreifen, weil sie Juden sind. Es muß unbedingt heißen: angriffen, denn es muß der Konjunktiv stehen, und das Präsens angreifen wird nicht als Konjunktiv gefühlt. Zu folgenden falschen Sätzen mag das richtige immer gleich in Klammern danebengesetzt werden: es ist ein Irrtum, wenn behauptet wird, daß sich die Ziele hieraus von selbst ergeben (ergäben!) — wie oft wird geklagt, daß die Diener des Staats und der Kirche von der Universität nicht die genügende Vorbildung für ihren Beruf mitbringen (mitbrächten!) — jedes Jahr wird die Beschuldigung erneuert, daß die Juden zu rituellen Zwecken Christenblut gebrauchen (gebrauchten!) — von dem Gedanken, daß in Lothringen ähnliche Verhältnisse vorliegen (vorlägen!) wie in Posen, muß ganz abgesehen werden — es giebt noch Leute, die ernstlich der Meinung sind, daß die Nationalliberalen 1866 das deutsche Reich haben (hätten!) begründen helfen — es wird mir vorgeworfen, daß ich die ursprüngliche Reihenfolge ohne zureichenden Grund verlassen habe*) (hätte!) — H. Grimm geht von der Voraussetzung aus, daß ich den Unterricht in der neuern Kunstgeschichte an der Berliner Universität bekrittelt habe (hätte!) — am Tage meiner Abreise konnte ich schreiben, daß ich die

*) Habe wäre ein Eingeständnis, daß der Vorwurf berechtigt sei, denn es kann eben nur als Indikativ gefühlt werden! Manchen Süddeutschen will das gar nicht in den Kopf, weil sie (in Schwaben) den dialektischen Konjunktiv des Präsens haben: ich häbe, wir häben, sie häben und daher den Konjunktiv ich habe, wir haben, sie haben, wo sie ihn gedruckt sehen, unwillkürlich als häbe verstehen und vielleicht auch so — aussprechen. Die mögen dann nichts davon wissen, ein habe durch ein hätte zu ersetzen, und behaupten, sie könnten das hätte nur als Konditional fühlen. Mag sein. Andre fühlen eben anders.

Taschen voll gewichtiger Empfehlungen habe (hätte!) — da mußte ich erkennen, daß ich für mein wissenschaftliches Streben nicht die gehoffte Förderung zu erwarten habe (hätte!) — der Verfasser ist der Meinung, das Verbrechen müsse als gesellschaftliche Erscheinung betrachtet und bekämpft werden, zu seiner Ergründung müssen (müßten!) die reichen Ergebnisse der Gesellschaftswissenschaft berücksichtigt werden — man behauptet, daß die Lehren des Talmud veraltet seien und nicht mehr befolgt werden (würden!) — ich schrieb ihm, daß ich die Verantwortung nicht übernehmen könne, sondern die anstößigen Stellen beseitigen werde (würde!)*) — in dem Gutachten wird darauf hingewiesen, daß die Erhebungen sehr wenig brauchbare Anhaltepunkte bieten (böten!) — es geschah das auf das Drängen einheimischer Wähler, die vorstellten, daß Protestprogramme in den Dörfern nicht mehr ziehen (zögen!) — er erhebt den Vorwurf gegen uns, daß wir damit ein bloßes Wahlmanöver bezwecken (bezweckten!) — er hatte vor seinem Tode den Wunsch geäußert, die Soldaten mögen (möchten!) nicht auf seinen Kopf zielen — der Verfasser sucht nachzuweisen, daß die behaupteten Erfolge nicht bestehen (bestünden!) — durch die Städte und Dörfer eilte die Schreckenskunde, daß Haufen französischer Freischärler den Rhein überschritten haben (hätten!) und sich sengend und brennend über das Land ergießen (ergössen!) — ich hatte ihm bei der letzten Besprechung gesagt, ich begreife (begriffe!) sehr wohl, daß unser Verhältnis nicht wieder angeknüpft werden könne usw.

Daß die Verfasser dieser Sätze den Indikativ hätten gebrauchen wollen, ist nicht anzunehmen; sie haben ohne Zweifel alle die redliche Absicht gehabt, einen

*) Im Konjunktiv Futuri von werden zu würden auszuweichen ist freilich nicht möglich, wenn der Hauptsatz im Präsens steht, weil dann würden als Konditional gefühlt werden würde, z. B. ein geschlagnes Ministerium kann dem Herrscher raten, das Parlament aufzulösen, in der Hoffnung, daß die Wähler eine seinen Ansichten günstige Mehrheit von Abgeordneten entsenden werden. In solchen Fällen kann man sich nur durch den Singular helfen: daß die Wählerschaft entsenden werde.

Konjunktiv hinzuschreiben. Aber sie haben alle jenes Papiergespenst erwischt, das in der Schulgrammatik, um das Kästchen der Konjugationstabelle zu füllen, als Konjunktiv des Präsens oder des Perfekts dasteht, aber in der Satzbildung völlig unbrauchbar dazu ist.

Ganz entsetzlich zu lesen sind Zeitungsberichte über „stattgefundne“ Versammlungen und die dabei „stattgefundnen“ Debatten. Was die Redner da gesagt haben, erscheint ja meist in abhängiger Rede. Aber von Anfang bis zu Ende wird alles mechanisch in den Konjunktiv des Präsens gesetzt. Da aber mindestens fünfzig von hundert solchen Konjunktiven gar nicht als solche gefühlt werden können, so taumeln die Berichte nun unausgesetzt zwischen Konjunktiv und Indikativ hin und her. Auch Protokolle werden jetzt zum größten Teil so abgefaßt.

Der Konjunktiv der Nichtwirklichkeit

Eine zweite, ebenso unüberschreitbare Grenze findet die Neigung, überall den Konjunktiv des Präsens vorzuziehen, in einer gewissen Bedeutung des Konjunktivs der Vergangenheit. Der Indikativ stellt etwas als wirklich hin, der Konjunktiv nur als gedacht, gleichviel, ob diesem Gedachten die Wirklichkeit entspricht oder nicht. Es giebt aber noch einen dritten Fall. Es kann etwas als gedacht hingestellt, aber zugleich aufs bestimmteste angedeutet werden, daß diesem gedachten die Wirklichkeit *nicht* entspreche. Diese Aufgabe kann aber nur der Konjunktiv der Vergangenheit erfüllen. Das bekannteste Beispiel dafür und eins, das niemand falsch bildet, sind die sogenannten irrealen Konditionalsätze oder die Bedingungssätze der Nichtwirklichkeit. Jedermann sagt und schreibt richtig: wenn ich Geld *hätte, käme ich*, oder: wenn ich Geld *gehabt hätte, wäre ich gekommen*. Der Sinn ist in dem ersten Falle: ich *habe* aber keins, im zweiten: ich *hatte* aber keins, mit andern Worten: das Geldhaben sowohl, als die Folge davon, das Kommen, wird in beiden Fällen als nichtwirklich, als „irreal“ hingestellt. Die Sprache verfährt dabei sehr ausdrucksvoll. Sie rückt den Gedanken nicht bloß aus dem Bereiche

der Wirklichkeit (den der Indikativ ausdrücken würde), sondern versetzt ihn außerdem auch noch in eine größere Zeitferne: eine irreale Bedingung in der Gegenwart wird durch das Imperfekt (wenn ich *hätte*), eine irreale Bedingung in der Vergangenheit durch das Plusquamperfekt (wenn ich *gehabt hätte*) ausgedrückt. Ein Schwanken in dem Tempus des Konjunktivs ist hier völlig ausgeschlossen; Imperfekt und Plusquamperfekt sind in solchen Sätzen unerläßlich.*)

Aber solche Sätze bildet ja jeder richtig, wenn er auch vielleicht nie darüber nachgedacht hat, warum er sie so bildet. Die Bedingungssätze sind aber keineswegs die einzigen Nebensätze, die irrealen Sinn haben können. Etwas sehr gewöhnliches sind auch Relativsätze, Objektsätze, Kausalsätze, Folgesätze mit irrealem Sinn. In allen diesen verfährt die lebendige Sprache genau so, wie in den irrealen Bedingungssätzen, jedermann bildet auch sie in der Unterhaltung ganz richtig, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, und sagt: ich kenne *keinen* Menschen, den ich lieber *hätte* als dich — ich weiß *nichts* davon, daß er verreist *gewesen wäre* — ich will nicht *sagen*, daß ich keine Lust *gehabt hätte***) — er ist zu dieser Arbeit nicht zu brauchen, nicht etwa weil er zu dumm dazu *wäre* — ich bin *nicht* so ungeduldig, daß ich es nicht erwarten *könnte* — statt daß du zu Hause *bliebest* und dich *pflegtest*, läufst du in Wind und Wetter herum usw. Aber der Papiermensch getraut sich solche Sätze nicht zu schreiben, er stutzt, zweifelt, wird irre, schreibt schließlich — den Indikativ (!), und so laufen einem denn täglich auch solche Sätze über den Weg, wie: ich kenne *keine* zweite Fachzeitschrift auf diesem Gebiete, *die* so allen Ansprüchen entgegen*kommt* (*käme!*) — es dürfte heute

*) Der Volksmund liebt es, eine irreale Bedingung in der Vergangenheit durch den — Indikativ des Imperfekts auszudrücken: wenn ich Geld *hatte*, *kam* ich. Das klingt aber der Angabe einer wiederholten Handlung in der Wirklichkeit (*jedesmal* wenn ich Geld *hatte*, *kam* ich) so ähnlich, daß man es in der guten Schriftsprache besser vermeidet.

**) Auch oft verkürzt, ohne Hauptsatz: daß ich *nicht wüßte* — *nicht* daß es dem Vater an trefflichen Eigenschaften *gefehlt hätte*.

kein Physiker zu ermitteln sein, der an die Möglichkeit eines absolut leeren Raumes glaubt (glaubte!) — bei Shakespeare selbst findet sich kein Wort, das auf eine solche Anschauung seines Helden deutet (deutete!) — die höhere Stufe, die ihn befähigt (befähigte!), mit voller Beherrschung der Mittel selbst zu lehren, hat er noch nicht erreicht — es fehlte bisher an einem Buche, das dem Laien verständlich war (gewesen wäre!) und zugleich auf der Höhe der Wissenschaft stand (gestanden hätte!) — es ist ganz undenkbar, daß die Armenier diese Greuelthaten hervorriefen (hervorgerufen hätten!) — nie hat er etwas gethan, was mit seiner Unterthanenpflicht in Widerspruch stand (gestanden hätte!) — es giebt keinen, der die Entwicklung der politischen Verhältnisse kennt (kennte!), keinen, der sagen kann (könnte!): morgen wird es so sein — wir haben seit langen Jahren kein Abgeordnetenhaus gehabt, worin diese Partei so stark vertreten war (gewesen wäre!) — wir hören nichts davon, daß die weniger betroffnen Gemeinden den notleidenden die Hand boten (geboten hätten!) — wie selten sind diese Kenntnisse ein so sichrer Besitz geworden, daß mit Freiheit darüber verfügt wird (würde!) — die Summe gewährt ihm keine genügende Unterstützung, daß er während seiner Studentenzeit sorgenfrei leben kann (könnte!) — die Sache ist damals beanstandet worden, ohne daß über den Grund aus den Akten etwas zu ersehen ist (wäre!) — ach, es war eine schöne Zeit, zu schön, als daß sie lange dauern konnte (hätte dauern können!) — zum Glück war ich noch zu klein, als daß mir der Inhalt des Buches großen Schaden zufügen konnte (hätte zufügen können!) — die Hauswirte lassen lieber die Wohnungen leer stehen, als daß sie sie billig vermieten (vermieteten!) — anstatt daß eine Beruhigung eintrat (eingetreten wäre!), bemächtigte sich vielmehr des ganzen Landes eine tiefe Aufregung.

In allen diesen Sätzen drückt der Nebensatz etwas Nichtwirkliches aus. Zu allen diesen Nebensätzen ist gleichsam im Geiste ein irrealer Bedingungssatz zu er-

gänzen: nie hat er etwas gethan, was mit seiner Unterthanenpflicht in Widerspruch gestanden hätte (nämlich wenn er es gethan hätte, was eben nicht der Fall war). Also müssen sie auch alle in den Modus der Nichtwirklichkeit treten. Es würde ganz unbegreiflich sein, wie jemand solche Nebensätze in den Indikativ setzen kann, wenn nicht, wie so oft, die leidige Halbkenntnis dabei im Spiele wäre. Man ist nicht unwissend genug, den richtigen Konjunktiv aus der lebendigen Sprache unangezweifelt zu lassen, aber man ist auch nicht wissend, nicht unterrichtet genug, den Zweifel niederzuschlagen und das Richtige aufs Papier zu bringen.

Vergleichungssätze. Als ob, als wenn

Zu diesen Nebensätzen, die sehr oft irrealen Sinn haben, gehören nun auch die Vergleichungssätze, die mit als ob, als wenn, wie wenn anfangen. Sehr oft kann oder muß man zu solchen Sätzen im Geiste den Gedanken ergänzen: was nicht der Fall ist oder: was nicht der Fall war, z. B.: er geht mit dem Gelde um, als ob er (was nicht der Fall ist) ein reicher Mann wäre. Auch diese Sätze werden in der lebendigen Sprache wie alle andern irrealen Nebensätze behandelt, d. h. in der Gegenwart stehen sie im Konjunktiv des Imperfekts, in der Vergangenheit im Konjunktiv des Plusquamperfekts. Auf dem Papier aber ist auch hier jetzt Verwirrung eingerissen. Daß sich jemand so weit verirrt, solche Sätze in den Indikativ zu setzen, kommt allerdings selten vor.*) Wohl aber drängt sich der Konjunktiv des Präsens und des Perfekts immer öfter auch in diese Sätze, wo er schlechterdings nicht hingehört; man schreibt

*) Unsre Romanschreiberinnen bringen freilich auch das fertig; sie schreiben: es war, als ob seit dem Einzuge der verwitweten Tochter ein unheimlicher Druck auf dem ganzen Hause lag. In einem Liede von H. Allmers, Feldeinsamkeit, das Brahms komponirt hat, heißt es: die schönen, weißen Wolken ziehn dahin — durchs tiefe Blau wie schöne, stille Träume; — mir ist, als ob ich längst gestorben bin (!) — und ziehe (!) selig mit durch ewge Räume. Das bringt

z. B.: er thut, als *habe* er schon damals diese Absicht gehabt. Es muß heißen: als *hätte* er.

Soll nicht angedeutet werden, daß der in dem Vergleichungssatze stehende Gedanke nicht wirklich sei, so kann (nach einem Präsens im Hauptsatze) der Konjunktiv des Präsens natürlich auch im Nebensatze stehen, z. B. es *will* mir scheinen, *als ob* er geflissentlich die Augen dagegen *verschließe* — es *gewinnt* den Anschein, *als wolle* der Verfasser das sittliche Gefühl des Zuschauers absichtlich verletzen — ich *habe* die Empfindung, *als ob* ihm die Welt zuweilen recht verzerrt *erschienen sei*.

Würde

Wieviel zu der herrschenden Unsicherheit im Gebrauche der Modi die Unsitte beiträgt, die Hilfszeitwörter immer wegzulassen, ist schon bemerkt worden (vgl. S. 142). Nicht nur der Unterricht sollte streng darauf halten, sondern auch jeder Einzelne sich selbst so weit in Zucht nehmen, daß gerade da, wo ein Zweifel über den Modus entstehen kann, das bequeme Auskunftsmittel, das Hilfszeitwort zu unterdrücken, verschmäht würde, der Gedanke stets reinlich und bestimmt zu Ende gedacht würde.

Für den Konjunktiv des Imperfekts und seinen richtigen Gebrauch ist insbesondre noch der Umstand verhängnisvoll geworden, daß man ihn in Hauptsätzen zu Bedingungssätzen durch den sogenannten Konditional (*würde* mit dem Infinitiv) umschreiben kann (*ich würde bringen* statt: *ich brächte*). Diese Möglichkeit hat nicht nur dazu geführt, daß sich viele von gewissen Zeitwörtern kaum noch einen wirklichen Konjunktiv des Imperfekts zu bilden getrauen,

man doch beim Singen kaum über die Lippen. — Natürlich kann ein Vergleich auch als wirklich hingestellt werden, z. B. wir hörten ein Geräusch, *wie wenn* in regelmäßigen Zwischenräumen ein großer Wassertropfen auf ein Bret *fällt*, d. h. wie man es hört, wenn ein Wassertropfen *fällt* (Schiller im Taucher: *wie wenn* Wasser mit Feuer sich *menget*). Solche Sätze verlangen selbstverständlich den Indikativ.

daß sie sich überall da, wo sie zweifeln (vgl. S. 58), mit dem kläglichen würde behelfen, anstatt sich die Kenntnis der richtigen Form zu verschaffen, sondern sie hat auch schon eine bedenkliche Verwirrung im Satzbau angerichtet. Von Süddeutschland und namentlich von Österreich aus hat sich aus dem fehlerhaften Hochdeutsch der Halbgebildeten immer mehr die Unsitte verbreitet, den Konditional auch in Bedingungs- und Relativsätzen, Vergleichungs- und Wunschsätzen anzuwenden.

Man schreibt: von großer Bedeutung wäre es, wenn sich der Leserkreis des Blattes vermehren würde (vermehrte!) — weniger Sauberkeit und Regelmäßigkeit wäre dichterisch wertvoller, wenn sich eine starke Natur, eine glühende Leidenschaft, ein hoher Sinn offenbaren würden (offenbarten!) — der Christ, der sich einbilden würde (einbildete!), daß seine Religion die Menschen zu Engeln gemacht habe, wäre ein Utopist — der Stil seiner Abhandlung wird oft so hoch, als wenn er über Goethe schreiben würde (schriebe!) — hat die Kochstunde geschlagen, so muß das Feuer flackern, als ob es auf Kommando gehen würde (ginge!) — er fuhr mit den Händen auf und ab, als ob er buttern würde (butterte!) — wenn man diese Arbeit eines Spezialisten auf therapeutischem Gebiete durchstudirt, so bekommt man den Eindruck, als wenn man das Urteil eines Richters lesen würde (läse!), der in eigner Sache entscheidet — diese Romane thun, als würden sie die Laster nur der Sittlichkeit wegen schildern (schilderten!) — wenn nur wenigstens künstlerische Form ihre Darstellung adeln würde (adelte!) — der Engländer ist zu sachlich und zu praktisch, als daß er selber beleidigend auftreten würde (aufträte!) — der Ernst des militärischen Lebens läßt es sich ab und zu gefallen, daß das Blümlein Humor an ihm emporwuchert, ohne daß sich dadurch das feste Gefüge der Disziplin lockern würde (lockerte!).

Ein wahres Wunder, daß wir den Kehrreim bei

Mirza Schaffy und Rubinstein: ach, wenn es doch immer so bliebe! nicht längst verschönert haben zu: ach, wenn es doch immer so bleiben würde! Ein wahres Wunder, daß wir das alte Volkslied: wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt! noch nicht umgestaltet haben zu: wenn ich ein Veeglein sain wirde und auch zwei Flieglein hoben wirde! Denn so müßte es doch eigentlich in dem schönen österreichischen Zeitungshochdeutsch heißen! Im Volksdialekt heißt es freilich ganz richtig: Wånn i a Vögerl war (= wär) und a zwoa Flügerln hätt.

Der Infinitiv. Zu und um zu

Auch in den Infinitivsätzen werden mannichfaltige Fehler gemacht. Vor allem reißt eine immer größere Verwirrung in dem Gebrauche von zu und um zu ein, und zwar so, daß sich um zu immer öfter an Stellen drängt, wo nur zu hingehört. Und doch ist zwischen beiden ein großer Unterschied. Der Infinitiv mit um zu bezeichnet den Zweck einer Handlung; der Infinitiv mit zu dagegen dient zur Begriffsergänzung des Hauptworts oder Zeitworts, von dem er abhängt. In einem Satze wie: die schönen Tage benutzte ich, die Gegend zu durchstreifen, um meine Gesundheit zu kräftigen — ist der Sinn von zu und um zu deutlich zu sehen. Ich benutzte die schönen Tage — das verlangt eine Ergänzung. Wozu denn? fragt man; das bloße benutzte sagt noch nichts. Die notwendige Ergänzung lautet: die Gegend zu durchstreifen. Aber das ist kein Zweck; der Zweck wird dann noch besonders angegeben: um meine Gesundheit zu kräftigen.*)

Solche ergänzungsbedürftige Begriffe giebt es in Menge. Von Hauptwörtern gehören dazu: Art und Weise, Mittel, Macht, Kraft, Lust, Absicht, Versuch, Zeit, Alter, Geld, Gelegenheit, Ort, Anlaß usw., von Zeitwörtern: imstande sein,

*) In der ältern Zeit ist sogar der Zweck, die Absicht durch das bloße zu ausgedrückt worden; die Ausdrucksweise mit um zu ist die jüngere.

genug (groß genug, alt genug usw.) sein, genügen, hinreichen, passen, geeignet sein, angethan sein, dasein, dazu gehören, dienen, benutzen usw. Auf alle diese Begriffe darf nur der Infinitiv mit zu folgen. Dennoch wird jetzt immer öfter geschrieben: es wurde eine günstige Gelegenheit benutzt, um sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen — hierin sehen wir das beste Mittel, um einem Mißbrauch der Staatssteuer vorzubeugen — als er endlich Kraft und Lust fühlte, um sich an monumentalen Aufgaben zu versuchen — sogar eine Übung mit dem Zeitwort muß den Anlaß geben, um den Rachekrieg zu predigen — wo ist in der Türkei ein Mann, um so umfassende Aufgaben durchzuführen? — wenn man wirklich einmal die Zeit gewinnt, um ein aus dem Drange des Herzens geschaffnes Werk zu vollenden — nach den Vorbereitungen für die Schule behielt sie noch Zeit übrig, um deutsche Gedichte zu lesen — alle waren in dem Alter, um die Gefahr zu begreifen — wie viele Schulbibliotheken haben kein Geld, um sich Rankes Weltgeschichte zu kaufen — er hatte das nötige Geld, um durch Reisen seinen Wissensdurst zu befriedigen — es gehört schon eine bedeutende Einnahme dazu, um sich eine anständige Wohnung verschaffen zu können — manche Aufzeichnungen scheinen mir nicht geeignet, um einen Platz in diesen Denkwürdigkeiten zu finden — die Zeitlage ist nicht dazu angethan, um diese Forderung zu bewilligen — den Aufenthalt in Berlin benutzte ich, um mich auch den ältern Fachgenossen vorzustellen — die Arbeiter sind nur dazu da, um den Hausbesitzern eine möglichst hohe Grundrente zu sichern — sind diese Gründe wirklich genügend, um das Bestehen einer solchen Einrichtung zu rechtfertigen? — ist unsre Sprache noch jung genug, um (!) neue Wörter zu erzeugen? — ein Jahrhundert ist lang genug, um (!) in der Sprache erhebliche Änderungen hervorzurufen — der deutsche Geist war stark genug geworden, um (!) die fremden Ketten zu

brechen — ich muß abwarten, ob ihm mein Wesen Interesse genug einflößen wird, um (!) sich mit mir abzugeben. Eine Zeitung schreibt: die englische Regierung wird nichts thun, um die Gemeinsamkeit in dem Vorgehen der Mächte zu stören. Das kann doch nur heißen: sie wird sich unthätig verhalten, damit sie das gemeinsame Vorgehen der Mächte störe. Es soll aber heißen: sie wird alles unterlassen, was das gemeinsame Vorgehen stören könnte. Solches Unheil richtet das dumme um an!

Namentlich hinter den Verbindungen mit genug hat um zu gewaltig um sich gegriffen, obwohl sich die lebendige Sprache meist noch mit dem bloßen zu begnügt, und die Mutter zu ihrem Jungen ganz richtig sagt: du bist alt genug, das zu begreifen! Vollends verdrängt worden ist aber das ursprüngliche einfache zu nach den mit zu verbundnen Adjektiven: Gott ist zu hoch, um sich um die Kleinigkeiten der Welt zu kümmern — der Stoff ist viel zu umfänglich, um ihn in öffentlichen Vorlesungen zu behandeln — sie haben zu wenig Bildung, um ihre Taktlosigkeiten zu erkennen — die Mannschaft ist zu gering, um einen festen Stützpunkt für die Schulung der Rekruten abzugeben — das angerichtete Unheil ist schon zu groß, um sich bald heilen zu lassen. Auch hier genügt überall das einfache zu und hat auch früher genügt. Freilich heißt es auch schon im Faust: Ich bin zu alt, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein.

Wie die Beispiele zeigen, ist es nicht nötig, daß das Subjekt des Infinitivsatzes immer dasselbe sei, wie das des Hauptsatzes. Doch ist es gut, dabei vorsichtig zu sein. Es braucht bei Verschiedenheit des Subjekts nicht immer solcher Unsinn herauszukommen, wie in dem Satze: ohne Gefahr zu ahnen, geriet ein vom Abhange rollender Stein unter das Vorderrad des Wagens — es sind auch solche Sätze schlecht, wie: die Kurfürstin ließ den Hofprediger rufen, um sie mit den Tröstungen der Religion zu erquicken; der Fehler wird hier nur durch den Gegensatz der

Geschlechter verschleiert. Man setze statt der Kurfürstin den Kurfürsten, und sofort entsteht Unsinn, sofort müßte der Infinitivsatz geändert und geschrieben werden: um sich von ihm mit den Tröstungen der Religion erquicken zu lassen. Erträglich dagegen sind folgende Sätze: der achteckige Aufbau soll wegfallen, um Turm und Schiff in größern Einklang zu bringen — das Fechten mit der blanken Waffe sollte fleißig geübt werden, um nötigenfalls mit der eignen Person eintreten zu können — zur Zeit liegt die Fregatte im Trockendock, um sie für die Winterreise vorzubereiten.

Vorsichtig muß man auch mit einer Anwendung des Infinitivs mit um zu sein, die manche sehr lieben, nämlich der, eine Schicksalsbestimmung, ein Verhängnis in die Form einer Absicht zu kleiden, z. B.: der Herzog kehrte nach F. zurück, um es nie wieder zu verlassen. Der Sinn ist: es war ihm vom Schicksal bestimmt, es nie wieder zu verlassen, während seine Absicht vielleicht war, es noch recht oft wieder zu verlassen. Man kann diesen Gebrauch das ironische um zu nennen. Aber es entsteht sehr oft ein lächerlicher Sinn dabei, z. B.: er schloß sich der Emin-Pascha-Expedition an, um ein trauriges Ende dabei zu finden — täglich wird eine Masse von Konzert- und Theaterberichten geschrieben, um schnell wieder vergessen zu werden — beim Eintreffen der Feuerwehr brannte das Gebäude bereits vollständig, um schließlich einzustürzen — die Einzeichnungen beginnen im Jahre 1530, um schon im Jahre 1555 wieder ihr Ende zu finden — vor etwa dreißig Jahren sind die Niersteiner Quellen versiegt, um erst neuerdings wieder hervorzubrechen.

Mit sein verbunden kann der Infinitiv mit zu sowohl die Möglichkeit wie die Notwendigkeit ausdrücken; das ist zu erreichen heißt: das kann erreicht werden; das ist zu beklagen heißt: das muß beklagt werden. Daher muß man sich vor Zweideutigkeiten hüten, wie: ein Fräulein sucht Stelle bei einem geistlichen Herrn; gute Zeugnisse sind vorzulegen.

Das Partizipium. Die stattgefundne Versammlung

Partizipia hat unsre Sprache nur zwei: ein aktives in der Gegenwart (ein beißender Hund, d. i. ein Hund, der beißt), und ein passives in der Vergangenheit (ein gebissener Hund, d. i. ein Hund, der gebissen worden ist).*) Für die Gegenwart fehlt es an einem passiven, für die Vergangenheit an einem aktiven Partizipium; weder ein Hund, der gebissen wird, noch ein Hund, der gebissen hat, kann durch ein Partizip ausgedrückt werden.**) Nur wirkliche Passiva von transitiven Zeitwörtern und im Aktivum solche Intransitiva, die sich zur Bildung der Vergangenheit des Hilfszeitworts sein bedienen, können ein Partizip der Vergangenheit bilden.

Die Volkssprache hat sich nun freilich immer über diesen Mangel hinwegzuhelfen gesucht, indem sie frischweg das Partizipium der Gegenwart auch im passiven, das der Vergangenheit auch im aktiven Sinne verwandte.***) So sagte man im vorigen und noch im Anfange dieses Jahrhunderts ganz gewöhnlich: zu einer vorhabenden Reise, zu seinem vorhabenden neuen Bau, sein vor dem Thore besitzendes Haus, das gegen mich tragende Vertrauen, laut der in Händen habenden Urkunde, die Briefe des sich von meiner unterhabenden Kompagnie selbst entleibten (!) Unteroffiziers, er nahm dem Erschlagnen die bei sich tragenden Pretiosen ab, wir konnten uns nur mit Mühe den bedürfenden

---

*) Außerdem die partizipähnlichen passiven Formen: zu hoffend, zu fürchtend, anzuerkennend, die durch Anhängen eines unorganischen d aus dem Infinitiv mit zu entstanden sind.

**) Nur bei einzelnen Verben bedeutet das passive Partizip die Gegenwart, z. B. das von mir bewohnte Haus (d. i. das Haus, das von mir bewohnt wird). Eine Anzeige also, wie folgende: die von dem verstorbnen Rentier Sch. bewohnte Wohnung ist zu Ostern anderweit zu vermieten — kann einem geradezu gruselig machen; hier muß es natürlich heißen: die bewohnt gewesene.

***) Wie kühn der Volksmund mit dem Partizipium umspringt, dafür ein Beispiel: auf einem Bauplan des Leipziger Ratsarchivs fand ich geschrieben: Grundriß des 1833 erbaut wordenden neuen Schafstalls. Kann es eine genialere Verschmelzung der Zeitstufen geben?

Bissen Brot verschaffen usw. Aber diese Verirrung hat doch der Unterricht nach und nach beseitigt. Es kommt höchst selten vor, daß man in einer Zeitung noch heute einen Satz liest, wie: er hatte nichts eiligeres zu thun, als ihm eine in der Hand haltende Flasche an den Kopf zu werfen. Dagegen will die andre Erscheinung — das aktive Partizip der Vergangenheit — noch immer nicht weichen, ja sie treibt sogar immer noch neue Schößlinge.

Auch sie ist freilich alt; vor hundert Jahren konnte man ein Trauergedicht widmen „unserm vollendeten Freunde Morus,“ das sollte heißen: ihm, der nun glücklich vollendet hat! Einzelne Beispiele davon sind so in der Sprache eingebürgert, daß sie gar nicht als falsch empfunden werden; man braucht nur an Verbindungen zu denken, wie: ein geschworner Bote, ein abgesagter Feind, ein gedienter Soldat, ein gelernter Kellner, ein studirter Mann, ein erfahrner Arzt, ein verdienter Schulmann usw. Alle diese Partizipien haben aktive Bedeutung, auch der abgesagte Feind, der natürlich ein Feind ist, der einer Person oder Sache abgesagt, ihr gleichsam die Absage geschickt hat; aber sie werden eben kaum noch als Partizipia gefühlt, man fühlt und behandelt sie wie Adjektiva. Auch Verneinungen solcher Partizipien sind gebildet worden, wie ungepredigt, ungefrühstückt: er mußte ungepredigt wieder von der Kanzel gehen.*) Ganz unerträglich sind dagegen: die den Fürstensohn befallne Krankheit, das den Lokomotivenführer betroffne Unglück, der vormals zu diesem Hause gehörte Garten, die zwischen den Parteien gewaltete Uneinigkeit, eine im vorigen Jahrhundert obge-

*) Zur Verzierung von Leipziger Wäschschränken ist schon tausendmal der Spruch gestickt worden:

Geblüht im Sommerwinde,
Gebleicht auf grüner Au,
Ruht still es nun im Spinde
Zum Stolz der deutschen Frau.

Gebleicht ist richtig; aber daß das geblüht den Stolz der deutschen Frau noch nicht verletzt hat, ist unbegreiflich.

schwebte Rechtssache, eine inzwischen Gesetzeskraft erlangte Übereinkunft usw. Und vor allem unerträglich sind die stattgehabte und die stattgefundne Versammlung. Vor dreißig Jahren schämte man sich noch, wenn einem so etwas in die Feder laufen wollte; jetzt schreibt es jeder mit der größten Dreistigkeit hin, als ob es gar nichts schöneres gäbe. Je häufiger die beiden Zeitwörter statthaben und stattfinden — namentlich das zweite — ohnehin in unsrer Amts- und Zeitungssprache verwendet werden, je lebendiger man sie also als Zeitwörter und zwar als aktive, mit einem Objekt verbundne Zeitwörter (Statt finden, d. h. Platz finden) fühlt, desto widerwärtiger sind für jeden Menschen, der sich noch etwas Sprachgefühl bewahrt hat, diese fortwährenden stattgefundnen Versammlungen, Beratungen, Verhandlungen, Abstimmungen, Wahlen, Prüfungen, Untersuchungen, Audienzen, Feuersbrünste usw.*)

Sie sind aber doch so kurz und bequem, soll man immer Nebensätze bilden? Nein, das soll man nicht; aber man soll ein klein wenig nachdenken, sich in dem Reichtum unsrer Sprache umsehen und schreiben: die veranstaltete Feier, die abgehaltne Versammlung, die vorgenommne Abstimmung, die angestellte Untersuchung, die bewilligte Audienz, die ausgebrochne Feuersbrunst usw., oder man soll, was in tausend und abertausend Fällen das gescheiteste ist, das müssige Partizipium ganz weglassen. Die stattgefundne Untersuchung ergab — kann denn auch eine Untersuchung etwas ergeben, die nicht stattgefunden hat? ist es nicht genug, zu schreiben: die Untersuchung ergab? In R. ereignete sich kürzlich bei einer stattgehabten Feuersbrunst das Unglück — kann sich denn auch ein Unglück ereignen bei einer Feuersbrunst, die nicht stattgehabt hat? ist nicht das Partizip hier ein ganz gedankenloser, überflüssiger

*) In Bibliotheksbekanntmachungen liest man gelegentlich sogar von demnächst stattzufindenden Revisionen!

Zusatz? Über den stattgefundnen Wechsel im Ministerium sind unsre Leser bereits unterrichtet — können denn die Leser auch unterrichtet sein über einen Wechsel, der nicht stattgefunden hat?

Nicht viel besser als stattgefunden sind auch gestanden und bestanden in Verbindung mit Substantiven: der bei diesem Meister in Arbeit gestandne Geselle — der seit langer Zeit hier bestandne Saatmarkt. Freilich sagt man in Süddeutschland: er ist gestanden; aber so wenig das in die gute Schriftsprache gehört, so wenig der in Arbeit gestandne Geselle. Daß das ehemals bestandne Verhältnis und das früher bestandne Hindernis falsch sind, ist zweifellos, denn eine Sache hat bestanden, aber sie ist es nicht. Es giebt aber jetzt sogar „Schulräte", die nicht bloß von bestandnen Prüfungen, sondern auch von bestandnen Kandidaten reden! Da darf man sich freilich nicht mehr über die Zeitungsschreiber und die Kanzlisten wundern.*)

Das sich ereignete Unglück

Aus dem bisherigen ergiebt sich von selbst, warum man auch nicht sagen darf: das sich gebildete Blatt. Alle reflexiven Zeitwörter brauchen in der Vergangenheit das Hilfszeitwort haben, können also kein Partizip der Vergangenheit bilden. Falsch sind daher alle Verbindungen wie: der sich ereignete Jagdunfall, die sich bewährte Geistesbildung, der von hier sich entfernte Korrektor, der kürzlich hier sich niedergelassene Münchner Bildhauer, die am 9. August sich angefangne Woche, das sich irr-

*) Vor einiger Zeit hatte ich an mehrere hundert Personen eine Zuschrift abzufassen, auf die ebenso viel hundert teils ablehnende, teils zustimmende Antworten eingingen. Ich beauftragte einen Schreiber mit der Durchsicht und Ordnung der eingelaufnen Antworten. Als er fertig war, legte er mir zwei Mappen vor, und auf der einen stand: abgelehnte Schreiben, auf der andern: angenommne Schreiben. Ich fragte ihn, was das heißen solle? Nun, das hier, sagte er, sind die Schreiben, die angenommen haben, und das hier die, die abgelehnt haben. Thatsache!

tümlich eingeschlichne Wort, das ehemals so weit sich ausgebreitete Lehrsystem, ein in der Mauerritze sich eingenisteter Brombeerstrauch. Ein Partizip wäre hier nur möglich, wenn man sagen wollte: der sich eingenistet habende Brombeerstrauch, eine Verbindung, die natürlich aus dem Regen in die Traufe führte. Es bleibt in solchen Fällen nichts weiter übrig, als einen Relativsatz zu bilden: ein Brombeerstrauch, der sich in der Mauerritze eingenistet hatte.

Hocherfreut oder hoch erfreut?

Leipziger Geburtsanzeigen lauten seit einiger Zeit nicht mehr anders als: Durch die glückliche Geburt eines Knaben wurden hocherfreut usw. —, Zeitungen schreiben: Orlando Lasso ist diese Woche in vielen deutschen Städten hochgefeiert worden, — und auf Buchtiteln liest man: in dritter Auflage neubearbeitet von usw. Welche Verirrung! Ein Partizipium kann Verbalform sein, es kann auch Nomen sein.*) Aber doch nur dann, wenn es Nomen, also Adjektivum ist, kann ein hinzugefügtes Adverbium damit zu einem Worte verwachsen: wie man von hochadlichen Eltern reden kann, so auch von hocherfreuten Eltern. Wie soll aber ein Adverbium mit dem Partizip zusammenwachsen, wenn das Partizip Verbalform ist? Wir sind hocherfreut worden — so könnte man doch nur schreiben, wenn es ein Zeitwort hocherfreuen gäbe: ich hocherfreue, du hocherfreust usw. Dasselbe gilt natürlich vom Infinitiv; es ist entsetzlich, daß man jetzt in Zeitungen lesen muß: der Vortrag wird hochbefriedigen, denn es giebt kein Zeitwort: ich hochbefriedige.

Ebenso wie mit den Adverbien aber ist es mit den Objekten. Man kann wohl schreiben: die notleidende Landwirtschaft, aber ein Unsinn ist es, im

*) Daher hat es ja seinen Namen. Partizipium kommt her von particeps, d. h. Anteil habend; es ist davon genannt, daß es zugleich am Verbum und am Nomen Anteil hat, zwischen beiden ein Mittelding ist.

Infinitiv zu schreiben: notleiden; denn es giebt kein Zeitwort: ich notleide.

Es handelt sich hier durchaus nicht bloß um einen orthographischen Fehler oder gar bloß um eine gleichgiltige orthographische Abweichung. Nein, in der falschen Schreibung verrät sich ein grober Denkfehler!

Partizipium statt eines Neben- oder Hauptsatzes

Wie es oft geschieht, daß ein Gedanke, der eigentlich durch einen Hauptsatz ausgedrückt werden müßte, unlogischerweise in einen Relativsatz gebracht wird (vergl. S. 126), so packt man oft auch einen Hauptgedanken in ein attributives Partizip und schreibt: hier ist das bisher noch von keiner Seite bestätigte Gerücht verbreitet — die neue Auflage hat die von dem Verfasser getreulich benutzte Gelegenheit gegeben, manches nachzutragen — mit klopfendem Herzen betrat ich das Auditorium, um die in der Bohemia abgedruckte Antrittsrede zu halten — die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen. Da fragt man doch: in welcher Sprache sind denn die nicht anonym einzureichenden zu verfassen? Und war denn die Antrittsrede wirklich schon gedruckt, als der Verfasser das Auditorium betrat? Natürlich soll es heißen: um die Antrittsrede zu halten, die dann in der Bohemia abgedruckt wurde — die Bewerbungsschriften sind anonym einzureichen und in deutscher Sprache abzufassen.

Nicht viel besser ist es, wenn ein Partizipsatz statt eines Hauptsatzes gesetzt wird, z. B.: im Jahre 1850 in den Generalstab zurücktretend (getreten!), wurde B. 1858 zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl ernannt. Bei der Reorganisation im Jahre 1860 mit dem Befehl über das 41. Regiment betraut, vertauschte er 1863 diesen Wirkungskreis mit dem des Chefs — bald nach Beginn der Tafel erhob sich der Herr Generalmajor, Sr. Kgl. Hoheit für sein Erscheinen dankend

und ihm ein Hoch ausbringend — Pröhle verwertete diese Schätze, ohne deren Ausnutzung durch jüngere Kräfte eifersüchtig zu hindern, diese vielmehr auf selbstlose Weise in der Durchführung ihrer Pläne fördernd — oder gar: Jürgen lief in die Apotheke, nach wenigen Augenblicken mit einer großen Medizinflasche zurückkehrend. Während in den zuerst angeführten Beispielen eine Art von Schnelldenkerei vorliegt — die Verfasser haben es gleichsam nicht erwarten können, zu sagen, was sie sagen wollten —, handelt sichs hier nur um einen plumpen Versuch, in den Ausdruck Abwechslung zu bringen. Der Sinn verlangt statt dieser Partizipialsätze unbedingt Hauptsätze.

Falsch angeschloßnes Partizipium

Noch größer als bei Infinitivsätzen mit um zu ist bei Partizipsätzen die Gefahr eines Mißverständnisses, wenn das Partizip an ein andres Wort im Satze als an das Subjekt angelehnt wird; das nächstliegende wird es auch hier immer sein, es auf das Subjekt des Hauptsatzes zu beziehen. Entschieden schlecht, wenn auch noch so beliebt, sind Verbindungen, wie folgende: kaum heimgekehrt, wandte sich die engherzigste Philisterei gegen ihn — im Begriff (nämlich seiend), mit Dampf das Weite zu suchen, ward man ihrer auf dem Bahnhofe habhaft — einmal gedruckt, kehre ich dem Buche den Rücken — erhaben über Menschenlob und dessen nicht bedürftig, wissen wir, was wir an unserm Fürsten haben — an der Begründung unsers Unternehmens wesentlich beteiligt und während der ganzen Dauer desselben an der Spitze des Aufsichtsrates stehend, verdanken wir der Thatkraft und Geschäftskenntnis des verehrten Mannes unendlich viel — abstoßend, schroff, von der mildesten Güte, verschlossen und hingebend, konnte man ganz irre an ihm werden — durch Rotationsdruck angefertigt, sind wir in der Lage, das Verzeichnis zu einem Spottpreis zu liefern — verzweiflungsvoll umherblickend, schlotterten dem

Angeredeten die Kniee.*) Besonders beliebt ist es jetzt, das Partizip anschließend so zu verbinden, daß man immer eine Zeit lang im Satze suchen muß, worauf es sich eigentlich beziehen soll, z. B.: schon in Ingolstadt hatte er sich, anschließend an seine astronomischen Arbeiten, optischen Studien gewidmet. Das anschließend soll hier auf Studien gehen: er schloß die optischen Studien an seine astronomischen Arbeiten an. Ebenso: anschließend an diese allgemeine Einführung dürfte es zweckmäßig sein, einmal das Gebiet der Einzelheiten zu übersehen. Das schlimmste ist es, vor den Hauptsatz ein absolutes Partizip zu stellen, für das man sich überhaupt vergebens im Satze nach einem Begriff umsieht, auf den es bezogen werden könnte, z. B.: wiederholt lächelnd und lebhaft grüßend, fuhr das Kriegsschiff vorüber. Die Partizipia sollen sich auf — den Kaiser beziehen! Aber es braucht nicht immer ein so lächerlicher Sinn zu entstehen wie hier, auch so beliebte Partizipia, wie: dies vorausgesetzt, dies vorausgeschickt, dies zugegeben u. ähnl., sind nicht schön. Ja man kann noch weiter gehen und sagen: das unflektirte Partizip überhaupt, wenigstens das der Gegenwart (er schlich sich feige davon, nur ein kurzes Wort des Abschieds zurücklassend) hat im Deutschen immer etwas steifes. In Nebensätzen behält der Ausdruck Fluß und Geschmeidigkeit, während er in solchen Partizipien immer wie halb erstarrt erscheint.

In Ergänzung

Wie Ungeziefer hat sich in den letzten Jahren eine Ausdrucksweise verbreitet, die die verschiedenartigsten Nebensätze, ganz besonders auch den Infinitiv und das Partizip ersetzen soll: die Verbindung von in mit gewissen Hauptwörtern, namentlich auf ung.

---

*) Der Verfasser dieses Satzes könnte sich allerdings auch die Kniee umherblickend gedacht haben. Bei unsern Romanschreibern ist alles möglich. Erzählt doch ein andrer, daß eine junge Dame einen ihr erwiesenen Ritterdienst „mit einem lächelnden Schlage ihrer kleinen Hand“ belohnt habe.

Den Anfang scheinen *in Erwägung* und *in Ermanglung* gemacht zu haben;*) diese beiden haben aber schon ein ganzes Heer ähnlicher Verbindungen nach sich gezogen, und ein Ende ist noch gar nicht abzusehen, jede Woche überrascht uns mit neuen. Briefe von Beamten und Geschäftsleuten fangen kaum noch anders an als: *in Beantwortung* oder *in Erwiderung* Ihres gefälligen Schreibens vom usw., ein Aufsatz wird geschrieben *in Anlehnung* oder *in Anknüpfung* an ein neu erschienenes Buch, ein Abschied wird bewilligt *in Genehmigung* eines Gesuchs, ein Beamter verreist *in Antritt* eines längern Urlaubs, eine Zeitungsmitteilung wird gemacht *in Ergänzung* oder *in Berichtigung* einer frühern Mitteilung, der Polizeirat vollzieht eine Handlung *in Vertretung* oder *in Stellvertretung* des Polizeidirektors, ein Vereinsmitglied leitet die Verhandlungen *in Behinderung* des Vorsitzenden, eine Auszeichnung wird jemand verliehen *in Anerkennung* seiner Verdienste, ein Mord wird begangen *in Ausführung* früherer Drohungen, eine Bibliothek wird gestiftet *in Beschränkung* auf gewisse Fächer, und so gehts weiter; man schreibt: *in Würdigung* der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit des Sparkassenwesens — *in Vervollständigung* der Zirkularnote des Ministeriums — *in Veranlassung* des 25 jährigen Geschäftsjubiläums — *in Begründung* der Anklage beantragte der Staatsanwalt — *in Überschätzung* dieses Umstandes oder *in Entstellung* des Sachverhalts behauptete er — *in Ausführung* von § 14 des Ortsstatuts bringen wir zur Kenntnis — man gebe den Behörden *in Ausdehnung* von § 39 die Befugnis — *in Verfolgung* dieses Zieles hatte Schliemann die obere Schicht zerstört — die Schauspielkunst hat es, *in Abweichung* von dem eben gesagten, mit Gehör und Gesicht zugleich zu thun — *in Befolgung* seiner Befehle wurden noch weitere

---

*) *In Ermanglung* ist mir immer so vorgekommen, als ob sichs jemand als schlechten Witz ausgesonnen hätte, um den Aktenstil zu verhöhnen, um zu probiren, obs ihm wohl einer nachmachen würde.

Gebietsteile unterworfen — in Nachahmung einer bei der Kreuzschule bestehenden Einrichtung wurden zwei Diskantistenstellen begründet — der in Verlängerung des Neumarkts durch die Promenade führende Fußweg usw. Vor einiger Zeit ging sogar eine Anekdote aus den Memoiren der Madame Carette durch die Zeitungen, wonach Bismarck dieser Dame auf einem Ball am Hofe Napoleons eine Rose überreicht haben sollte mit den Worten: wollen Sie diese Rose annehmen in Erinnerung an den letzten Walzer, den ich in meinem Leben getanzt habe!

Wer ein wenig nachdenkt, sieht, daß hier die verschiedensten logischen Verhältnisse in ganz mechanischer Weise gleichsam auf eine Formel gebracht sind, wie sie so recht für unsre denkfaule Zeit geschaffen ist. In einem Teile dieser Verbindungen soll in den Beweggrund ausdrücken, der doch nur durch aus oder wegen bezeichnet werden kann; in Ermanglung, in Anerkennung, in Überschätzung, in Behindrung — das soll heißen: aus Mangel, aus Anerkennung, aus Überschätzung, wegen Behindrung. Wenn Nebensätze dafür eintreten sollten, so könnten sie nur lauten: weil es mangelt, weil ich anerkenne, weil er überschätzt, weil er behindert war. In einem andern Teile soll in den Zweck bezeichnen, der doch nur durch zu ausgedrückt werden kann; in Ergänzung, in Vervollständigung, in Berichtigung, in Erinnerung — das soll heißen: zur Ergänzung, zur Vervollständigung, zur Berichtigung, zur Erinnerung. Mit einem Nebensatze könnte man hier nur sagen: um zu ergänzen, um zu vervollständigen, um zu berichtigen, damit Sie sich erinnern. Wieder in andern Fällen wäre als am Platze statt in: ein Weg wird als Verlängerung des Neumarkts durch die Promenade geführt, ein Brief wird geschrieben als Antwort auf einen andern, der Polizeirat unterschreibt als Stellvertreter des Polizeidirektors. Nur in wenigen Fällen bezeichnet das in wirklich einen begleitenden Umstand, wie man ihn sonst durch indem oder durch das Par-

tizip ausdrückt: ich schreibe einen Aufsatz, anknüpfend an ein neues Buch, oder indem ich an das Buch anknüpfe; dafür ließe sich ja zur Not auch sagen: in Anknüpfung, wiewohl auch das nicht gerade schön ist. Indem der Staatsanwalt die Anklage begründete, beantragte er das höchste Strafmaß — auch dafür kann man sagen: in seiner Begründung (seiner darf aber nicht fehlen).*) Aber wie ist es möglich, das alles plötzlich in einen Topf zu werfen? Ursache, Grund, Zweck, begleitender Umstand, vorübergehende oder dauernde Eigenschaft — wie können diese Unterschiede auf einmal alle verwischt werden? Wie können wir uns freiwillig, wo wir solchen Reichtum haben, zu solcher Armut verurteilen? Es handelt sich hier um nichts als eine Modedummheit, die unter dem Einflusse des Französischen und des Englischen (en conséquence, en réponse, in remembrance, in reply, in answer, in compliance with, in his defence u. ähnl.) aufgekommen ist, und die nun gedankenlos nachgemacht und dabei immer weiter ausgedehnt wird. Es wird noch dahin kommen, daß jemand 1000 Mark erhält in Belohnung treuer Dienste oder in Entschädigung für einen Verlust oder in Unterstützung seiner Angehörigen oder in Bedingung der Rückzahlung; es ist nicht einzusehen, weshalb nicht alles das ebensogut durch in und ein Hauptwort auf ung sollte ausgedrückt werden können.

Das Attribut

Unter den Erweiterungen, die ein Satzglied erfahren kann, stehen obenan das Attribut und die Apposition.

Ein Attribut kann zu einem Hauptwort in vier-

*) Natürlich fehlt es auch nicht an Beispielen, wo obendrein das Hauptwort auf ung von einem Zeitwort gebildet ist, das den Dativ regiert, also eigentlich gar keinen Objektsgenitiv zu sich nehmen kann, wie: der Zinsfuß wird herabgesetzt in Entsprechung eines Gesuchs. Eine Behörde schreibt: In Begegnung von (!) an (!) andern Orten sich ereignet habenden (!) Vorgängen wird hierdurch bekannt gemacht; das soll heißen: um Vorgängen zu begegnen (vorzubeugen), die sich an andern Orten ereignet haben.

facher Gestalt treten: als Adjektivum (ein schöner Tod), als abhängiger Genitiv (der Tod des Kriegers), als Bestimmungswort einer Zusammensetzung (der Heldentod), endlich auch in Form einer adverbiellen Bestimmung (der Tod auf dem Schlachtfelde, der Tod fürs Vaterland). Auch gegen die vierte Art ist, wie hier ausdrücklich bemerkt werden mag, nichts einzuwenden; es ist untadliges Deutsch, wenn man sagt: das Zimmer oben, eine Wohnung in der innern Stadt, der Weg zur Hölle, die Tötung im Duell, die preußische Mobilmachung im Juni usw. Manche getrauen sich zwar jetzt nicht, solche Attribute zu schreiben, sie meinen immer ein befindlich, belegen (be!), stattgefunden, erfolgt oder dgl. dazusetzen zu müssen; das ist aber eine überflüssige und häßliche Umständlichkeit.

Manchmal kann man ja nun zwei solche Attributarten mit einander vertauschen, aber durchaus nicht immer. Auf wenigen Gebieten unsrer Sprache herrscht jetzt eine so grauenvolle Verwirrung wie auf dem der Attributbildung; hier wird jetzt thatsächlich alles durch einander gequirlt.

Leipzigerstraße oder Leipziger Straße?

Was würde man wohl über jemand urteilen, der ein Fremdenbuch nicht von einem fremden Buch, einen kranken Wärter nicht von einem Krankenwärter, eine Gelehrtenfrau nicht von einer gelehrten Frau, Bekanntenkreise nicht von bekannten Kreisen, ein liebes Lied nicht von einem Liebeslied unterscheiden könnte? Genau dieselbe Dummheit ist es, wenn jemand Leipzigerstraße schreibt statt Leipziger Straße.

Die von Ortsnamen (Länder- und Städtenamen) abgeleiteten Bildungen auf er sind unzweifelhaft Substantiva. Österreicher und Passauer bedeutet ursprünglich einen Mann aus Österreich oder aus Passau. Als Adjektiva hat die ältere Sprache solche Bildungen nicht gebraucht, die Adjektiva bildete sie von Länder- und Städtenamen auf isch: meißnisch (meißnische

Gulden), torgisch (von Torgau, torgisches Bier), lündisch (von London, lündisches Tuch), parisisch (parisische Schuhe schreibt noch der junge Goethe statt Pariser Fuß). Nun ist freilich zwischen diesen beiden Bildungen schon längst Verwirrung eingerissen: die Formen auf er sind schon frühzeitig auch im adjektivischen Sinne gebraucht worden. Lessing schrieb noch 1768 eine Hamburgische Dramaturgie, Goethe aber schon 1772 Rezensionen in die Frankfurter Gelehrten Anzeigen.*) Dennoch haben sich im Laufe der Zeit zwischen den Bildungen auf er und denen auf isch auch wieder gewisse Grenzen festgesetzt. Von manchen Länder- und Städtenamen gebrauchen wir noch heute ausschließlich die echt adjektivische Form auf isch, von andern ebenso ausschließlich die Bildung auf er, wieder von andern beide friedlich neben einander. Niemand sagt: der Österreicher Finanzminister, der Römer Papst, aber auch niemand mehr das Leipzigische Theater, die Berlinischen Bauten. Dagegen sprechen alle Gebildeten noch von Kölnischem Wasser, holländischem Käse, italienischen Strohhüten, amerikanischem Schweinefleisch. Warum von dem einen Namen die Form auf isch, von dem andern die auf er bevorzugt wird, kann niemand sagen; der Sprachgebrauch hat sich dafür entschieden, und dabei muß man sich beruhigen.**)

Nur in gewissen Kreisen, die von dem wirklichen Verhältnis der beiden Bildungen zu einander und von der Berechtigung des Sprachgebrauchs keine Ahnung haben, besteht die Neigung, das Gebiet der Bildungen auf er mehr und mehr zum Nachteil derer auf isch zu erweitern. So empfiehlt z. B. ein Leipziger Ge-

---

*) Wohlgemerkt: die Bildungen auf er sind dadurch, daß sie adjektivisch gebraucht werden, nicht etwa zu Adjektiven geworden; sie werden nur vor andern Substantiven wie Adjektiva gefühlt (vgl. S. 36).

**) Drollig ist es, wie bisweilen beide Formen in ganz bestimmter Anwendung neben einander gebraucht werden. In Leipzig geht, wer mit der Thüringischen Bahn fahren will, auf den Thüringer Bahnhof; aber niemand geht auf den Thüringischen Bahnhof, um mit der Thüringer Bahn zu fahren.

schäftsmann beharrlich seine Amerikaner Öfen, obwohl alle Gebildeten, die in seinen Laden kommen, seine amerikanischen Öfen zu sehen wünschen. An einer alten, berühmten Leipziger Weinhandlung konnte man kürzlich ein Schild am Schaufenster liegen sehen: Italiener Weine! Aber auch Holländer Austern werden schon empfohlen, ja sogar Kölner Wasser, und der Kölnischen Zeitung hat man schon mehr als einmal zugemutet, sich in Kölner Zeitung umzutaufen — ein thörichtes Ansinnen, dem sie mit Recht nicht nachgegeben hat und hoffentlich nie nachgeben wird. Auf den echten Adjektivbildungen auf isch liegt ein feiner Hauch des Altertümlichen und — des Vornehmen, manche sind wie Stücke schönen alten Hausrats; die unechten auf er, namentlich die neu gebrauchten, sind so gemein wie Waren aus dem Fünfzigpfennigbazar. Unbegreiflich ist es, wie sich gebildete, namentlich wissenschaftlich gebildete Leute solchen unnötigen Neuerungen, die gewöhnlich aus den Kreisen der Geschäftsleute kommen, gedankenlos fügen können. Auf der Leipziger Stadtbibliothek giebt es eine berühmte Handschrift aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts: den Pirnischen Mönch, genannt nach der Stadt Pirna (eigentlich Pirn) an der Elbe in Sachsen. Den fangen sogar Historiker jetzt an den Pirnaer Mönch zu nennen! Und in neuern Schilderungen der Schlacht bei Leipzig wird gar von der Erstürmung des Grimmaer Thores geredet (statt des Grimmischen)!*)

Nun ist aber doch so viel sonnenklar, daß, wenn ein Wort wie Dresdner in zwei verschiednen Bedeutungen gebraucht wird, als Hauptwort und auch als Eigenschaftswort, es nur in seiner Bedeutung als

*) Wie gut es wäre, wenn man die Bildungen auf er nicht so einseitig bevorzugte, sondern gelegentlich auch noch von denen auf isch Gebrauch machte, hat das Gastspiel des Schliersee'r Bauerntheaters gezeigt. Der Apostroph ist natürlich ganz einfältig, man könnte ebenso gut vom Ob'ramm'rgau'r Passionsspiel schreiben. Man nimmt auch bloß seine Zuflucht zu ihm, weil man eine kindische Angst vor den drei e in Schlierseeer hat. Warum spricht man aber nicht vom Schlierseeischen Bauerntheater?

Hauptwort mit einem andern Hauptwort zusammengesetzt werden kann. Wenn nun eine Straße in Leipzig die Dresdner Straße genannt wird, ist da Dresdner als Substantiv oder als Adjektiv aufzufassen? Ohne Zweifel als Adjektiv. Es soll damit dasselbe bezeichnet sein, was durch Dresdnische Straße bezeichnet sein würde: die Straße, die von Dresden kommt oder nach Dresden führt. Sowie man den Bindestrich dazwischensetzt und schreibt: Dresdner-Straße oder auch in einem Worte: Dresdnerstraße, so kann Dresdner nichts andres bedeuten, als Leute aus Dresden, es wird Substantiv, oder vielmehr es bleibt Substantiv, und die Zusammensetzung rückt auf eine Stufe mit Bildungen wie Fleischergasse, Gerbergasse, Böttchergasse und andre Gassennamen, die in alter Zeit nach den Handwerkern genannt worden sind, die auf den Gassen angesessen waren. Eine Dresdnerstraße kann also nichts andres bezeichnen, als eine Straße, auf der Dresdner, womöglich lauter Dresdner wohnen. Wir haben in Leipzig eine Paulinerkirche und eine Wettinerstraße. Das sind richtige Zusammensetzungen, denn die Paulinerkirche war wirklich die Kirche der Pauliner, der ehemaligen Dominikaner Leipzigs, und die Wettinerstraße ist nicht nach dem Städtchen Wettin genannt, wie die Berliner Straße nach der Stadt Berlin, sondern nach den Wettinern, dem sächsischen Herrschergeschlecht.*) Eine Berliner Versammlung ist eine Versammlung, die in Berlin stattfindet, eine Berlinerversammlung eine Versammlung, zu der lauter Berliner kommen. Die Herrnhuter Gemeinde ist die Gemeinde der Stadt Herrnhut, eine Herrnhutergemeinde kann in jeder beliebigen andern Stadt sein.

*) Über die Bedeutung mancher von unsern Straßennamen herrscht ohnehin in den Köpfen der Masse eine solche Unklarheit, daß man sie nicht noch durch fehlerhafte Schreibung zu steigern braucht. Unter den Straßen Leipzigs, die nach den Helden der Befreiungskriege genannt sind, ist auch eine Lützowstraße, eine Schenkendorfstraße, eine Gneisenaustraße. Was machen die Kinder daraus, die kleinen wie die großen Kinder? Eine Lützower Straße, eine Schenkendorfer Straße, eine Gneisenauer Straße! Also die Ortsnamen, die zu

Die Verwechslung der adjektivischen und der substantivischen Bedeutung der von Ortsnamen abgeleiteten Bildungen auf er grassirt gegenwärtig in ganz Deutschland und wird von Tag zu Tage ärger. Sie beschränkt sich keineswegs, wie man wohl gemeint hat, auf die Gassen- und Straßennamen, sie geht weiter. Schenkwirte, Kaufleute, Buchhändler, sogar Gelehrte schreiben: *Wienerschnitzel, Berlinerblau, Solenhoferplatten, Schweizerfabrikanten, Tirolerführer*, wo doch überall der Ortsname als Adjektivum verstanden werden soll; denn nicht die Tiroler sollen geführt werden, sondern die Fremden durch Tirol. Ein Wienerschnitzel aber — entsetzliche Vorstellung! — kann doch nichts andres bedeuten als ein Stück Fleisch, das man von einem Wiener heruntergeschnitten hat.

Ganz ähnlich wie mit den Bildungen *Leipziger, Dresdner* verhält sichs mit den von Zahlwörtern abgeleiteten Bildungen auf er: *Dreißiger, Vierziger, Achtziger*. Auch das sind natürlich zunächst Hauptwörter; wir reden von einem *hohen Dreißiger*, einem *angehenden Vierziger*. Aber auch sie werden dann als Adjektiva gefühlt; wir sagen: das war in den *vierziger Jahren*, in den *achtziger Jahren*. Auch da aber druckt man neuerdings in den Zeitungen: *in den Vierziger-Jahren, in den Achtzigerjahren*, als ob von menschlichen Lebensaltern und nicht von dem Jahrzehnt eines Jahrhunderts die Rede wäre!

Aber die Verwirrung geht noch weiter. Wie jede Sprachdummheit, wenn sie einmal losgelassen ist, wie Feuer um sich frißt, so auch diese. Nachdem unsre Geschäftsleute aus der *Dresdner Straße* eine

---

Personennamen geworden sind, werden fröhlich wieder zu Ortsnamen gemacht. Wir haben ferner eine *Senefelderstraße*. Auch die wird im Volksmunde nur als *Senefelder Straße* verstanden. Freilich giebt es bei Leipzig kein Senefeld, kein Schenkendorf, kein Gneisenau, kein Lützow. Aber das Volk, namentlich das ewig zu- und abfließende Volk, weiß doch von der Umgebung Leipzigs ebensowenig etwas, wie von dem Erfinder der Lithographie und den großen Männern der Befreiungskriege. Wurde doch auch die *Fichtestraße* gleich als *Fichtenstraße* verstanden, und ein unternehmender Schenkwirt eröffnete darin schleunigst ein „Restaurant zur Fichte“!

Dresdnerstraße gemacht haben, schrecken sie auch vor dem weitern Unsinn nicht zurück, die Bildungen auf isch, über deren adjektivische Natur doch kein Zweifel sein kann, mit Straße zu einem Worte zusammenzusetzen; immer häufiger schreiben sie Grimmaischestraße, Hallischestraße (oder vielmehr Halleschestraße!) und um das Maß des Unsinns voll zu machen, schließlich auch Langestraße und Kurzegasse, und wer in einer solchen Gasse wohnt, der wohnt natürlich nun in der Langestraße, in der Kurzegasse. In frühern Jahrhunderten war die Sprache unsers Volks so voll überquellenden Lebens, daß sich in den Ortsbezeichnungen die casus obliqui in den Nominativ drängten; daher die zahllosen Ortsnamen, die eigentlich Dative sind (Altenburg, Weißenfels, Hohenstein, Breitenfeld). Heute ist sie so tot und starr, daß der Nominativ, dieser langweilige, nichtssagende Geselle, die casus obliqui verdrängt! Man wohnt in der Breite Gasse, und Sommerwohnungen sind auf Weißer Hirsch bei Dresden zu vermieten!

Aber auch damit ist die Verwirrung noch nicht erschöpft. In Leipzig giebt es auch Ortsbezeichnungen, bei denen einer Örtlichkeit einfach der Name des Erbauers oder Besitzers im Genitiv vorangestellt ist, wie Auerbachs Keller, Hohmanns Hof, Löhrs Platz, Tscharmanns Haus, Czermaks Garten. Bis vor wenigen Jahren hat niemand daran gezweifelt, daß alle diese Bezeichnungen je aus zwei getrennten Wörtern bestehen, so gut wie Luthers Werke, Goethes Mutter, Schillers Tell. Jetzt fängt man an, auch hier den Bindestrich dazwischenzuschieben, den Artikel davorzusetzen und zu schreiben: im Auerbachs-Keller, am Löhrs-Platz, im Czermaks-Garten. Man denke sich, daß jemand schreiben wollte: in den Luthers-Schriften, bei der Goethes-Mutter, im Schillers-Tell!

Die Schuld an der grauenvollen Verwirrung, die hier herrscht, tragen vor allen die Firmenschreiber, die ganz vernarrt in den Bindestrich sind, aber nie wissen, wo er hingehört oder wo er nicht hingehört. Aber

nicht sie allein.*) Warum lassen sich die Besteller, Behörden wie Privatleute, den Unsinn gefallen?

Fachliche Bildung oder Fachbildung?

In beängstigender Weise hat in neuerer Zeit die Neigung zugenommen, statt des Bestimmungswortes einer Zusammensetzung ein Adjektivum zu setzen, also z. B. statt Fachbildung zu sagen: fachliche Bildung. Sie hat in kurzer Zeit riesige Fortschritte gemacht, wie sie sich nur daraus erklären lassen, daß diese Ausdrucksweise jetzt für eine besondre Schönheit und Feinheit gehalten wird. Früher sprach man von Staatsvermögen, Gesellschaftsordnung, Rechtsverhältnis, Kriegsereignissen, Junkerregiment, Soldatenlaufbahn, Bürgerpflichten, Handwerkstraditionen, Geschäftsverkehr, Sonntagsarbeit, Kirchennachrichten, Kultusordnung, Gewerbeschulen, Betriebseinrichtungen, Bergbauinteressen, Forstunterricht, Steuerfragen, Fachausdrücken, Berufsbildung, Amtspflichten, Schöpferkraft, Gedankeninhalt, Körperbewegung, Sprachfehlern, Lautgesetzen, Textbeilagen, Klangwirkungen, Gesangsvorträgen, Frauenchören, Kunstgenüssen, Turnübungen, Studentenaufführungen, Farbenstimmung, Figurenschmuck, Winterlandschaft, Pflanzennahrung, Abendbeleuchtung, Nachtgespenstern, Regentagen, Landaufenthalt, Gartenanlagen, Nachbargrundstücken, Elternhaus, Gegenpartei, Endresultat usw. Jetzt redet man nur noch von staatlichem Vermögen, gesellschaftlicher Ordnung, rechtlichem Verhältnis, kriegerischen Ereignissen, junkerlichem Regiment, soldatischer Laufbahn, bürgerlichen Pflichten, handwerklichen Traditionen, geschäftlichem

*) Auf der einen Seite schreiben sie Kaiser Park, Hôtel Eingang, hier werden Kinder und Damenschuhe gemacht, auf der andern Seite: Bad-Elster, Grüne-Waren, Täglich-frei-Konzert.

Verkehr, sonntäglicher Arbeit, kirchlichen Nachrichten, kultischer (!) Ordnung, gewerblichen Schulen, betrieblicher Einrichtung, bergbaulichen Interessen, forstlichem Unterricht, steuerlichen Fragen, fachlichen Ausdrücken, beruflicher Bildung, amtlichen Pflichten, schöpferischer Kraft, gedanklichem Inhalt, körperlicher Bewegung, sprachlichen Fehlern, lautlichen Gesetzen, textlichen Beilagen, klanglichen Wirkungen, gesanglichen Vorträgen, weiblichen (!) Chören, künstlerischen Genüssen, turnerischen Übungen, studentischen Aufführungen, farblicher Stimmung, figürlichem Schmuck, winterlicher Landschaft, pflanzlicher Nahrung, abendlicher Beleuchtung, nächtlichen Gespenstern, regnerischen Tagen, ländlichem Aufenthalt, gärtnerischen Anlagen, nachbarlichen Grundstücken, elterlichem Hause, gegnerischer Partei, endlichem (!) Resultat usw. Die „Pädagogen" reden sogar von schulischen Verhältnissen und unterrichtlicher Methode, und in Schulprogrammen kann man lesen, nicht als schlechten Witz, sondern in vollem Ernste, daß Herr Kand. X im verflossenen Jahre mit der Schule „in unterrichtlichem Zusammenhange" gestanden habe. Aber auch da, wo man früher den Genitiv eines Hauptwortes oder eine Präposition mit einem Hauptwort oder — ein ganz einfaches Wort setzte, drängen sich jetzt überall diese abgeschmackten Adjektiva ein; man redet von kronprinzlichen Kindern, behördlicher Genehmigung, erziehlichen Aufgaben, gedanklicher Großartigkeit, gegnerischen Vorschlägen, zeichnerischen Mitteln, einer buchhändlerischen Verkehrsordnung, gesetzgeberischen Fragen, erstinstanzlichen (!) Urteilen, stecherischer Technik, gemischtchörigen Quartetten, stimmlicher Begabung, textlichem Inhalt, baulicher Umgestaltung, seelsorgerischer Thätigkeit, wo man früher Kinder des Kronprinzen, Genehmigung der Behörden, Aufgaben der Erziehung, Großartigkeit der Gedanken, Vorschläge des Gegners, Mittel der Zeichnung, Verkehrsordnung des Buchhandels, Fragen der Gesetzgebung, Urteile der ersten

Instanz, Technik des Stechers, Quartette für gemischten Chor, Stimme, Text, Umbau, Seelsorge sagte. Ein Choralbuch wurde früher zum Hausgebrauch herausgegeben, jetzt zum häuslichen Gebrauch; eine Bildersammlung hatte früher Wert für die Kostümkunde oder Kunstwert oder Altertumswert, jetzt kostümlichen (!), künstlerischen oder altertümlichen (!) Wert. Die Sprachwissenschaft redete früher von dem Lautleben der Sprache und vom Lautwandel, jetzt nur noch von dem lautlichen Leben und dem lautlichen (!) Wandel; die Ärzte sprachen sonst von Herztönen des Kindes und von Gewebeveränderungen, unsre heutigen medizinischen Journalisten schwatzen von kindlichen (!) Herztönen*) und geweblichen (!) Veränderungen. Auch Fremdwörter mit fremden Adjektivendungen werden mit in die alberne Modeströmung hineingezogen; schon heißt es nicht mehr: Stilübungen, Religionsfreiheit, Kulturfortschritt, Maschinenbetrieb, Kommunwege, Finanzlage, Kolonieleitung, Artilleriegeschosse, Infanteriegefechte, Theaterfragen, Solo-, Chor- und Orchesterkräfte, sondern stilistische Übungen, religiöse Freiheit, kultureller Fortschritt (scheußlich!), maschineller Betrieb (scheußlich!), kommunliche Wege, koloniale Leitung, artilleristische Geschosse, infanteristische Gefechte (alle Wörter auf istisch klingen ja ungemein gelehrt und vornehm!), solistische, choristische und orchestrale Kräfte. Auch von Alpenflora wird nicht mehr gesprochen, sondern nur noch von alpiner (!) Flora. Wie lange wirds dauern, so erzählt einer, daß er in einer alpinen Hütte in sommerlichen Hosen sein abendliches Brot nebst einem wurstlichen Zipfel genossen habe!

Was soll die Neuerung? Soll sie etwa der Kürze dienen? Einige der angeführten Beispiele scheinen dafür zu sprechen. Aber die Mehrzahl spricht doch

*) Es handelt sich um Beobachtungen an dem noch ungebornen Kinde!

dagegen; man könnte eher meinen, sie solle den Ausdruck verbreitern, ein Bestreben, das sich ja jetzt auch in vielen andern Spracherscheinungen zeigt. Man fragt vergebens nach einem vernünftigen Grunde, durch den sich diese plötzlich erwachte Vorliebe für alle möglichen und unmöglichen Adjektivbildungen erklären ließe: es ist nichts als eine dumme Mode. Wenn so etwas einmal in der Luft liegt, so steckt es heute hier, morgen da an; ob das neugeschaffne nötig, richtig, schön sei, darnach fragt gar niemand, wenns nur neu ist! Um der Neuheit willen schlägt man sogar gelegentlich einmal den entgegengesetzten Weg ein. Hätte man bisher Silberhochzeit gesagt, so kann man zehn gegen eins wetten, daß sich über kurz oder lang Narren finden würden, die von nun an silberne Hochzeit sagten; da es aber bis jetzt silberne Hochzeit geheißen hat, so finden sich natürlich nun Narren, die gerade deshalb jetzt von Silberhochzeit reden.*) In einer Lebensbeschreibung Bismarcks ist gleich das erste Kapitel überschrieben: Unter dem Zeichen des Eisenkreuzes. Also aus dem geschichtlichen eisernen Kreuze, das doch für jeden heilig und unantastbar sein sollte, wird ein Eisenkreuz gemacht — aus bloßer dummer Neuerungssucht!

Die Adjektiva auch lich bedeuten eine Ähnlichkeit; lich ist dasselbe wie Leiche, es bedeutet den Leib, die Gestalt; daher auch das Adjektivum gleich, d. i. geleich, was dieselbe Gestalt hat. Königlich ist, was die Gestalt, die Art oder das Wesen eines Königs hat. Will man nun das mit den kronprinzlichen Kindern sagen? Gewiß nicht. Man meint

*) Rückert braucht allerdings das Wort auch einmal, aber nur aus Not: in einem Gedicht mit trochäischen Versen. Fühlt man denn gar nicht, daß bei der silbernen und der goldnen Hochzeit das silbern und golden nur ein schönes Gleichnis ist, wie beim silbernen und goldnen Zeitalter? und daß dieses Gleichnis durch Silberhochzeit sofort zerstört und die Vorstellung in plumper Weise auf das Metall gelenkt wird, das dem Jubelpaar in Gestalt von Bechern, Tafelaufsätzen u. dgl. winkt? Oder wollen wir in Zukunft auch vom Goldzeitalter reden? Wir reden ja von einem Bronzezeitalter, aber in wie anderm Sinne!

doch die Kinder des Kronprinzen, und nicht bloß kronprinzenartige Kinder. Was kann eine Arbeit sonntägliches haben? eine Bewegung körperliches? eine Wirkung farbliches? eine Pflicht bürgerliches? ein Herzton kindliches? eine Frage theatralisches? Gemeint ist doch wirklich die Arbeit am Sonntage, die Bewegung des Körpers, die Wirkung der Farben usw.*) Und hat man denn gar kein Ohr für die Häßlichkeit vieler dieser neugeschaffnen Adjektiva (fachlich, beruflich, farblich, klanglich, stimmlich, forstlich, pflanzlich, prinzlich, erziehlich)?

Hie und da glaubt man ja einen Grund für die Neubildung zu entdecken. Zwischen Regentagen und regnerischen Tagen mag ja ein Unterschied sein. An Regentagen regnets vielleicht von früh bis zum Abend, an regnerischen (früher: regnigten) Tagen mit Unterbrechungen. Der Chordirektor, der zuerst von einem Terzett für weibliche Stimmen anstatt von einem Terzett für Frauenstimmen gesprochen hat, hatte sich wahrscheinlich überlegt, daß unter den Sängerinnen auch junge Mädchen sein könnten. Und der Ratsgärtner, der seiner Behörde zuerst einen Plan zu gärtnerischen Anlagen am Theater vorlegte, hatte wohl daran gedacht, daß ein eigentlicher Garten, d. h. eine von einem Zaun oder Geländer umschlossene Anpflanzung nicht geschaffen werden sollte. Aber bedeutet denn Frau, wo sichs um die bloße Gegenüberstellung der Geschlechter handelt, nicht auch das Mädchen mit? Kann sich wirklich ein junges Mädchen beleidigt fühlen, wenn es eingeladen wird, einen Frauenchor mitzusingen?**) Und können

*) Darum gehört auch die Behandlung dieses Fehlers nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, in die Wortbildungslehre, sondern sie gehört wirklich in die Satzlehre. Der Fehler liegt nicht in der Bildung der Adjektiva — gebildet sind sie ja richtig —, sondern in ihrer unlogischen Anwendung.

**) Zu welcher Geschmacklosigkeit sich manche Leute verirren vor lauter Angst, mißverstanden zu werden, dafür noch ein Beispiel. Ein Zeichenlehrer wollte einen Unterrichtskursus für Damen ankündigen. Aber das Wort Damen wollte er als Fremdwort nicht gebrauchen, Frauen auch nicht, denn dann wären am Ende die Mädchen ausge-

denn nicht Gartenanlagen auch Anlagen sein, wie sie in einem Garten sind? müssen sie immer in einem Garten sein? Gärtnerische Anlagen möchte man einem Jungen wünschen, der Lust hätte, Gärtner zu werden, wiewohl es auch dann noch besser wäre, wenn er Anlagen zum Gärtner hätte. Nun vollends von einem künstlerischen Genuß zu reden statt von einem Kunstgenuß, von gärtnerischen Arbeiten statt von Gartenarbeiten (die Rekonvaleszenten der Anstalt werden mit gärtnerischen Arbeiten beschäftigt), ist doch die reine Narrheit.

Erstaufführung

Ein Gegenstück zu dem fachlichen Unterricht bilden die schönen neumodischen Zusammensetzungen, mit denen man sich jetzt spreizt, wie: Fremdsprache, Fremdkörper und Falschstück (ein gefälschtes Geldstück!), Neuauflage, Neuerscheinung und Neuerwerbung, Neuerkrankung und Leichtverwundung, Erstaufführung, Jüngstvergangenheit, Einzelfall und Einzelpersönlichkeit, Mindestmaß, Mindestpreis und Mindestgehalt, Höchstmaß, Höchstpreis, Höchstgehalt, Höchstarbeitszeit und — Höchststundenzahl! Hier leimt man also einen Adjektivstamm vor das Hauptwort, statt einfach zu sagen: fremder Körper, neue Auflage, einzelner Fall, erste Aufführung, höchste Stundenzahl usw.

Worin liegt das abgeschmackte solcher Zusammensetzungen? giebt es nicht längst, ja zum Teil schon seit sehr alter Zeit ähnliche Wörter, an denen kein Mensch Anstoß nimmt? Gewiß giebt es die, sogar in großer Fülle. Man denke nur an: Fremdwort, Edelstein, Schwerspat, Braunkohle, Neumond, Weißwein, Kaltschale, Süßwasser, Sauerkraut, Buntfeuer, Kurzwaren, Hohl-

blieben, auf die ers besonders abgesehen hatte, Frauen und Mädchen aber auch nicht, denn dann wären vielleicht Schulmädchen mitgekommen, die er nicht haben wollte. Was kündigte er also an? Zeichenunterricht für erwachsene Personen weiblichen Geschlechts!

spiegel, Hartgummi, Trockenplatte, Schnellzug, Glatteis, Rotkehlchen, Grünschnabel, Freischule, Vollmacht, Halbbruder, Breitkopf, Rothschild, Warmbrunn und viele andre. Was ist aber das eigentümliche solcher Zusammensetzungen? Es sind Fachausdrücke oder Kunstausdrücke aus irgend einem Gebiete des geistigen Lebens, aus dem Handel, aus irgend einem Gewerbe, einer Kunst, einer Wissenschaft, aus der Rechtspflege, oder es sind — Eigennamen.*) Nun stecken aber dem Deutschen zwei Narrheiten tief im Blute; erstens, sich womöglich immer auf irgend ein Fach hinauszuspielen, mit Fachausdrücken um sich zu werfen, jeden Quark anscheinend zum Fachausdruck zu stempeln; zweitens, sich immer den Anschein zu geben, als ob man die Fachausdrücke aller Fächer und folglich auch die Fächer selbst verstünde. Wenn es ein paar Buchhändlern beliebt, plötzlich von Neuauflagen zu reden, so denkt der junge Privatdozent: aha! Neuauflage — schöner neuer terminus des Buchhandels, will ich mir merken und bei nächster Gelegenheit anbringen. Der Professor der Augenheilkunde nennt wahrscheinlich ein Eisensplitterchen, das einem ins Auge geflogen ist, einen Fremdkörper. Da läßt es dem Geschichtsprofessor keine Ruhe, er muß doch zeigen, daß er das auch weiß, und so erzählt er denn bei der nächsten Gelegenheit: die Germanen waren ein Fremdkörper im römischen Reiche. Wie gelehrt das klingt! Im gewöhnlichen Leben spricht man von einem großen Feuer. Das kann aber doch die Feuerwehr nicht thun; so gut wie sie ihre Spritzen und ihre Helme hat, muß sie auch ihre Wörter haben. Der „Branddirektor“ kennt also nur Großfeuer. Sobald das aber der Philister weggekriegt hat, sagt er auch am Biertisch: Bitte, meine Herren, sehen Sie mal hinaus, da muß

*) Auch sie hat es übrigens nicht immer gegeben. Noch im siebzehnten Jahrhundert erteilte, wer mit seinem halben Bruder im Streite lag, einem Anwalt volle Macht, den Prozeß zu führen, noch 1820 wurde auf der Leipziger Messe nur von kurzen Waren gesprochen.

ein Großfeuer sein! Das neueste sind — die Großbuchstaben. Wer die ausgeheckt hat, mag nicht wenig stolz gewesen sein. Oho! jetzt sind wir auch Fachleute! So bilden sich denn auch die gewerbsmäßigen Theaterschreiber ein, mit Erstaufführung den Begriff der ersten Aufführung aus der gewöhnlichen Alltagssprache in die vornehme Region der Fachbegriffe gehoben zu haben. Natürlich näselt es der Ladenjüngling mit, denn er möchte doch auch so „fachlich“ gebildet erscheinen, wie der Theaterschreiber. In Wahrheit ist es nichts als eine schlechte Übersetzung von Première, wie alle die wahrhaft greulichen Zusammensetzungen mit Höchst und Mindest nichts als schlechte Übersetzungen von Wörtern mit Maximal und Minimal sind. Für solches Deutsch lieber keins! Wenn aber bei einer Epidemie die Ärzte und die Zeitungen berichten, daß an einem Tage hundert Neuerkrankungen vorgekommen seien, so kann das sogar zu Mißverständnissen führen. Eine Neuerkrankung würde ich es nennen, wenn jemand, der krank gewesen und wieder gesund geworden ist, von neuem erkrankt, ebenso wie eine Neuordnung voraussetzt, daß die Dinge schon vorher geordnet waren.

Besonders beliebt geworden sind neuerdings auch der Altmeister und der Altreichskanzler. Hier ist zweierlei zu unterscheiden. Der Altreichskanzler stammt aus Süddeutschland und der Schweiz, wo man den alten, d. h. den ehemaligen, aus dem Amte geschiednen (ancien) so bezeichnet und z. B. auch vom Altbürgermeister spricht (bei Schiller: Altlandammann). Altmeister dagegen bedeutet wie Altgesell nicht den ehemaligen, sondern den ältesten, d. h. bejahrtesten unter den vorhandnen Meistern und Gesellen. Man konnte also wohl Franz Lißt, solange er lebte, den Altmeister der deutschen Musik nennen, aber Johann Sebastian Bach einen Altmeister zu nennen, wie es jetzt Mode ist, ist Unsinn. Bach ist ein Meister der alten Zeit, der Vergangenheit; das ist aber ein alter Meister, kein Altmeister.

Sedantag und Kretafrage

Noch überboten freilich an Geschmacklosigkeit werden Zusammensetzungen wie Erstaufführung durch die Roheit, mit der man jetzt Eigennamen (Ortsnamen und noch öfter Personennamen) vor ein Hauptwort leimt, anstatt aus den Namen ein Adjektivum zu bilden.

Die Herkunft einer Sache wurde sonst nie anders bezeichnet als durch ein von einem Städte- oder Ländernamen gebildetes Adjektiv oder durch eine Präposition mit dem Namen, z. B.: Sizilische Märchen, Bengalisches Feuer, Kölnisches Wasser, Berliner Weißbier, Emser Krähnchen, Dessauer Marsch, Motiv aus Capri usw. Jetzt redet man aber von Japanwaren, Smyrnateppichen, Olympiametopen, Samosausbruch, der Kretafrage, Neapelmotiven und — einem Leipzig-Elbe-Kanal! Wenn solche Zusammenleimungen auch zu entschuldigen sind bei Namen, von denen man sich kein Adjektivum zu bilden getraut, wie Bordeauxwein, Jamaikarum, Havannacigarren, Angoraziege, Chesterkäse, Panamahut, Suezkanal, Sedantag (in Leipzig Seedangtag gesprochen), so ließe sich doch schon eine Bildung wie Maltakartoffeln vermeiden, denn niemand spricht von einem Maltakreuz oder Maltarittern. Oder klingt Malteser für Kartoffeln zu vornehm? Auch das Selterser Wasser, wie man es richtig nannte, als es bekannt wurde, hätte man getrost beibehalten können und nicht in Selterswasser (oder gar Selterwasser! es ist nach dem nassauischen Dorfe Nieder-Selters genannt) umtaufen sollen. Aber ganz überflüssig sind doch die angeführten Neubildungen, denn das Adjektivum japanisch (oder meinetwegen japanesisch!) ist doch wohl allbekannt, jeder Archäolog oder Kunsthistoriker kennt auch das Adjektivum olympisch, auch von samischem Wein hat man doch früher lange genug gesprochen, und auch von Leipzig wird man sich doch wohl noch

ein Adjektivum zu bilden getrauen? Leipzig-Elbe-Kanal! Es ist ja fürchterlich! Einen Städtenamen so vor einen Flußnamen zu leimen, der selber nur angeleimt ist! Vor fünfzig Jahren hätte jeder zehnjährige Junge auf die Frage: wie nennt man einen Kanal, der von Leipzig nach der Elbe führt? richtig geantwortet: Leipziger Elbkanal. Und warum nicht: Smyrnaer Teppiche? Sagt man doch: Geraer Kleiderstoffe. Sachkenner behaupten zwar, die echten nenne man auch so; nur die unechten, in smyrnischer Technik in Deutschland angefertigten nenne man Smyrnateppiche. Mag sein. Aber warum nicht: Motive aus Neapel? Japanwaren, Neapelmotive, — wer verfällt nur auf so etwas! Man denke sich, daß jemand Italienwaren zum Kauf anbieten oder von Romruinen reden wollte! Ein Wunder, daß noch niemand darauf verfallen ist, den Cyperwein und die Cyperkatze in Cypernwein und Cypernkatze umzutaufen. Die Insel heißt doch Cypern! Jawohl, aber der Stamm heißt Cyper—, der ist so gut wie ein Adjektivum, und der ist zum Glück den plumpen Fäusten unsrer Sprachneuerer bis jetzt noch entgangen. Die Italienreisenden haben wir ja freilich auch, wie die Schweizreisenden und die Afrikareisenden. Schön sind die auch nicht (zu Goethes und Schillers Zeit sprach man nur von italienischen, Schweizer und afrikanischen Reisenden), aber man läßt sie sich immer noch eher gefallen; der Ortsname bezeichnet da nicht den Ursprung, die Herkunft, sondern das Land, auf das sich die Thätigkeit des Reisenden erstreckt. Im allgemeinen aber kann doch das Bestimmungswort eines zusammengesetzten Wortes nur ein Appellativum, kein Eigenname sein. Von Eisenwaren, Sandsteinmetopen, Fluß- und Waldmotiven kann man reden, aber nicht von Japanwaren, Olympiametopen und Neapelmotiven. Das ist nicht mehr gesprochen, es ist gestammelt.

Gestammelt? O nein, es ist ja das schönste Englisch! Der Engländer sagt ja: the India house,

the Oxford Bible, the Oxford Chaucer (das soll heißen: die Oxforder Ausgabe von Chaucers Werken), das muß doch natürlich wieder nachgeplappert werden. Wir kommen schon noch dahin, daß wir die Weimarer Ausgabe von Goethes Werken auch den Weimar-Goethe nennen oder gar den Weimar Goethe (ohne Bindestrich).

Shakespearedramen, Röntgenstrahlen und Bismarckbeleidigungen

Das wäre nicht möglich? Wir haben ja den Unsinn schon! Wird nicht täglich in den Zeitungen das Auer Gasglühlicht (so!) angepriesen?

Auch Personennamen können nur dann das Bestimmungswort einer Zusammensetzung bilden, wenn der Begriff ganz äußerlich und lose zu der Person in Beziehung steht, aber nicht, wenn das Eigentum, die Herkunft, der Ursprung oder dgl. bezeichnet werden soll; das ist in anständigem Deutsch sonst stets durch den Genitiv*) oder ein von dem Personennamen gebildetes Adjektivum geschehen.

Wenn, wie es in den letzten Jahrzehnten tausendfach vorgekommen ist, neue Straßen und Plätze großen Männern zu Ehren getauft und dabei kurz Goethestraße oder Blücherplatz benannt worden sind, so ist dagegen grammatisch nichts einzuwenden. Auch eine Stiftung, die zu Ehren eines verdienten Bürgers namens Schumann durch eine Geldsammlung geschaffen worden ist, mag man getrost eine Schumannstiftung nennen, ebenso Gesellschaften und Vereine, die das Studium der Geisteswerke großer Männer pflegen, Goethegesellschaft oder Bachverein; auch Beethovenkonzert und Mozartabend sind richtig gebildet, wenn sie ein Konzert und einen Abend bezeichnen sollen, wo nur Werke von Beethoven oder Mozart aufgeführt werden. Auch die Schillerhäuser läßt

*) Daher Ortsnamen wie Karlsruhe, Ludwigsburg, Wilhelmshaven, die ja nichts andres sind als Karls Ruhe usw. Jetzt stammelt man freilich auch Friedrichrode, wofür man dann, wahrscheinlich als Ersatz, vom Inselsberg schwatzt.

man sich noch gefallen, denn man meint damit nicht Häuser, die Schillers Eigentum gewesen wären, sondern Häuser, in denen er einmal gewohnt, verkehrt, gedichtet hat, und die nur zu seinem Gedächtnis so genannt werden. Bedenklicher sind schon die Goethedenkmäler, denn sie beziehen sich doch nicht bloß auf Goethe, sondern stellen ihn wirklich und leibhaftig dar; noch in den dreißiger und vierziger Jahren hätte sich niemand so auszudrücken gewagt, da sprach man in Leipzig nur von Bachs Denkmal, von Gellerts Denkmal. Sind die Goethedenkmäler richtig, dann sind es auch die Goethebildnisse, dann ist es auch die Goethebüste, der Goethekopf und — die Goethebiographie. Nun aber das Goethehaus auf dem Frauenplan in Weimar und die Weimarer Goetheausgabe — da meint man doch wirklich Goethes Haus und die Gesamtausgabe von Goethes Werken. Ist auch das noch richtig, dann kommen wir schließlich auch zu den Goethefreunden, den — Goetheeltern und Goetheenkeln. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb man nicht auch so sollte sagen dürfen. Stammelt man doch in der That schon von einem Veltheimzettel (einem Theaterzettel der Veltheimschen, richtiger Veltenschen Schauspielertruppe aus dem siebzehnten Jahrhundert), einer Böttgerperiode (der Zeit Böttgers in der Geschichte des Porzellans!), einem Lenznachlaß (dem Nachlaß des Dichters Lenz) und einer Schlüterzeit, von Kellerfreunden (Freunden des Dichters Gottfried Keller!) und Pilotyschülern, von einem Grillparzersarg und einem Bismarckempfang.

Noch ärger ist es freilich, wenn man zur Bezeichnung von Schöpfungen, von Werken einer Person, seien es nun wissenschaftliche oder Kunstschöpfungen, Entdeckungen oder Methoden, Vereine oder Stiftungen, Erfindungen oder Fabrikate, den Personennamen in solcher Weise vor das Hauptwort leimt. In anständigem Deutsch hat man sich in solchen Fällen früher stets des Genitivs oder der Adjektivbildung auf isch

bedient. In Dresden ist die Brühlsche Terrasse, in Frankfurt das Städelsche Institut, und noch vor dreißig Jahren hat jedermann von Goethischen und Schillerschen Gedichten gesprochen. Jetzt wird nur noch gelallt; jetzt heißt es: Goethegedichte und Shakespearedramen, Mozartopern und Dürerzeichnungen, Bachkantaten und Chopinwalzer, Goethefaust und Gounodfaust, Bismarckreden und Schwindbriefe (Briefe des Malers Schwind), Schweningerkur und Röntgenstrahlen; der von Karl Riedel gegründete Leipziger Kirchengesangverein, der jahrzehntelang ganz richtig der Riedelsche Verein hieß, ist neuerdings zum Riedelverein verschönert worden, und wie die Herren Fabrikanten, diese feinfühligsten aller Sprachschöpfer und Sprachneuerer, hinter jeder neuen Sprachdummheit mit einer Schnelligkeit her sind, als fürchteten sie damit zu spät zu kommen, so haben sie sich auch schleunigst dieser Sprachdummheit bemächtigt und preisen nun stolz ihre Pfaffnähmaschinen und Drewsgardinen, ihre Jägerpumpen und Steinmüllerkessel, ihren Kempffekt und ihr Auergasglühlicht, ja sogar Auer Gasglühlicht an, und das verehrte Publikum schwatzt es nach und streitet sich über die Vorzüge der Blüthnerflügel und der Bechsteinflügel. Dieses Schandzeug aus unsrer Kaufmannssprache habt ihr auf dem Gewissen, ihr Herren, die ihr die Shakespearedramen und die Dürerzeichnungen erfunden habt! Wenn man in vornehmen Fachzeitschriften von einem König Albert-Bild, einem Mörike-Schwind-Briefwechsel, einem neuen Max Klinger-Werk lesen muß, kann man dann — andern Leuten einen Vorwurf machen, wenn sie von Kathreiners Kneipp-Malzkaffee, Junker- und Ruh-Öfen und August Lehr-Fahrrädern reden? Alle diese Zusammensetzungen zeugen von einer Zerrüttung des Denkens, die kaum noch schlimmer werden kann. Man kann von Lichtfreunden, Naturfreunden, Kunstfreunden und Musikfreunden reden, von Zinnsärgen und

Marmorsärgen, von Konzertflügeln und Stutzflügeln, aber nicht von Kellerfreunden, Grillparzersärgen und Blüthnerflügeln. Das ist gemeines Sprachunkraut.

Es wuchert aber einmal und treibt täglich die unglaublichsten Blüten. Weißt du, was eine Reuterbibliothek ist, lieber Leser? ein Senfkatalog? eine Schleicherskizze? ein Pfeilliederabend? Du wirst es schwerlich erraten, ich will dirs sagen. Eine Reuterbibliothek ist das Verlagsverzeichnis des Buchhändlers Reuter in Dresden, ein Senfkatalog ein Briefmarkenverzeichnis der Gebrüder Senf in Leipzig, eine Schleicherskizze eine Lebensbeschreibung des berühmten Philologen Schleicher, ein Pfeilliederabend ein Abendkonzert, bei dem nur Lieder von dem Männergesangkomponisten Pfeil gesungen werden. Was ein Lenbachaufsatz ist? Das weiß ich auch nicht. Es kann ein Aufsatz von Lenbach sein, es kann auch einer über ihn sein. Das läßt sich heute nicht mehr unterscheiden.

Den Gipfel der Sinnlosigkeit erreichen solche Zusammenleimungen, wenn das Grundwort ein Verbalsubstantiv ist, gebildet von einem transitiven Verbum. Solche Zusammensetzungen können schlechterdings nicht mit Eigennamen vorgenommen werden, sondern nur mit Appellativen; sie bezeichnen ja nicht eine bestimmte einzelne Handlung, sondern eine Gattung von Handlungen, nicht Menschen, deren Thätigkeit sich auf eine bestimmte einzelne Person, sondern wieder nur auf eine Gattung erstreckt. In den siebziger Jahren erfand ein boshafter Zeitungsschreiber das Wort Bismarckbeleidigung. Natürlich sollte es eine höhnische Nachbildung von Majestätsbeleidigung sein. Wie viel dumme Zeitungsschreiber aber haben das Wort dann im Ernst gebraucht und sogar Caprivibeleidigung darnach gebildet! Jetzt redet man aber auch von Cäsarmördern, Richardsonübersetzern, Beethovenerklärern, Wagnerverehrern, Zolanachahmern und Nietzscheanbetern — eine entsetzliche Verirrung. Man kann von Vater

mördern, Romanübersetzern, Frauenverehrern und Fetischanbetern reden; aber ein Wagnerverehrer — das könnte doch nur ein Kerl sein, der gewerbsmäßig jeden „verehrt," der Wagner heißt. Wer das nicht fühlt, der stammle weiter, dem ist nicht zu helfen.*)

Schulze-Delitzsch und Braun-Wiesbaden

Eine andre Abgeschmacktheit, auf die jetzt aber nicht bloß Zeitungsschreiber, sondern auch Leute, denen man in Sprachdingen etwas Geschmack zutrauen sollte, ganz versessen sind, ist die Unsitte, an einen Personennamen den Wohnort der Person mit Bindestrichen anzuhängen, statt ihn durch die Präposition in oder aus damit zu verbinden und so ein ordentliches Attribut zu schaffen. Den Anfang dazu haben Leute wie Schulze-Delitzsch, Braun-Wiesbaden u. a. gemacht; die wollten und sollten durch solches Anhängen des Ortsnamens von einem andern Schulze und einem andern Braun unterschieden(!) werden. Das waren nun ihrer Zeit gefeierte Parlamentsgrößen, und wer möchte das nicht auch gern sein! Wenn sich daher im Sommer Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu den üblichen Wanderversammlungen aufmachen und dort schöne Reden halten, so möchten sie natürlich auch die Parlamentarier spielen und dann im Zeitungsbericht mit so einem schönen zusammengesetzten Namen erscheinen, sie möchten nicht bloß Müller und Meyer heißen, sondern Herr Müller-Rumpelskirchen und Herr Meyer-Cune-

*) Überhaupt kann man nicht, um eine nähere Bestimmung zu schaffen, mechanisch alles mit allem zusammensetzen; es kommt doch sehr auf Sinn und Bedeutung der beiden Glieder an. Bei Gesellschaft und Verein z. B. liegt der Gedanke an die Personen, die den Verein bilden, so nahe, daß es mindestens etwas kühn erscheint, eine Anzahl Geldleute eine Aktiengesellschaft oder eine Immobiliengesellschaft, eine Gesellschaft von Schlittschuhläufern einen Eisverein und eine Vereinigung von Förstern einen Forstverein zu nennen. Noch gewagter ist es, daß sich die deutschen Papierhändler zu einem Papierverein zusammengethan haben. Mit demselben Recht und demselben guten Geschmack könnte sich auch eine Fleischergesellschaft einen Fleischverein nennen.

walde — das klingt so aristokratisch, so ganz wie Bismarck-Schönhausen, es könnte im freiherrlichen Taschenbuche stehen; man hats ja auch den geographischen Adel genannt. Der Unsinn geht so weit, daß man sogar schreibt: Direktor Wirth-Plötzensee bei Berlin. Was ist denn bei Berlin? Direktor Wirth-Plötzensee?

Die ganze dumme Mode ist wieder ein Pröbchen unsers schönen Papierdeutsch. Man höre doch nur einmal zu, wenn in einer solchen Wanderversammlung die sogenannte Präsenzliste verlesen wird: hört man da je etwas andres als Städtenamen? Man möchte gern wissen, wer da ist, aber man kann es beim besten Willen nicht erfahren, denn der Vorlesende betont unwillkürlich — wie man solche traurige Koppelnamen einzig und allein betonen kann —: Herr Stieve-München, Herr Prutz-Königsberg, Herr Ulman-Greifswald. Der Personenname geht vollständig verloren. Wenn dann die Zeitungen über eine solche Versammlung berichten, so drucken sie zwar den Personennamen gesperrt oder fett: Herr Stieve-München oder Herr **Stieve**-München. Das hilft aber gar nichts; gesprochen wird doch: Stieve-München (◡ ◡ ⏊ ◡). Dieser fett gedruckte und doch unbetonte Personenname, dieser grobe Widerspruch zwischen Papiersprache und Ohrensprache ist geradezu ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand. Will man beide Namen betonen, so muß man eine Pause machen, etwa als ob geschrieben wäre: Herr Stieve (München). Dann hat man aber doch auch Zeit, die Präposition auszusprechen.

Die Sammlung Göschen

Während das Vorleimen von Eigennamen unter dem Einflusse des Englischen um sich gegriffen hat, beruhen andre Verirrungen unsrer Attributbildung auf Nachäfferei der romanischen Sprachen, namentlich des Französischen, vor allem der abscheuliche, immer ärger werdende Unfug, Personen- oder Ortsnamen unflektirt und ohne alle Verbindung hinter ein Hauptwort zu stellen, das eine Sache bezeichnet, als ob die

Sache diesen Personen- oder Ortsnamen führte, z. B. das Hotel Hauffe, der Konkurs Schmidt, die Stadtbibliothek Zürich (statt: Hauffes Hotel, der Schmidtsche Konkurs, die Züricher Stadtbibliothek). Die Anfänge dieses Mißbrauchs liegen freilich schon weit zurück, man braucht nur an Ausdrücke zu denken, wie: Universität Leipzig, Zirkus Renz, Café Bauer; aber seinen beängstigenden Umfang hat er doch auch erst in der neuesten Zeit angenommen. In wirklich deutsch gedachter Form bekommt man einen Eigennamen in Attributen kaum noch zu hören; alles plärrt, die Franzosen und Italiener nachäffend (librairie Quantin, chocolat Suchard, rue Bonaparte, casa Bartholdy, Hera Farnese und ähnl.), von dem Antrag Dunger, dem Fall Kotze, der Affäre Lindau, dem Ministerium Gladstone, dem Kabinet Salisbury, dem System Jäger, der Galerie Schack, dem Papyrus Ebers, der Kollektion Spemann und der Sammlung Göschen, von Cacao Felsche und Thee Riquet, der Villa Meyer, dem Wohnhaus Fritzen, dem Grabdenkmal Kube, dem Erbbegräbnis Wenzel, dem Pensionat Neumann, der Direktion Stägemann, dem Patentbüreau Sack, dem Saale Blüthner, dem Konzert Friedheim, der Soiree Buchmayer, dem Experimentirabend Dähne, dem Vortrag Mauerhof, dem Quartett Udel, der Bibliothek Simson, der Versteigerung Krabbe und dem Streit Heyer-Borggreve, von dem Magistrat Osnabrück, der Staatsanwaltschaft Halle, der Fürstenschule Grimma, dem Kaiserl. deutschen Postamt Frankfurt, dem Schreberverein Gohlis, der Mühle Zwenkau, dem Bundesschießen Mainz, dem Löwenbräu München und dem Migränin Höchst. Sogar der Dorfwirt will nicht zurückbleiben: er läßt den Firmenschreiber kommen, die alte Inschrift an seiner Schänke: Gasthof zu Lindenthal zupinseln und dafür Gasthof Lindenthal hinmalen, und der Dorfpastor kommt sich natürlich nun auch noch einmal so vornehm vor,

wenn er sich auf seine Briefbogen Pfarrhaus Schmiedeberg hat drucken lassen. Und was der Franzose nie thut, das bringt der Deutsche fertig: er setzt auch hier Vornamen und Titel zu diesen angeleimten Namen und schreibt: die Kapelle Günther Coblenz, die Ballettgesellschaft Frl. (!) Josephine Strengsmann, das Antidysentericum Dr. Schwarz. Manchmal weiß man auch gar nicht, ob der angefügte Name ein Orts- oder ein Personenname sein soll. In Leipzig preist man Gose Nickau an. Ja, was ist Nickau? Ist es der Ort, wo dieser edle Trank gebraut wird, oder heißt der Brauer so? Der großherzogliche Bahnbauinspektor Waldshut — heißt der Mann Waldshut, oder baut er in Waldshut eine Eisenbahn?

Da kämpfen wir nun für Beseitigung der unnützen Fremdwörter in unsrer Sprache, aber sind denn nicht solche fremde Wortverbindungen viel schlimmer als alle Fremdwörter? Das Fremdwort entstellt doch die Sprache nur äußerlich; wirft man es aus dem Satze hinaus und setzt das deutsche Wort dafür ein, so kann der Satz im übrigen meist unverändert bleiben. Aber die Nachahmung von syntaktischen Erscheinungen aus fremden Sprachen, noch dazu von Erscheinungen, die die Sprache in so heruntergekommenem Zustande zeigen, wie dieses gemeine Aneinanderleimen — leimen ist noch zuviel gesagt, Aneinanderschieben — von Wörtern, fälscht doch das Wesen unsrer Sprache und zerstört ihren Organismus. Es ist eine Schande, wie wir uns hier an ihr versündigen!

Auch hier handelt sichs um nichts als um eine dumme Mode, die jetzt, namentlich in den Kreisen der Geschäftsleute und Techniker, für fein gilt. Wenn es in einer Stadt fünf Cacaofabrikanten giebt, und einer von den fünfen schreibt plötzlich in seinen Geschäftsanzeigen: Cacao Müller (statt: Müllerscher Cacao) und hat nun damit etwas besondres, so läßt es den vier andern keine Ruhe, bis sie dieselbe Höhe der Vornehmheit erklommen haben (Cacao Schulze,

Cacao Meier usw.). Der fünfte lacht vielleicht die andern vier erst eine Zeit lang aus und wartet am längsten; aber schließlich humpelt er doch auch hinterdrein, während sich der, der mit der Dummheit angefangen hat, schon wieder eine neue ausdenkt.

Die Familie Nachfolger

Ebenso einfältig ist aber noch ein andrer Unfug, der auch auf bloße Nachäfferei des Französischen und Englischen zurückzuführen ist. Der französische Geschäftsstil setzt père, fils und frères, der englische brothers als Apposition hinter den Personennamen: Dumas fils, Shakelford brothers. Im Deutschen ist das ganz unmöglich, wir können nur von dem Wörterbuch der Gebrüder Grimm reden, nicht der Grimm Gebrüder. Aber unsre Kaufleute müssen natürlich das Fremde nachäffen; sie nennen sich Schmidt Gebrüder, Blembel Gebrüder, Ury Gebrüder. Sie gehen aber noch weiter. Während der Franzose sagt: Veuve Clicquot, schreibt der Deutsche: M. D. Schwennicke Witwe, ja selbst wo es sich gar nicht um ein Verwandtschaftsverhältnis handelt, leimt er ein Appellativum und einen Personennamen in dieser Weise zusammen, statt ein Attribut zu bilden: in unsrer Geschäftswelt wimmelt es schon von Firmen, die alle so aussehen, als ob ihre Inhaber den Familiennamen Nachfolger und dabei die seltsamsten Vornamen führten, wie: C. F. Kahnt Nachfolger, Johann Jakob Huth Nachfolger, ja sogar Gebrüder Hinzelmann Nachfolger und Luise Werner Nachfolger. In großen Städten findet man kaum noch eine Straße, wo nicht Mitglieder dieser weitverzweigten Familie säßen. Auch daraus ist — eine richtige dumme Mode geworden. Während früher ein Geschäft, wenn es den Inhaber wechselte, die alte Firma meist unverändert beibehielt, um sich deren Ruf zu erhalten — in Leipzig giebt es Firmen, die noch heute so heißen wie vor hundert und mehr als hundert Jahren! —, ist jetzt manchmal ein Geschäft

kaum zwei, drei Jahre alt, und schon prangt der „Nachfolger“ auf der Firma. Manchen will ja nun die Dummheit, den Personennamen dabei im Nominativ stehen zu lassen, nicht recht in den Kopf; man sieht das an der verschiednen Art und Weise, wie sie sich quälen, sie hinzuschreiben. Die meisten schreiben freilich dreist: Ferdinand Schmidt Nachfolger. Andre schreiben aber doch auch mit Komma: Ferdinand Schmidt, Nachfolger, was zwischen einem Schuster und einem Fleischer so aussieht, als ob die Geschäftsthätigkeit dieses Biedermanns im Nachfolgen bestünde, andre gar mit Punkt: Ferdinand Schmidt. Nachfolger oder mit Bindestrichen: Ferdinand Schmidt-Nachfolger, andre ganz klein, als ob sie sich ein bischen schämten: Ferdinand Schmidt Nachfolger, noch andre endlich in zwei Zeilen:

Ferdinand Schmidt
Nachfolger.

Nur auf das einzig vernünftige: Ferdinand Schmidts Nachfolger, wenn denn durchaus genachfolgert sein muß, verfällt keiner.

Namentlich auch im deutschen Buchhandel hat das fruchtbare Geschlecht der Nachfolger schon eine Menge von Vertretern. Einer der wenigen, die den Mut gehabt haben, der abgeschmackten Mode zum Trotz dem gesunden Menschenverstande die Ehre zu geben, ist der Verleger der Gartenlaube: Ernst Keils Nachfolger. Dagegen überbietet alles an Sprachzerrüttung der Verlag der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger; das soll heißen: Verlag des Nachfolgers der Cottaischen Buchhandlung! Man greift sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man so etwas liest, um nachzusehen, ob etwa irgendwo eine Schraube locker geworden sei. In solchem Deutsch prangt jetzt die Buchhandlung, in der einst Schillers und Goethes Werke erschienen sind!*)

*) Dennoch hat der Unsinn schon Schule gemacht. Ein Antiquariat in Halle nennt sich: Lippertsche Buchhandlung Antiquariat, und auf seinen Katalogen steht: Katalog der Lippertschen Buchhandlung Antiquariat!

Auf eins darf man wohl gespannt sein: wenn die gesamte deutsche Geschäftswelt nur noch aus „Nachfolgern" bestehen wird — und das wird ja nicht mehr lange dauern —, was dann?

Ersatz Preußen

Eine ähnliche Sprachzerrüttung wie in dem zuletzt angeführten Beispiel findet sich nur noch in den Namen neuer Schiffe, von denen man jetzt öfter in den Zeitungen liest: Ersatz Preußen, Ersatz Leipzig. Was in aller Welt soll das heißen? Man kann es wohl ungefähr ahnen, aber ausgesprochen ist es nicht. Soll Ersatz Preußen aufzufassen sein wie Ersatztruppen, Ersatzknopf, Ersatzgarnitur, so müßte es natürlich auch als zusammengesetztes Wort geschrieben werden: Ersatz-Preußen. Soll es aber, was das wahrscheinlichere ist, heißen: Ersatz der (!) Preußen oder Ersatz für Preußen, so läge in dem Weglassen des Artikels oder der Präposition eine beispiellose Stammelei. Man könnte dann eben so gut sagen: Stellvertreter Direktor und sich einbilden, das hieße: Stellvertretender Direktor oder Stellvertreter des Direktors. Das mag Chinesisch sein oder Negersprache, Deutsch ist es nicht. Wahrscheinlich aber ist es — Englisch. Englisch ist ja jetzt Trumpf, zumal wenn es die Marine betrifft.

Der grobe Unfugparagraph

Viel ist schon gespottet worden über Attributbildungen wie: der musikalische Instrumentenmacher, der vierstöckige Hausbesitzer, der wilde Schweinskopf, die reitende Artilleriekaserne, die geprüfte Lehrerinnenanstalt, die durchlöcherte Stuhlsitzfabrik, die chinesische Feuerzeugfabrik, der geräucherte Fischladen, die verheiratete Inspektorwohnung, die gelben Fieberanfälle, das einjährig-freiwillige Berechtigungswesen und ähnliche, wo ein Attribut zu einem zusammengesetzten Worte gestellt ist, während es sich nur auf das Bestimmungswort der Zusammen-

setzung, in dem letzten Falle sogar auf einen dritten, hinzuzudenkenden Begriff (Dienst) bezieht. Dennoch wagen sich immer wieder Verbindungen dieser Art hervor, wie: das alte Thomanerstipendium (das soll eine Stiftung der alten, d. h. ehemaligen Thomaner sein!), der grobe Unfugparagraph, die transportabeln Beleuchtungszwecke usw.

Solche Verbindungen werden nur dann erträglich, wenn es möglich ist, sie durch doppelte Zusammensetzung zu dreigliedrigen Wörtern zu gestalten: wie: Armesünderglocke, Liebfrauenmilch, Altweibersommer, Sauregurkenzeit u. dgl.

Nicht besser, eher noch schlimmer ist es natürlich, wenn das Attribut, statt durch ein Eigenschaftswort, durch einen Genitiv oder eine Präposition mit einem Hauptworte gebildet wird, wie: der Doktortitel der Philosophie, der Enthüllungstag des Geibeldenkmals, das Heilverfahren der Diphtheritis, das Schmerzstillen der Zähne, die Anzeigepflicht der ansteckenden Krankheiten, eine Fälscherbande amtlicher Papiere, das Übersetzungsrecht in fremde Sprachen, der Verpackungstag nach Österreich, ein Reisehandbuch nach Griechenland, eine Sterngruppe dritter Größe, eine Zuckerfabrik aus Rüben, zahllose Erinnerungszeichen an Preußens Herrscherhaus, 100 Stück Kinderhemden von 2 bis 14 Jahren u. ähnl.

Die teilweise Erneuerung

Mit wachsender Schnelligkeit hat sich endlich noch ein Fehler in der Attributbildung verbreitet, der für einen Menschen von feinerm Sprachgefühl etwas höchst beleidigendes hat, gegen den aber die große Masse schon ganz abgestumpft ist: der Fehler, die mit weise zusammengesetzten Adverbia als Adjektiva zu behandeln. Man schreibt jetzt frischweg, als ob es ganz so in der Ordnung wäre: die teilweise Erneuerung, die stufenweise Vermehrung, die ausnahmsweise Erlaubnis, die zwangsweise Versteigerung, die bruchstückweise Veröffentlichung, die heft-

weise Ausgabe, die stückweise Bezahlung, die auszugsweise Abschrift, die pfennigweisen Ersparnisse, die vergleichsweise Erledigung, die leihweise oder schenkungsweise Überlassung, der glasweise Ausschank, die probeweise Anstellung, die reihenweise Aufstellung, die versuchsweise Aufhebung, die abwechslungsweise Verteilung usw., ja nach einer Dorfversammlung läßt man sogar die Leute in ihre beziehungsweisen (!) Behausungen zurückkehren.

Es wird einem ganz griechisch zu Mute, wenn man dergleichen liest. Die griechische Sprache ist imstande, das zwischen Artikel und Hauptwort tretende Attribut auch durch ein Adverbium oder einen adverbiellen Ausdruck zu bilden.*) Im Griechischen kann man sagen: das jetzt Geschlecht (*τὸ νῦν γένος*) für: das jetzige Geschlecht, der heute Tag für: der heutige Tag, der jedesmal König für: der jedesmalige König, die dazwischen Zeit für: die dazwischenliegende Zeit, der zurück Weg für: der zurückführende Weg, die allzusehr Freiheit für: die allzugroße Freiheit. Mit unsern Adverbien auf weise lassen sich im Griechischen namentlich gewisse mit der Präposition *κατά* und dem Akkusativ gebildete Ausdrücke vergleichen, wie: *κατὰ μικρόν* (stückweise), *κατ᾽ ἐνιαυτόν* (jahrweise, alljährlich), *καθ᾽ ἡμέραν* (tageweise), *καθ᾽ ἕνα* (einer auf einmal), *ἡ καθ᾽ ἡμέραν τροφή*, die tageweise Nahrung. Im Deutschen sind derartige Verbindungen ganz unmöglich.**) Dem, der sie gebraucht, fällt es auch gar nicht ein, in einer Verbindung, wie: die schrittweise Vervollkommnung das schrittweise als Adverbium aufzufassen, er meint, er schreibe wirklich ein Adjektivum hin, er deklinirt ja auch: ein teilweiser Erlaß. Das ist

*) Die englische in einzelnen Fällen, wie: the now king, the then ministry, the above rule, the above heading, die aber nicht von allen englischen Grammatikern gebilligt werden.

**) Wenn eine Zeitung schreibt: das Bild zeigt den Kaiser in fast Lebensgröße, so liegt nur eine verkehrte Wortstellung vor (in fast statt fast in).

aber eben die Verirrung. Die mit weise zusammengesetzten Wörter sind schlechterdings keine Adjektiva, es sind Adverbia, die aus Genitiven entstanden sind. Man sagte zunächst: glücklicher Weise, thörichter Weise, verkehrter Weise, wie man auch sagte: gewisser Maßen (die Maße hieß es ursprünglich). Dann dachte man nicht mehr an den Genitiv, sondern wagte auch andre Zusammensetzungen (versuchsweise ist eigentlich: nach oder auf Versuchs Weise), und endlich bildete man sich gar ein, vielleicht verführt durch den Gleichklang mit weise (sapiens), diese Zusammensetzungen wären Adjektiva. Nein, das sind sie nicht; man kann wohl etwas teilweise erneuern, ausnahmsweise erlauben, zwangsweise versteigern, bruchstückweise veröffentlichen, man kann sich schrittweise vervollkommnen, aber die schrittweise Vervollkommnung ist eine Verirrung des Sprachgefühls, die nicht um ein Haar besser ist, als das entzweie Glas, der extrae Teller, der sehre Hunger, und die bisweilen im Scherz gebildeten Ausdrücke, in denen man Präpositionen wie Adjektiva behandelt: ein durcher Käse, eine zue Droschke, ein auses Heft (statt: ein ausgeschriebenes).*)

Mancher wird einwenden: daß ein Adverbium zum Adjektivum wird, ist doch kein Unglück, das ist auch sonst geschehen. Mit zufrieden, vorhanden, ungefähr ist es ebenso gegangen. Erst sagte man: ich kann mir das ungefähr vorstellen, dann wagte man auch: ich habe davon eine ungefähre Vorstellung. Andre werden einwenden: dieser Mißbrauch (wenn es einer ist) gewährt doch unleugbar eine Bequemlichkeit, wo soll man einen Ersatz dafür hernehmen? Früher sagte man; partiell (die partielle Renovation), fragmentarisch (die fragmentarische Publikation), exzeptionell, obligatorisch, relativ, provisorisch usw. Nun meiden wir die Fremdwörter und sagen: die teil-

*) Im Stephansdom in Wien ist etwas bei sogleicher Wegweisung verboten.

weise Erneuerung, die bruchstückweise Veröffentlichung, und nun ist es wieder nicht recht. Das sind hinfällige Einwände. Wer sich der adverbiellen Natur dieser Zusammensetzungen bewußt geblieben ist — und solche Menschen wird es doch wohl noch geben dürfen? —, oder wer sie sich wieder zum Bewußtsein gebracht hat, was gar nicht schwer ist, der bringt Ausdrücke wie: teilweise Erneuerung weder über die Lippen noch aus der Feder. Einzelne dieser Verbindungen sind ja nichts als Sprachschwulst oder Ungeschick: für schenkungsweise Überlassung eines Bauplatzes genügt doch wahrhaftig Schenkung, und statt: die teilweise Veröffentlichung der Briefe kann man doch sagen: die Veröffentlichung eines Teils der Briefe. Alle aber lassen sich vermeiden, wenn man sich nur von der Manier freihält oder wieder freimacht, in der jetzt unsre ganze Schriftsprache befangen ist, der greulichen Manier, zum Hauptsinnwort eines Satzes immer ein Substantivum zu machen, statt des Verbums. Wir müssen wieder Verba schreiben lernen, wir müssen vor allen Dingen einen Satz wieder mit dem Verbum anfangen lernen, was sich heute kaum noch jemand getraut, dann wird so mancher andre Unrat auch wieder verschwinden. Statt zu schreiben: es wurde eine Resolution angenommen, die die zeitweise Aufhebung der Kornzölle verlangte — schreibe man doch: die verlangte, die Kornzölle zeitweise aufzuheben, statt: ihre teilweise Begründung mag diese Gleichgiltigkeit darin finden — schreibe man doch: begründet mag diese Gleichgiltigkeit teilweise darin sein — und alles ist in bester Ordnung.

Der tiefer Denkende, der Tieferdenkende oder der tiefer denkende?

Ein Gegenstück zu der schrittweisen Vervollkommnung, das freilich durch eine ganz andre Sprachdummheit entsteht, bilden Verbindungen wie: das einzig Richtige, der tiefer Denkende, der mittellos Verstorbene, der mit ihm Redende

u. ähnl. Da liegt der Fehler nicht im Ausdruck, sondern — in der Schreibung, nämlich in den thörichten großen Anfangsbuchstaben, mit denen man ganz allgemein die Adjektiva und Partizipia solcher Verbindungen schreibt und druckt.

Gewöhnlich wird gelehrt, daß Adjektiva und Partizipia, wenn sie kein Hauptwort bei sich haben, selber zu Hauptwörtern würden und dann mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden müßten, also: die Grünen und die Blauen, alle Gebildeten. Das läßt sich hören. Nun geht man aber weiter. Man schreibt solche Adjektiva und Partizipia auch dann groß, wenn zu dem Adjektiv ein Adverbium oder ein Objekt, zu dem Partizip ein Adverb, ein Prädikat, ein Objekt oder eine adverbielle Bestimmung tritt, z. B.: so Schönes, längst Bekanntes, etwas ungemein Elastisches, der minder Arme, alles bloß Technische, das eigentlich Theatralische, der wirtschaftlich Abhängige, das dem Vaterlande Ersprießliche — ein unglücklich Liebender, kein billig Denkender, der wagehalsig Spekulirende, das wahrhaft Seiende, der früh Dahingeschiedne, die mäßig Begüterten, die bloß Verschwägerten, der ergebenst Unterzeichnete, der sehnlichst Erwartete, der wahrhaft Gebildete, das glücklich Erreichte, das früher Versäumte, der hier Begrabne, das anderwärts besser Dargestellte — der beschaulich Angelegte, der gefesselt Daliegende, der unschuldig Hingerichtete, das als richtig Erkannte — die dem Gemetzel Entgangnen, die Medizin Studirenden — die zu ihm Geflüchteten, die vom Leben Abgeschiednen, die bei der Schaffung des Denkmals Beteiligten, die an der Aufführung Mitwirkenden, die auf die Eröffnung der Kasse Wartenden — auch: die von ihm zu Befördernden, das auf Grund des schon Vorhandnen noch zu Erreichende usw.

Ist denn das richtig? Können in solchen Verbindungen die Adjektiva und Partizipia wirklich als Substantiva aufgefaßt werden? Ein klein wenig

Nachdenken genügt doch, zu zeigen, daß das unmöglich ist. Wenn ich sage: der frühere Geliebte, so ist das Partizip wirklich zum Substantivum geworden; sage ich aber: der früher geliebte, so kann doch nicht von einer Substantivirung die Rede sein. Welchen Sinn hat es nun aber, Wörter äußerlich, für das Auge, zu Hauptwörtern zu stempeln, die gar nicht als Hauptwörter gefühlt werden können? Diese Fälle sollten im Unterricht dazu benutzt werden, den Unterschied zwischen einem zum Substantiv gewordnen und einem Partizip gebliebnen Partizipium klar zu machen! Wäre es richtig, zu schreiben: alles bisher Erforschte, alle vernünftig Denkenden, die im Elsaß Reisenden, die zwei Jahre lang Verbündeten, die zur Feier von Kaisers Geburtstag Versammelten, die durch die Überschwemmung Beschädigten, die auf preußischen Universitäten Studirenden, der wegen einer geringfügigen Übertretung Angeklagte, wäre es möglich, alle diese Partizipia als Substantiva zu fühlen — und nur darauf kommt es doch an! —, dann müßte man auch sagen können: alle bisher Forscher, alle vernünftig Denker, die im Elsaß Reise, die zwei Jahre lang Verbindung, die zur Feier von Kaisers Geburtstag Versammlung, der durch die Überschwemmung Schade, die auf preußischen Universitäten Studenten, die wegen einer geringfügigen Übertretung Anklage. Wollte man hier wirklich eine Substantivirung annehmen und äußerlich vornehmen, so könnte das doch vernünftigerweise nur so geschehen, daß man die ganze Bekleidung mitsubstantivirte und schriebe: die Wirklich-oderangeblichminderbegabten, jeder Tiefer-indiegoethestudieneingedrungne. So verfährt man ja wirklich bei kurzen Zusätzen, wie: die Leicht-verwundeten, der Frühverstorbne, die Fernerstehenden, die Wenigerbegabten.

Nun könnte man sagen: gut, wir wollen da, wo Adjektiva und Partizipia allein stehen, sie mit großen Anfangsbuchstaben schreiben; treten sie mit adverbiellen Zusätzen auf, so mögen sie mit dem

kleinen Buchstaben zufrieden sein. Was soll denn aber dann geschehen, wenn beide Fälle mit einander verbunden sind, was sehr oft geschieht, z. B.: das unbedeutende, in der Eile hingeworfne — etwas selbstverständliches, mit Händen greifbares — etwas großes, der ganzen Menschheit ersprießliches — eine nach dem pikanten, noch nicht dagewesenen haschende Phantasie — mit Verzicht auf das verlorne und zu unsrer Sicherheit unbedingt notwendige? Soll man da abwechseln? das eine klein, das andre groß schreiben?

Das vernünftigste wäre ohne Zweifel, man beschränkte die großen Anfangsbuchstaben überhaupt auf die wirklichen Substantiva und schriebe alles übrige klein. Dahin wird es in Deutschland wohl nie wieder kommen. Aber zu schreiben: das durch redlichen Fleiß Gewonnene, und sich und andern einzureden, Gewonnene sei hier ein Substantivum, ist doch geradezu ein Verbrechen gegen die Logik. Aber auch das schrittweise Gewonnene ist Unsinn. Denn wäre Gewonnene ein Hauptwort, dann könnte schrittweise nur ein Eigenschaftswort sein, und das ist es nicht; ist aber schrittweise ein Adverbium, dann kann Gewonnene nur eine Verbalform sein, und das ist es ebenfalls nicht, sowie man es mit G schreibt.

Die Apposition

Eine Regel, die schon der Quintaner lernt, lautet: eine Apposition muß stets in demselben Kasus stehen, wie das Hauptwort, zu dem sie gehört. Das ist so selbstverständlich, daß es ein Kind begreifen kann. Nun sehe man sich aber einmal um, wie geschrieben wird! Da heißt es: das Gastspiel des Herrn Ravelli, erster Tenor an der Scala in Mailand — der Verfasser der Sylvia, ein Buch, das wir leider nicht kennen — es gilt das namentlich von dem mitteldeutschen Hofbau, die verbreitetste aller deutschen Bauarten — der First ist mit freistehenden Figuren, Petrus und die vier Evangelisten,

geschmückt — das Grab war gut unterhalten, mit Reseda und Monatsrosen, die Lieblingsblumen der Verstorbnen. Solche Verbindungen kann man ziemlich oft lesen; mag der Genitiv, der Dativ, der Akkusativ vorausgehen, ganz gleich: die Apposition wird in den Nominativ gesetzt. Sie wird behandelt wie eine Parenthese, als ob sie gar nicht zum Satzgefüge gehörte, als ob sie der Schreibende „beiseite“ spräche oder in den Bart murmelte.

Auch dieser Fehler ist, wie so manches in unsrer Sprache, durch Nachäfferei des Französischen entstanden. Nicht daß das streng logische Französisch eines solchen Unsinns fähig wäre, zu einem Hauptwort im Genitiv eine Apposition im Nominativ zu setzen, bewahre! Wenn der Franzose schreibt: le faîte est orné de statues, St. Pierre et les quatre évangélistes, so empfindet er natürlich les évangélistes so gut von de abhängig wie das vorhergehende. Der Deutsche aber, der ein bischen Französisch gelernt hat, sieht nur die unflektirte Form, bildet sich ein, das sei ein Nominativ, und plumpst nun hinter des und dem und den mit seinem der drein. Es ist wie ein Schlag ins Gesicht, ein solcher Nominativ als Genosse und Begleiter eines casus obliquus.

Auch wenn die Apposition mit als angeschlossen wird, muß sie unbedingt in demselben Kasus stehen wie das Wort, zu dem sie tritt, z. B.: ein Portal mit zwei gefesselten Türken als Schildhaltern (nicht Schildhalter!). Nur wenn sie sich an das besitzanzeigende Adjektivum anschließt, also eigentlich im Genitiv stehen müßte, nimmt man sich wohl allgemein die Freiheit, zu sagen: mein Beruf als Lehrer, seine Bedeutung als Dichter.

Der Buchtitelfehler

Ein besonders häufiges Beispiel einer fehlerhaften Apposition findet sich auf Buchtiteln. Gewiß auf der Hälfte aller Buchtitel wird jetzt zum Verfassernamen, der ja immer hinter von, also im Dativ steht, das Amt oder der Beruf des Verfassers im Nomi-

nativ hinzugesetzt! Noch in den vierziger und fünfziger Jahren war diese Nachlässigkeit unbekannt; da schrieb man noch richtig: von Joseph Freiherrn von Eichendorff, von H. Stephan, kgl. preußischem Postrat. Jetzt heißt es: von C. W. Schneider, Reichstagsabgeordneter — von H. Brehmer, dirigirender Arzt — von Dr. Schäfer, zweiter Arzt — von F. Kobeker, kaiserl. russischer Geheimrat — von W. Brinkmann, Geheimer Sanitätsrat — von Egbert von Frankenberg, diensttuender Kammerherr — von Haverstadt und Contag, Regierungsbaumeister — von Dr. Leonhard Wolff, städtischer Musikdirektor — von C. R. Edler von Kutas — von J. Hartmann, königl. preußischer Generalleutnant z. D. — von Dr. Friedrich Harms, weiland ordentlicher Professor an der Universität Berlin — von L. Schmidt, korrespondirendes Mitglied des Vereins usw. Besonders häufig erscheinen der Dozent, der Privatdozent und der Architekt in solchen fehlerhaften Appositionen; es ist, als ob die Herren ganz vergessen hätten, daß sie nach der schwachen Deklination gehen (dem Dozenten, dem Architekten). Mitunter sind ja die Verfasser so vorsichtig, das Wort, auf das es ankommt, abzukürzen, z. B. von Heinrich Oberländer, königl. Schauspieler. Namentlich der ordentl. und der außerordentl. Professor gebrauchen gern diese Vorsicht und überlassen es dem Leser, sich die Abkürzung nach Belieben zu ergänzen. Die meisten Leser ergänzen aber sicherlich falsch.*) Hat zum Überfluß noch der Name des Druckers oder des Verlegers eine Apposition, so kann es geschehen, daß auf einem Buchtitel der Fehler zweimal steht, oben beim Verfassernamen und unten noch einmal am Fuße: Druck von Gustav Schenk, königlicher Hoflieferant!

Aber auch in andern Fällen, nicht bloß wo sich der Verfasser eines Buches nennt, wird der Fehler

*) Nicht besser, eher schlimmer wird die Sache, wenn man die Apposition voranstellt: von Privatdozent Dr. Albert Schmidt, von ordentl. Professor E. Max, was doch unzweifelhaft von ordentlicher (!) Professor gelesen werden soll.

oft begangen. Man schreibt auch: Erinnerungen an Botho von Hülsen, Generalintendant der königlichen Schauspiele. Auf Briefadressen kann man lesen: Herrn Dr. Müller, Vorsitzender des Vereins usw. Es ist, als ob alle solche Appositionen, die Amt, Titel, Beruf angeben, zusammen mit dem Personennamen als eine Art von Versteinerungen betrachtet würden. Daß von den Dativ, an den Akkusativ regiert, dafür scheint hier alles Bewußtsein geschwunden zu sein. Erst kommt die Präposition, dann der Name, und dann, unflektirt und, wie es scheint, auch unflektirbar, der Wortlaut der — Visitenkarte.

Frl. Mimi Schulz, Tochter usw.

Es kommt aber zu der einen Nachäfferei des Französischen bei der Apposition jetzt noch eine zweite, nämlich die, den Artikel wegzulassen und zu schreiben: Regetellus, Sohn des Präfekten Crescentius. In gutem Deutsch ist das nur dann üblich, wenn die Apposition Amt, Beruf oder Titel bezeichnet, und auch da eigentlich nur in Unterschriften, wenn man selbst seinen Namen und Titel hinschreibt. Aber abgeschmackt ist es, den Artikel bei Verwandtschaftsbegriffen wegzulassen, und doch kann man das jetzt ebenso oft in Geschichtswerken wie in — Verlobungsanzeigen lesen. Historiker und Litterarhistoriker schreiben: die Bekanntschaft mit Körner, Vater des Dichters Theodor Körner — die Briefe sind an die Herzogin Dorothee Susanne, Gemahlin des Herzogs Johann Wilhelm gerichtet — Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldts — und der Reserveleutnant und Gymnasialoberlehrer Schmidt zeigt an, daß er sich mit Fräulein Mimi Schulz, Tochter des Herrn Kommerzienrat Schulz, verlobt habe. Diese lapidarische Kürze mag in den Augen des Reserveleutnants der Größe des Augenblicks angemessen erscheinen — deutsch ist sie nicht. Hat der Herr Kommerzienrat nur die eine Tochter, so muß es heißen: der Tochter, hat er mehrere, so muß es heißen: einer Tochter; und warum soll die Welt

nicht erfahren, ob er noch mehr hat? Und wenn der Geschichtschreiber nicht wüßte, oder wenn es überhaupt unbekannt wäre, ob die Fürstin, von der er erzählt, eine oder mehrere Töchter gehabt hat, so müßte es immer heißen: eine Tochter, denn eine Tochter war es auf jeden Fall, wenn sie die einzige war, aber auch wenn sie Schwestern hatte.

Ebenso falsch ist es natürlich, zu schreiben: der Vorwärts, Organ der sozialdemokratischen Partei. Hat die Partei mehrere „Organe," so muß es heißen: ein Organ; hat sie nur das eine, ist das ihr anerkanntes amtliches „Organ," so muß es heißen: das Organ. Organ allein könnte höchstens (in dem zweiten Falle) unter dem Titelkopfe der Zeitung stehen.

Der Prinz-Student

Eine fehlerhafte und abgeschmackte Nachahmung des Französischen und Englischen liegt auch in Verbindungen wie Prinz-Regent und Dichter-Komponist. Nach deutscher Logik (vgl. Chorregent, Liederkomponist) wäre ein Dichterkomponist ein Komponist, der Dichter komponirte, ein Prinzregent ein Regent, der einen Prinzen regierte; das eine soll aber ein Dichter sein, der zugleich komponirt, das andre ein Prinz, der die Regentschaft führt; das erste Wort soll also nicht das Bestimmungswort des zweiten, sondern das zweite eine Art von Apposition zum ersten sein. Das erste Beispiel dieser Art war wohl der Bürgergeneral, wie Goethe wörtlich das französische citoyen-général übersetzt hatte; später kam der Prinz-Gemahl dazu (dem englischen prince-consort nachgebildet). Und nun war kein Haltens mehr. Nun folgten auch die Herzogin-Mutter, die Königin-Witwe, der Prinz-Regent, der Fürst-Bischof und der Fürst-Reichskanzler, und in andern Lebenskreisen, dem französischen peintre-graveur und commis-voyageur nachgeäfft, die Maler-Radirer, die Maler-Dichter (z. B. Reinick, Stifter, Fitger) und die Dichter-Komponisten.

Kann man sich da wundern, wenn die Dienstmädchen in Leipzig nun auch von einem Prinzen, der in Leipzig studirt, sagen: Dort fährt der Prinz-Student? Es fehlt nur noch die Kaiserin-Großmutter und die Königin-Tante.

In einer Zeit wie der unsrigen

Keine eigentliche Apposition liegt vor, wenn man sagt: in einer Zeit, wie der unsrigen, sondern hier hat ein kurzer Nebensatz, und zwar ein Attributsatz (wie die unsrige ist), sein Zeitwort eingebüßt, und das übrigbleibende Subjekt ist dann unwillkürlich zu dem vorhergehenden Dativ gezogen, „attrahirt" worden. Manche wollen von dieser Attraktion nichts wissen; sie ist aber so natürlich und liegt so nahe, daß es pedantisch wäre, sie zu vermeiden. Gegen Verbindungen wie: in einem Buche wie dem vorliegenden, oder: es bedarf eines Reaktionsstoffes wie des Natriums — ist nicht das geringste einzuwenden; es klingt sogar gesucht und hart, wenn jemand schreibt: von Perioden wie die jetzige kann man sagen — wer die Jugend zu einem Berufe wie der ärztliche vorbereiten will — solche kleinere Sammlungen wurden dann in Werken wie die (!) Weingartner Handschrift vereinigt.

G. Fischer, Buchbinderei

Eine Geschmacklosigkeit, die sich in der Sprache unsrer Geschäftsleute mit großer Schnelligkeit verbreitet hat, besteht darin, zu einem Personennamen eine Sache als Apposition zu setzen, z. B. Gustav Fischer, Buchbinderei. Früher sagte man vernünftigerweise: Gustav Fischer, Buchbinder, und wer zu verstehen geben wollte, daß er sein Geschäft nicht allein, sondern mit einer Anzahl von Gesellen betreibe (jetzt heißt es vornehmer: Gehilfen, obwohl ein Geselle von damals viel mehr zu bedeuten hatte als so ein moderner „Gehilfe"!), sagte: Gustav Fischers Buchbinderei oder Buchbinderei von Gustav Fischer. Der Unsinn, einen Menschen eine

Buchbinderei zu nennen, ist unsrer Zeit vorbehalten geblieben.

Man könnte nun einwenden, in solchen Verbindungen solle der Personenname gar nicht den Mann bedeuten, sondern die Firma, das Geschäft; in dem Zusatz solle also gar keine Apposition liegen, sondern mehr eine „Juxtaposition." In den altmodischen Firmen sei nur der eine Satz ausgedrückt gewesen: (hier wohnt) Gustav Fischer; in den neumodischen Firmen seien zwei Sätze ausgedrückt: (hier wohnt) Karl Bellach, (der hat eine) photographische Anstalt, oder: (hier hat sein Geschäft) Siegfried Cohn, (der verkauft) Wolle. Wie steht es denn aber dann, wenn man in einem Ausstellerverzeichnis lesen muß: Herr F. A. Barthel, Abteilung für Metallklammern, oder in einer Verlobungsanzeige: Herr Max Schnetger, Rosenzüchterei, mit Fräulein Luise Langbein, oder in einem Fremdenbuche: Rudolf Dahme, Cognacbrennerei, mit Gattin und Tochter, oder in einer Zeitung: Herr Gustav Böhme jun., Bureau für Orientreisen, telegraphirt uns usw.? Ist da auch die Firma gemeint?

Zum Teil ist dieser Unsinn eine Folge der Prahlsucht unsrer Geschäftsleute; es will niemand mehr Gärtner oder Brauer, Tischler oder Buchbinder sein, sondern nur noch Gärtnereibesitzer, Brauereibesitzer, Tischlereibesitzer, Buchbindereibesitzer — immer großartig! Da darf natürlich die Buchbinderei auch in der Firma nicht fehlen. Zum andern Teil ist er aber doch auch eine Folge der Verwilderung unsers Sprachgefühls. W. Spindlers Waschanstalt und Gotthelf Kühnes Weinkellereien — das wäre Sprache; W. Spindler Waschanstalt und Gotthelf Kühne Weinkellereien — das ist Gestammel. Man will aber gar nicht mehr sprechen, man will eben stammeln.

Die persönlichen Fürwörter. Der erstere und der letztere

Recht vorsichtig sollte man immer in dem Gebrauche der persönlichen Fürwörter sein. Wer schreibt,

der weiß ja, wen er mit einem er oder ihn meint; der Leser aber versteht oft falsch, weil mehr als ein Hauptwort vorhergegangen ist, auf das sich das Fürwort beziehen kann, sucht dann nach dem richtigen Wort und wird so in ärgerlicher Weise aufgehalten. Wo daher ein Mißverständnis möglich ist, ist es immer besser, statt des Fürworts das Hauptwort zu wiederholen, besonders dann, wenn im vorhergehenden zwei Hauptwörter einander gegenübergestellt worden sind. Leider macht sich auch hier wieder der thörichte Aberglaube breit, daß es unschön sei, kurz hinter einander mehreremal dasselbe Wort zu gebrauchen.

Man nehme folgende Sätze: Schon in Goethe, ja schon in dem musikliebenden Luther findet sich das unbestimmte Vorgefühl einer solchen Entwicklung; Goethe hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen, und die Hauptthat Luthers, die Bibelübersetzung, ist eine wesentlich künstlerische That.

Das sind gewiß ein paar gute, tadellose Sätze, so klar, übersichtlich und wohlklingend, wie man sie nur wünschen kann. Da kommt nun der Papiermensch drüber und sagt: Entsetzlich! da steht ja zweimal hinter einander Goethe und zweimal hinter einander Luther! Jedes zweite mal ist vom Übel, also weg damit! Es muß heißen: *der eine* und *der andre*, oder: *jener* und *dieser*, oder — und das ist nun das schönste von allem —: *ersterer* und *letzterer*. Also: schon in Goethe, ja schon in dem musikliebenden Luther findet sich das unbestimmte Vorgefühl einer solchen Entwicklung: *ersterer* hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen; und die Hauptthat des *letztern*, die Bibelübersetzung, war eine wesentlich künstlerische That. Nun hat die Papierseele Ruhe.

Über die häßliche Komparativbildung *ersterer* und *letzterer* ist schon S. 118 bei den Relativsätzen gesprochen worden. Wie häßlich ist aber erst — dort

wie hier — die Anwendung! Das angeführte Beispiel ist ja verhältnismäßig einfach, und da es vorher mit Wiederholung der Namen gebildet worden ist, so sieht man leicht, worauf sich ersterer und letzterer beziehen soll. Aber welche Qualen kann dem Leser in tausend andern Fällen ein solches ersterer und letzterer, dieser und jener bereiten! Man hat ja, wenn man arglos vor sich hinliest, keine Ahnung davon, daß sich der Schreibende gewisse Wörter gleichsam heimlich numerirt, um hinterher plötzlich von dem Leser zu verlangen, daß der sie sich auch numerirt und — mit der Nummer gemerkt habe. Auf einmal kommt nun solch ein verteufeltes ersterer. Ja wer war denn der erstere? Hastig fliegt das Auge zurück und irrt in den letzten zwei, drei Zeilen umher, um darnach zu suchen. Ersterer — halt, da steht er: Luther! Also: Luther hatte bekanntlich bis zu seinem vierzigsten Jahre die ernstliche Absicht, sich der bildenden Kunst zu widmen. Unsinn! der andre muß es gewesen sein, also noch einmal suchen! Richtig, hier steht er: Goethe! Also: Goethe hatte bekanntlich die ernstliche Absicht — Gott sei Dank, jetzt sind wir wieder im Fahrwasser. Zum Glück vollzieht sich ja in Wirklichkeit dieses geistige Hinundhergeworfenwerden etwas schneller; aber angenehm ist es nicht, und doch, wie oft muß mans über sich ergehen lassen!

Hier noch ein paar weitere Beispiele: Diskretion ist eine Tugend der Gesellschaft; diese kann nicht ohne jene bestehen — unerfahrne Kinder und geübte Diplomaten haben das oft blitzartige Durchschauen von Menschen und Charakteren mit einander gemein, aber freilich aus verschiednen Gründen: jene besitzen noch den Blick für das Ganze, diese schon den für die Einzelheiten des menschlichen Seelenlebens — wie Rafael in der Form, ist Rembrandt in der Farbe nichts weniger als naturwahr; dieser hat seinen selbständigen und im gewissen Sinne unnatürlichen Stil gerade so gut wie jener; und insofern Rembrandt in seinen Bildern sogar eine noch intensivere

persönliche Handschrift zeigt als Rafael, hat der erstere noch mehr Stil als der letztere — der Gelehrte ist seinem Wesen nach international, der Künstler national; darauf gründet sich die Überlegenheit des letztern über den erstern — dieser Umschwung ist wieder durch den Egoismus bewirkt worden, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern der des Nehmers war; jener hat in diesem seinen Meister gefunden, letzterer das Werk würdig fortgesetzt. Alle solche Sätze sind eine wahre Qual für den Leser. Wer ist dieser, wer ist jener, wer ist letzterer? In dem letzten Beispiele sollen dieser und jener der Geber und der Nehmer sein, aber in welcher Reihenfolge? Dieser soll sich auf den näherstehenden, jener auf den fernerstehenden beziehen, letzterer bezieht man unwillkürlich zunächst auf Meister, es ist aber wieder der Nehmer gemeint. Ist es denn da nicht viel gescheiter, zu schreiben: dieser Umschwung ist wieder durch den Egoismus bewirkt worden, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern der des Nehmers war; der Geber hat im Nehmer seinen Meister gefunden, der Nehmer hat das Werk würdig fortgesetzt? Das ist sofort verständlich, und alles ängstliche Umkehren und Suchen fällt weg.

Ein ganz besondrer Mißbrauch wird noch mit letzterer allein getrieben. Viele sind so verliebt in dieses schöne Wort, daß sie es ganz gedankenlos (für dieser!) auch da gebrauchen, wo gar keine Gegenüberstellung von zwei Dingen vorhergegangen ist; sie weisen damit einfach auf das zuletzt genannte Hauptwort zurück, z. B.: das Preisgericht hat seinen Spruch gethan, letzterer greift jedoch der Entscheidung nicht vor — das Pepton wird aus bestem Fleisch dargestellt, sodaß letzteres bereits in löslicher Form dem Magen zugeführt wird — Krüge, Teller und Schüsseln bilden das Material, dem die dichterischen Ergüsse anvertraut werden; sind letztere aber elegischer Natur, so finden wir sie auf Grabsteinen und Votivtafeln — in der offiziösen Sprache schreibt man erst dann von gestörten Beziehungen, wenn der Krieg vor der Thür

steht, und daß letzteres nicht der Fall sei, glauben wir gern — je weiter entwickelt die Kultur eines Volkes ist, desto empfindlicher ist letzteres gegen gewaltsame Eingriffe — die Genossen, die ohne Kündigung die Arbeit eingestellt hatten und letztere nicht sofort wieder aufnahmen — der Unterzeichnete fühlt sich verpflichtet, eine Jubiläumsschrift abzufassen; letztere soll eine Geschichte der Schule enthalten — diese Aufsätze sind verhaltne lyrische Gedichte, von letztern (solchen!) nur durch die Form verschieden usw. Wenn diese Gedankenlosigkeit weitere Fortschritte macht, so kommen wir am Ende noch dahin, daß es in lateinisch-deutschen Wörterbüchern heißen muß: hic, haec, hoc: letzterer, letztere, letzteres (ebenso wie qui, quae, quod: welch letzterer, welch letztere, welch letzteres).

Derselbe, dieselbe, dasselbe

Zu den entsetzlichsten Erscheinungen unsrer Schriftsprache gehört der alles Maß übersteigende Mißbrauch, der mit dem Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird. An der Unnatur und Steifbeinigkeit unsers ganzen schriftlichen Ausdrucks trägt dieses Wort die Hälfte aller Schuld. Könnte man unsrer Schriftsprache diesen Bleiklumpen abnehmen, schon dadurch allein würde sie Flügel zu bekommen scheinen. Der Mißbrauch dieses Fürworts gehört zu den Hauptkennzeichen jener Sprache, von der nun schon so viele Beispiele in diesem Buche angeführt worden sind, und die man so treffend als papiernen Stil bezeichnet hat.*)

Unter hundert Fällen, wo heute derselbe geschrieben wird, sind keine fünf, wo das Wort in seiner wirklichen Bedeutung (idem, le même, the same) stünde. In der lebendigen Sprache wird es zwar in seiner wirklichen Bedeutung täglich tausendmal gebraucht, auf dem Papier aber fast gar nicht mehr; da wird es immer ersetzt durch ebenderselbe oder

*) O. Schroeter, Vom papiernen Stil. 4. Aufl. Berlin, 1896.

einundderselbe oder der nämliche oder der gleiche. Daß zur Gleichheit mindestens zwei gehören, daran denkt man nicht. Zwar so wunderbaren Sätzen wie: Wagner hat dieselben Quellen benutzt wie Goethe, aber in engerm Anschluß an dieselben (wo erst eosdem, dann eos gemeint ist) begegnet man selten. Aber in fünfundneunzig unter hundert Fällen ist derselbe, dieselbe, dasselbe nichts weiter als er, sie, es oder dieser, diese, dieses. Und das ist das greulichste an dem greulichen Mißbrauch, daß dabei auch noch der Unterschied zwischen er und dieser verwischt wird.

Für das persönliche Fürwort steht derselbe z. B. in folgenden Sätzen (man kann in wenigen Minuten in jedem Buch und jeder Zeitung die Beispiele schockweise sammeln): wir brauchten das nur dann zu wissen, wenn die Welt erst noch geschaffen werden sollte; dieselbe ist aber bereits fertig — der Hauptsitz der Rosenkultur ist der Südfuß des Hämus, doch zieht sich dieselbe auch in das Mittelgebirge hinan — durch Höhe der Gebäude suchte man zu ersetzen, was denselben an Breite und Tiefe abging — was Erich Schmidt gegen die Glaubwürdigkeit Brettschneiders ins Feld führt, reicht nicht aus, dieselbe zu erschüttern — der Fall muß allgemeines Aufsehen erregt haben, da derselbe eine Bürgerstochter aus guter Familie betraf — neuerdings hat man versucht, den Reim durch die Alliteration zu verdrängen; Jordan hat dieselbe eingeführt, und R. Wagner hat dieselbe in freier Weise verwendet — ich hatte mir gleich anfangs ein Brunnenglas gekauft, aber dasselbe blieb jungfräulich — die Gemeinde war allerdings Besitzer des Bodens, derselbe wurde aber nicht gemeinschaftlich bearbeitet — das Manuskript lag halbvergessen in einem Schubfache, bis mir die Anregung wurde, dasselbe einer Zeitung zu überlassen — Versuche, den Verein zu verfolgen, werden demselben nur neues Wachstum verleihen — der Inhaber hat die Karte stets bei sich zu führen und darf dieselbe an andre Personen nicht weitergeben —

der Nebensatz steht gewöhnlich hinter dem Hauptsatz, derselbe kann jedoch auch dem Hauptsatz vorangehen, und endlich kann derselbe auch in den Hauptsatz eingeschaltet sein usw. Kein vernünftiger Mensch spricht so; jeder braucht, um ein eben dagewesenes Hauptwort zu ersetzen, in der lebendigen Sprache das persönliche Fürwort.

In folgenden Sätzen wäre dieser (oder das demonstrative der) das richtige: der Wildbach trat aus und wälzte große Schuttmassen in die Limmat; dadurch wurde dieselbe in ihrem Laufe gehemmt — in Königsberg ließ Lenz seine Ode auf Kant drucken, als derselbe die Professorwürde erlangte — in jeder Küche stand früher ein viereckiges Kästchen aus Blech; dasselbe enthielt vier Gegenstände, unter anderm eine Masse, die man Zunder hieß; dieselbe war hergestellt aus usw. — es finden sich in der Schrift bisweilen originelle Kombinationen; dieselben sind aber doch völlig wertlos — man muß auf dem Boden der gegebnen Verhältnisse bleiben und dieselben so gestalten, daß usw. — freilich gehört Anlagekapital dazu, dasselbe verzinst sich aber gut — für die lokale Feier sind entsprechende Festlichkeiten in Aussicht genommen; denselben werden geistliche Festlichkeiten vorausgehen — das Ergebnis der Revolution wäre sicher nicht der sozialdemokratische Staat; derselbe (dieser!) verlangt eine solche Umwälzung aller Anschauungen, daß sich dieselbe (sie sich!) nicht von heute auf morgen vollziehen kann usw.

Ein Zeitungsschreiber kann heutzutage nicht eine Mitteilung von zwei Zeilen machen ohne dieses unsinnige derselbe! Erst wenn das drinsteht, dann hat die Sache die nötige Wichtigkeit. Vorige Nacht 11 Uhr kam Graf R. von Berlin hier an; derselbe reiste 11 Uhr 50 Minuten weiter nach München. Daß man nur ja nicht etwa denke, es sei ein andrer weiter gereist! nein nein, es war derselbe! Ach, und wenn nun erst die schöne Inversion dazu kommt (der Verdacht lenkte sich sofort auf den wegen Nachlässigkeit bekannten Hausmann, und wurde derselbe in

einem Bodenraum erhängt aufgefunden), und wenn gar die Inversion nur zu dem Zwecke angewandt wird, auch das herrliche derselbe anbringen zu können (die Cigarren erheben sich weit über das gewöhnliche Niveau, und gehören dieselben zu den besten usw.), oder wenn sich zu derselbe noch ein daselbst, dortselbst, hierselbst oder woselbst gesellt (denn da, dort, hier und wo kennt der Zeitungsschreiber auch nicht, das ist ihm viel zu simpel), dann schwillt die stolze Reporterbrust, er weiß, daß er dem großen Gedanken den „würdigsten" Ausdruck verliehen hat! Zur Resolution sprach bei Beginn der Sitzung der Abgeordnete T.; derselbe erklärte sich gegen dieselbe — er kaufte vor der Stadt ein Stück Land, umzäunte dasselbe und errichtete daselbst ein Gartenhaus — gestern Abend ist der Herr Justizminister hierselbst eingetroffen und im Hotel S. abgestiegen. Derselbe begab sich heute morgen nach dem Amtsgerichtsgebäude, nahm dasselbe eingehend in Augenschein und wohnte verschiednen Verhandlungen daselbst bei — heute wurde hier eine Windhose beobachtet; dieselbe erfaßte einen Teil des auf einer Wiese liegendes Heues und drehte dasselbe turmhoch in die Luft, woselbst es dann weiter geführt wurde, bis es in der Stadt niederfiel — derselbe (nämlich der Vergleich) ist aber für die beklagte Gesellschaft nicht bindend, da derselbe von derselben erst noch anzuerkennen war — die Färbung der Kreuzotter ist nicht bestimmt anzugeben, da dieselbe bei einunddemselben (!) Individuum (!) wechselt und nach der Häutung meistens heller erscheint als vor derselben. Das sind die wahren Muster von Zeitungssätzen. Aber auch in wissenschaftlichen Werken und in Erzählungen, in Bekanntmachungen von Behörden und in Geschäftsanzeigen — überall verfolgt einen das entsetzliche Wort. Selbst in den kleinen Scherzgesprächen unter den Bildern der Fliegenden Blätter und in dem Dialog der neuesten Lustspiele ist man nicht mehr sicher davor. Man schnellt im Theater von seinem Sitz in die Höhe,

wenn auf der Bühne so ein dummes derselbe (für er) gesprochen wird; aber weder der Schauspieler noch der Regisseur hat es bemerkt! Wie kommt es nur, liebe B. — heißt es auf einem Reklamebildchen —, daß deine Kinderchen stets so blühend und gesund sind, während die meinigen immer bleich und kränklich aussehen? — Wir genießen alle als tägliches Getränk Cacao von Hartwig und Vogel; derselbe ist von anerkannt vorzüglicher Qualität, ergiebig und daher billig. Nein, so spricht die liebe B. nicht!

Ein bekanntes Geschichtchen erzählt, daß der Lehrer in der Stunde gefragt habe: wie viel Elemente giebt es, und wie heißen sie? und der Schüler geantwortet habe: es giebt vier Elemente, und ich heiße Müller. Das war die Folge davon, daß sich der Lehrer so gewöhnlich ausgedrückt hatte! Warum hatte er nicht vornehm gefragt, wie unsre statistischen Formulare: und wie heißen dieselben!

Die Krone der Papiersprache ist es, wenn, wie es tausendfach geschieht, beide in einem Satz unmittelbar neben einander stehen, die herrlichen Papierpronomina: derselbe (statt: er) und welcher (statt: der)! Zum Verständnis des Parzival ist es nötig, die beiden Sagenkreise, welche demselben (die ihm!) zu Grunde liegen, kennen zu lernen — in Hyrtls Hause befindet sich der fragliche Schädel (Mozarts), und der Besitzer, welcher denselben (der ihn!) der Stadt Salzburg vermacht hat, zweifelt nicht an der Echtheit desselben — Reiskes Briefe kamen in die Universitätsbibliothek zu Leiden; es sind aufrichtige Verehrer gewesen, welche dieselben (die sie!) jener Bibliothek schenkten, und sie werden in derselben als ein Schatz geachtet — das erwähnte Statut und die Bulle, welche dasselbe (die es!) sanktionirt hatte — bezeichnend für den Geschmack der Direktion und die Zumutungen, welche dieselbe (die sie!) an das Publikum zu stellen wagt — was für Forderungen an die Gebildeten gestellt werden, wird je nach dem Zeitalter, welchem dieselben (dem sie!) angehören, ver-

schieden sein — die farbige Aufnahme des Fensters verdanken wir Herrn E., welcher dasselbe (der es!) restaurirt hat — wer spricht so? Kein Mensch! Aber sowie der Deutsche die Feder in die Tinte taucht, fährt ihm der Registrator oder Kanzlist in die Glieder. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sind tausende der wichtigsten Urkunden angefangen worden: Wir thun kund mit diesem Brief allen denen, die ihn sehen oder hören lesen. Heute in einem Ehrenbürgerbriefe zu schreiben: Wir ernennen Herrn X wegen der großen Verdienste, die er sich um unsre Stadt erworben hat usw. — das wäre ja im höchsten Grade würdelos, so spricht man wohl, aber so schreibt man doch nicht! Wir ernennen Herrn X in Anbetracht der großen Verdienste, welche derselbe um unsre Stadt sich erworben hat usw. — so klingts großartig, feierlich, erhaben! Kaiser Friedrich soll als Kronprinz 1859 zu einer Deputation gesagt haben: wenn Gott meinen Sohn am Leben erhält, so wird es unsre schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, welche mich an das Vaterland ketten. Man möchte drauf schwören, daß er nicht so gesagt hat, sondern: ihn in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, die mich an das Vaterland ketten. Aber der Zeitungsschreiber hat das natürlich erst aus dem Menschlichen ins Papierne übersetzen müssen. In der Poesie ist derselbe noch viel unmöglicher als welcher. Nur in dem alten Studentenliede Ça ça geschmauset! heißt es:

Knaster den gelben
Hat uns Apolda präparirt
Und uns denselben
Rekommandirt.

Darin, daraus, daran, darauf usw.

Aber es sind ja nicht bloß die Fürwörter er und dieser (oder der), die durch den unsinnigen Mißbrauch verdrängt und vermengt werden; er — wollte sagen „derselbe" frißt noch weiter, viel weiter. In

der lebendigen Sprache haben wir die leichten, zierlichen Adverbia: darin, daraus, daran, darauf, damit, dabei, darum, dafür, dazwischen usw.; jeder braucht sie hundertmal des Tags. Aber sowie einer die Feder ergreift — wehe den armen! Dann heißt es: in demselben, aus demselben, an demselben, auf demselben, mit demselben, bei demselben, zwischen denselben usw. — auch in dieser Gestalt storcht das langbeinige Ungetüm überall durch unsre Schriftsprache. Das Denkmal will alles prunkvolle vermeiden, nur das allgemein menschliche soll in demselben (darin!) betont werden — die Russen haben nun einmal die Rolle des Störenfrieds und scheinen sich in derselben (darin!) sehr wohl zu fühlen — so sehr ich in diesem Punkte mit dem Verfasser einverstanden bin, so entschieden muß ich die Forderungen bekämpfen, die er aus demselben (daraus!) ableitet — sie betrachteten sich als die alleinigen Eigentümer des Landes und gestanden andern keinen Anteil an demselben (daran!) zu — obgleich durch den Regen der Abmarsch des Festzugs verspätet und die Beteiligung an demselben (daran!) beeinträchtigt wurde — im Jahre 1560 wurde der Turm erhöht und eine Wohnung auf demselben (darauf!) erbaut — die Wiesen waren wieder getrocknet, und bald entwickelte sich auf denselben (darauf!) ein üppiger Graswuchs — der Boden war überall von so wunderbarer Beschaffenheit, daß sich kaum die fruchtbarsten Gegenden Deutschlands mit demselben (damit!) vergleichen ließen — der Holzbau ist ein viel zu überwundner Standpunkt, als daß es der Mühe lohnte, sich in der Praxis mit demselben (damit!) zu befassen — die Erziehung des Knaben ruhte ausschließlich in den Händen der Mutter, da sich der Vater, der sich viel auf Reisen befand, nicht um dieselbe (darum!) kümmern konnte — hier bedarf es des Glaubens an die gute Sache und der Begeisterung für dieselbe (dafür!) — keinem kann dieses Studium erlassen werden, wohl aber bereitet sich für dasselbe (dafür!) ein neuer Maß-

stab vor — dieser Gedanke wurde am Mainzer Hofe lebhaft erwogen, der Kurfürst war ganz *von demselben* (*davon!*) erfüllt — die Fürstin wünschte lebhaft, das Bild zu besitzen, aber Angelika konnte sich *von demselben* (*davon!*) nicht trennen — in der Mitte des Schrankes hängt ein mächtiges, reich verziertes Schwert, *neben demselben* (*daneben!*) rechts und links zwei kleinere Schwerter — in diesen Graben fließt eine bedeutende Wassermenge, deshalb ist auch ein Steg *über denselben* (*darüber!*) gelegt — die Presse ist noch nicht einig, ob sie den Vorfall bedauern oder sich *über denselben* (*darüber!*) freuen soll — das Partizip steht hier absolut, ein Komma *hinter demselben* (*dahinter!*) würde nur irre führen usw. Anders wird gar nicht geschrieben, es ist ein Jammer!

Nach einem weit verbreiteten Aberglauben sollen sich die Adverbia *darin*, *darauf*, *dafür* usw. immer nur auf eine Handlung, ein Zeitwort, einen ganzen Satz, aber nie auf ein Hauptwort beziehen können. Es sei also zwar richtig, zu antworten: ich kann mich nicht *darauf* besinnen — wenn gefragt worden sei: besinnst du dich, *was* du mir damals *versprochen hast*? aber nicht wenn die Frage gelautet habe: besinnst du dich auf den *Ausdruck*, den du damals gebraucht hast? Die angeführten Beispiele zeigen diesen Aberglauben in seiner ganzen Lächerlichkeit. Die lebendige Sprache setzt die Adverbia überall statt der Präposition in Verbindung mit einem persönlichen Fürwort. Nur auf Personen können sie sich nicht beziehen, da muß das persönliche Fürwort stehen. Es giebt zwar Fälle, wo das Adverbium auch bei Sachen etwas ungewöhnlich klingt, z. B.: wer die hiesigen Universitätsverhältnisse und mein Verhalten *dazu* nicht kennt; aber das liegt doch nur daran, daß uns das dumme *derselbe* so oft vor die Augen gebracht wird, daß uns schließlich das einfache und natürliche befremdet. Und was hindert denn, auch hier das persönliche Fürwort zu gebrauchen? Warum sagt man nicht: die hiesigen Uni-

versitätsverhältnisse und mein Verhalten zu ihnen? Bei ohne scheint sowieso nichts andres übrig zu bleiben, denn ein Adverbium darohne giebt es nicht, obwohl man es zu bilden versucht hat. Auch bei dem Neutrum es entsteht eine Schwierigkeit. Sie wollte sich durch das Geld Vorteile verschaffen, auf die sie ohne dasselbe nicht rechnen konnte — hier ist doch wohl dasselbe ganz unvermeidlich? Soll man schreiben: ohne es? Jakob Grimm hätte es gethan, er schrieb so, er wollte, daß es nicht anders behandelt würde als ihn und sie, und einige wenige sind ihm darin gefolgt. Es klingt aber doch etwas seltsam, denn in der ganzen deutschen Sprache ist es sonst tonlos, und hier müßte es betont werden. Giebt es denn aber wirklich keinen Ersatz für das fehlende darohne? O doch, es giebt einen, und er heißt — sonst! Sie wollte sich durch das Geld Vorteile verschaffen, auf die sie sonst nicht rechnen konnte. Das ist gutes Deutsch.

Bisweilen erscheinen in einem Satze zwei gleichklingende persönliche Fürwörter unmittelbar hinter einander, z. B. sie als Femininum und als Plural: Handlungen dieser Art suchte die Gewerbeordnung zu unterdrücken, indem sie sie verbot. Etwas schrecklicheres ist ja nun für die Augen des Papiermenschen gar nicht denkbar. Da muß es doch unbedingt heißen: indem sie dieselben verbot? Nein, selbst da nicht, denn man spricht nicht so, man spricht frischweg sie sie, und was gesprochen und gehört nicht mißfällt, ja nicht einmal auffällt, kann doch auch geschrieben oder gedruckt keinen Anstoß erregen! Wenn sich in der Schulklasse ein paar Mädchen gezankt haben, zwei einer dritten ein Buch weggenommen haben, der Lehrer Frieden stiftet und dann fragt: habt ihr ihr ihr Buch wiedergegeben? so ist das doch noch schlimmer. Aber wird der Lehrer deshalb fragen: habt ihr derselben ihr Buch wiedergegeben?

Der abhängige Genitiv endlich (desselben und derselben) kann überall durch sein und ihr ersetzt werden, denn daß diese Fürwörter nur im reflexiven

Sinne gebraucht werden könnten, ist doch auch wieder nur Aberglaube.*) Als die Kaiserin das Schloß besichtigt und die Schönheit desselben bewundert hatte — warum nicht: seine Schönheit? Die Sammlung ist so zeitgemäß, daß zur Rechtfertigung derselben kein Wort zu verlieren ist — warum nicht: zu ihrer Rechtfertigung? Freilich würden einige Geschäfte dann eingehen, da die ganze Bedeutung derselben darin beruht usw. — warum nicht: ihre ganze Bedeutung? Auch wer sich tief in die Eigentümlichkeiten der spanischen Dichtung versenkt hat und von der lebhaften Bewunderung für die Vorzüge derselben durchdrungen ist — warum nicht: für ihre Vorzüge? Wo etwa eine Verwechslung, ein Mißverständnis entstehen könnte, da schreibe man dessen und deren, z. B.: es muß dem Biographen nachgerühmt werden, daß er bei aller Liebe zu seinem Helden doch nicht blind für dessen Schwäche ist. Aber nur nicht desselben! In den allermeisten Fällen aber — man achte nur drauf und versuche es! — kann man den Genitiv einfach streichen, ohne daß dadurch der Gedanke auch nur im geringsten an Deutlichkeit verlöre. Nicht auf den Stoff kommt es an, sondern auf die Behandlung desselben — über die Aufgaben waren alle einig, nur schlugen sie zur Lösung derselben verschiedne Wege ein — die Erklärung des Parteitags fand so viel Beifall, daß sich die Führer desselben ermutigt sahen — Gregor klagte, daß sie die Kirche zerstört und das Material derselben zum Bau ihrer Häuser verwendet hätten — zu den Unregelmäßigkeiten in der äußern Anlage unsrer Dörfer kommt noch die Unregelmäßigkeit im innern Aufbau derselben — ich habe die Fachausdrücke des Deutschen und des Französischen mit einander verglichen und habe gefunden, daß die Mehrzahl derselben übereinstimmt — nachdem die Gäste

*) Beim Übersetzen aus dem Lateinischen z. B. sollte streng darauf gehalten werden, daß kein ejus und eorum mit desselben und derselben übersetzt wird!

das Gasthaus verlassen hatten und die Wirtin desselben die Thür verschlossen hatte — man streiche überall desselben und derselben: ist irgendwo das geringste Mißverständnis möglich? Der Kaiser unternahm heute einen längern Spazierritt und erledigte nach der Rückkehr von demselben Regierungsgeschäfte. Ja, wovon soll er denn sonst zurückgekehrt sein, als von — demselben?

Derjenige, diejenige, dasjenige

Noch in anderm Sinne als derselbe ist das schöne Kanzleiwort derjenige ein Papierpronomen: es ist eigens für die Papiersprache erfunden worden. Derjenige ist im sechzehnten Jahrhundert aus einem vorhergegangnen der jene entstanden, wie derselbige, das jetzt zum Glück wieder verschwunden ist, aus der selbe. Es hat keinen andern Zweck und keine andre Aufgabe, als das betonte, lange der der lebendigen Sprache, das determinative Fürwort, das vor Relativsätzen und vor abhängigen Genitiven steht, auf dem Papiere zu ersetzen. Den Ton und die Länge kann man ja weder schreiben noch drucken, wenigstens ist es nicht üblich, dēr oder dér zu schreiben*); also hilft man sich, so gut man kann. Der eine läßt das der sperren (wie auch ein, wenn es so viel heißen soll wie ein einziger), ein andrer greift zu jener, wie es in Österreich beliebt ist, in der Regel aber schreibt und druckt man derjenige. Wenn man spricht, sagt man zwar: als er endlich den Weg einschlug, der zum Ziele führen mußte; aber drucken läßt man: als er endlich denjenigen Weg einschlug, welcher zum Ziele führen mußte.

Wenn aber nun derjenige allein steht, ohne Hauptwort hinter sich, z. B.: selbst diejenigen, welche die Schaffung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches nicht ganz ablehnten — kein Scharfsinn hätte eine bessere Lösung finden können, als die-

*) Es ist auch nicht nötig; spricht und betont doch jeder richtig derartig, dermaßen, dergestalt usw.

jenige, welche die Verhältnisse zuletzt aufzwangen — da ist es doch wohl ganz unentbehrlich? Nun, in der lebendigen Sprache sagt man getrost: selbst die, die die Schaffung eines Gesetzbuches nicht ganz ablehnten — eine bessere Lösung, als die, die die Verhältnisse zuletzt aufzwangen. Aber das ist ja wieder das Schreckgespenst des Papiermenschen: nicht zwei-, nein dreimal hinter einander dasselbe Wort! — Wirklich? dasselbe Wort? Dreimal hinter einander dieselben drei Buchstaben: d—i—e; aber wer seine Ohren aufmacht, der hört doch drei verschiedne Wörter: dieh, die di — drei Wörter von ganz verschiedner Länge, und hinter dem ersten eine Pause. Das ist ja wie Musik, es hüpft und springt ja förmlich. Nun höre man dagegen das Schleppen und Schleichen und Schlurfen: diejenigen, welche die!*)

Nun vollends, daß in der lebendigen Sprache in tausend und abertausend Fällen statt derjenige, welcher einfach wer gesagt wird — also drei Laute statt fünf Silben! — das ist dem Papiermenschen völlig unbekannt. Er wäre imstande, das Sprichwort: wer Pech angreift, besudelt sich — oder den Kinderspruch: wer meine Gans gestohlen hat, der ist ein Dieb — oder den Goethischen Vers: nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide — zu verwandeln in: derjenige, welcher Pech angreift — derjenige, welcher meine Gans gestohlen hat — nur derjenige, welcher die Sehnsucht kennt usw.

Leider liegt hier einmal der Fall vor, daß eine Erscheinung der Papiersprache sogar in die lebendige Sprache eingedrungen ist, was gewiß selten geschieht. Aktenmenschen und Gewohnheitsredner bringen es fertig, in Sitzungen und Verhandlungen in einer Stunde

---

*) Bei einer Leichenfeier in der Universitätskirche in Leipzig sagte der Prediger, ein bedeutender Kanzelredner, in der gehobensten und feierlichsten Sprache: selbst die, die die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes nicht zu beurteilen wußten usw. Ich bin fest überzeugt, daß außer mir kein Mensch die drei die gehört hat, obwohl hunderte von Menschen in der Kirche waren. Mir waren sie ein Labsal, weil sie Natur sind. Ob sie auch gedruckt worden sind, weiß ich nicht.

dreißigmal derjenige, welcher zu sagen. Selbst in der Unterhaltung der „Gebildeten" kann mans schon hören; sie haben es eben gar zu oft in ihrer Zeitung gelesen. Aber die lebendige Sprache des Volks kennt es nicht; wenn es der Mann aus dem Volke in den Mund nimmt, so thut er es höchstens, um sich drüber lustig zu machen, er spricht es gleichsam mit Gänsefüßchen. Also du bist derjenige, welcher? fragt er höhnisch — na warte, Bursche! Oder er sagt: fällt mir gar nicht ein; wenn ein Unglück passirt, dann bin ich derjenige, welcher (nämlich: blechen muß), und zitirt damit gleichsam das Gesetzbuch oder die Polizeiverordnung, worin er die beiden Papierwörter auf jeder Seite gelesen hat.

Jener, jene, jenes

Der Österreicher braucht statt derjenige vor Relativsätzen, namentlich aber vor einem abhängigen Genitiv jener; er schreibt: diese Vorlesungen haben nur einen bedingten Wert für jenen, der selber Einsicht genug hat, Dichterwerke ohne Beihilfe zu verstehen. Das halten manche deutsche Schriftsteller jetzt offenbar für eine besondre Schönheit und machen es mit. In gutem Schriftdeutsch wird aber jener nur in die Ferne weisend gebraucht, mit einem bald stärkern, bald schwächern rhetorischen Beigeschmack: wenn ich an jene schöne Zeit zurückdenke usw.

Ganz unausstehlich für norddeutsche Ohren ist das österreichische jener vor einem abhängigen Genitiv, z. B.: der Orden der Dominikaner und jener der Franziskaner — wir hoffen, daß sich die Ausstellung ebenso erfolgreich erweisen werde, wie jene von 1873 — obgleich die Gesamtzahl ihrer Kräfte jener des Feindes bedeutend nachstand — ein Ecce homo trägt das Monogramm Ludwig Krugs, eine Madonna jenes des Marcantonio Raimondi — so auffallend erschien dem Tacitus die Art des deutschen Anbaues gegenüber jener der romanischen Völker — größere Gebäude, wie Kirchen und Seminare, dürfen für die

Gesellschaft Jesu nur mit Erlaubnis des Generals, kleinere mit jener des Provinzials errichtet werden — unter den Dienstkrankheiten der Bahnbeamten nehmen jene der Verdauungsorgane den breitesten Raum ein usw. In allen diesen Fällen würde die deutsche Amts- und Zeitungssprache derjenige setzen. Die gute Schriftsprache kennt aber vor solchen Genitiven nur das determinative Fürwort der, die, das: der Orden der Dominikaner und der der Franziskaner.

Zur Kasuslehre. Ich versichre dir oder dich?

Verhältnismäßig wenig Verstöße werden gegen die Kasuslehre begangen; im allgemeinen herrscht eine erfreuliche Sicherheit darüber, welchen Kasus ein Zeitwort oder ein Eigenschaftswort zu sich zu nehmen hat. Bei einer kleinen Anzahl von Zeitwörtern schwankt aber doch der Sprachgebrauch: der eine verbindet sie mit dem Dativ, der andre mit dem Akkusativ. Es sind das namentlich die Zeitwörter heißen, lassen, lehren, angehen, dünken, kosten und nachahmen.

Mit der berüchtigten gemeinen Berliner Verwechslung von mir und mich hat dieses Schwanken nichts zu thun, sondern es hängt meist damit zusammen, daß in den Begriff dieser Verba sinnverwandte Zeitwörter hineinspielen, die teils mit dem Dativ, teils mit dem Akkusativ verbunden werden. Aber nur in den seltensten Fällen hat das Schwanken eine Berechtigung. Bei nachahmen handelt sichs gar nicht um ein Schwanken, sondern um zwei ganz verschiedne Bedeutungen des Wortes; es ist ein großer Unterschied, ob man sagt: ich ahme dich nach, oder: ich ahme dir nach. Mit dem Akkusativ bedeutet es nachmachen (dich), mit dem Dativ nachstreben (dir). Wenn Schüler dem Lehrer nachahmen, so kann das sehr lobenswert sein; wenn sie den Lehrer nachahmen, so kann ihnen das unter Umständen eine Stunde Karzer eintragen. Schwer ist es, bei kosten eine Entscheidung zu treffen; kosten ist ein Lehnwort, entstanden aus dem lateinischen constare. Die Verbindung constat mihi ist aber gar nicht maßgebend,

denn kosten ist ursprünglich im Sinne von aufwenden machen gebraucht worden. Der Akkusativ überwiegt denn auch in der guten Schriftsprache. Bei allen übrigen der genannten Verba hat der Dativ überhaupt keine Berechtigung. Sätze wie: laß mir das einmal sehen — das geht dir nichts an u. ähnl. gehören nur der niedrigsten Volkssprache an. Heißen verträgt den Dativ der Person nur ausnahmsweise: wer hat dir das geheißen? (wie: wer hat dir das geboten, befohlen, aufgetragen?). Im allgemeinen verlangt es, wie lehren, den Akkusativ der Person. Aber gerade für lehren und heißen verliert die ganze Frage mehr und mehr an Bedeutung, denn in der lebendigen Sprache werden diese Wörter überhaupt kaum noch in solcher Verbindung gebraucht.*)

Ganz lächerlich ist die Unsicherheit und der Streit darüber, ob es heißen müsse: ich versichre dir oder: ich versichre dich, der Hut kleidet dich, oder: er kleidet dir, es lohnt der Mühe, oder: es lohnt die Mühe. Versichern ist unzweifelhaft ein transitives Zeitwort; man versichert sein Leben, seinen Hausrat, seine Ernte. Man kann auch sagen: ich versichre dich meiner Freundschaft, wiewohl das schon etwas gesucht klingt und der geläufigern reflexiven Verbindung: ich versichre mich deiner Person — künstlich nachgebildet zu sein scheint. Aber zu sagen: ich versichre dich, daß ich nichts davon gewußt habe — und das für richtig zu halten oder gar zu verteidigen, kann doch nur einem Sophisten einfallen oder einem Zierbengel oder einem Menschen, der wirklich — mir und mich nicht unterscheiden kann. Daß es schon im vorigen Jahrhundert oft so vorkommt, hat gar nichts zu sagen; der Akkusativ ist eben vernünftigerweise mehr und mehr gewichen. Wenn auf versichern ein Objektsatz folgt, so ist doch

*) In Leipzig braucht das Volk lehren mit einem Akkusativ der Person fast gar nicht mehr, sondern nur lernen; man sagt nicht bloß: wo hast du das gelernt? sondern auch: wer hat dir das gelernt?

der Inhalt dieses Satzes das Objekt der Versicherung; diese Versicherung aber gebe ich nicht dich, sondern ich gebe sie dir. Versichern tritt dann vollständig in eine Reihe mit beteuern, erklären, sagen, melden, berichten,*) mitteilen, lauter Verben, die mit dem Dativ der Person und einem Objekt der Sache verbunden werden. Passiv fällt es gar niemand ein, zu sagen: ich bin versichert worden, daß, sondern jeder sagt: mir ist versichert worden, daß. Also ist auch aktiv das richtige: ich versichre dir, daß ich nichts davon gewußt habe. Wenn neuerdings namentlich in Kreisen, die für vornehm gelten möchten, mit einer gewissen Absichtlichkeit der Akkusativ gebraucht wird (ich versichere Sie), so ist das eine Modedummheit, durch die sich der gesunde Menschenverstand und ein natürliches Sprachgefühl nicht werden irre machen lassen.

Kleiden mit dem Dativ zu verbinden wäre keinem Menschen eingefallen, wenn nicht die sinnverwandten intransitiven Zeitwörter passen, sitzen und stehen dazu verführt hätten. Weil man sagt: der Hut paßt dir, sitzt dir, steht dir, so sagte man auch: er kleidet dir. Richtig ist aber nur: er kleidet dich.

In der Redensart: es lohnt der Mühe (oder: es lohnt nicht der Mühe) ist der Mühe gar nicht der Dativ, sondern der Genitiv (statt: für die Mühe, wegen der Mühe). Die Redensart hat etwa denselben Sinn wie: es ist der Mühe wert (oder: es ist nicht der Mühe wert). Zu sagen: es lohnt nicht die Mühe ist also nichts als eine ausgeklügelte Ziererei, und wenns auch Goethe geschrieben hat.

*) Berichten hatte in der ältern Sprache auch den Akkusativ der Person bei sich, aber nie mit nachfolgendem Objektsatze, sondern immer nur mit einem Genitiv der Sache. Das einzige sinnverwandte Zeitwort, das mit einem Akkusativ der Person und einem Objektsatze verbunden werden kann, ist das verhältnismäßig junge benachrichtigen.

Er hat mir oder er hat mich auf den Fuß getreten?

Nicht ganz so lächerlich ist der Streit, ob es heißen müsse: er hat mir oder er hat mich auf den Fuß getreten. Jeder verbindet ohne Besinnen mit dem Akkusativ der Person: in den Finger schneiden, ins Bein beißen, aufs Maul schlagen, auf die Stirn küssen. Jeder verbindet eben so sicher mit dem Dativ der Person: unter die Arme greifen, auf die Finger sehen, auf den Zahn fühlen, auf die Schleppe treten. Warum dort der Akkusativ und hier der Dativ? Welches ist der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen von Redensarten? Worauf kommt es an?

Zunächst ist klar, daß, wenn die Person im Akkusativ steht, zuerst die Person im ganzen als von einer Thätigkeit betroffen hingestellt wird, und dann noch nachträglich der einzelne betroffne Körperteil hinzugefügt wird. Steht die Person im Dativ, so wird der betroffne Körperteil in den Vordergrund gerückt und die Person mehr als beteiligt, in Mitleidenschaft gezogen, nicht als unmittelbar betroffen hingestellt. Das paßt nun zu den mitgeteilten Beispielen vortrefflich. Wird jemand nur auf ein Kleidungsstück getreten, so wird sein Körper gar nicht davon berührt; alle andern Redensarten der zweiten Gruppe aber sind bildliche Wendungen, bei denen ebenfalls gar kein wirkliches, leibliches Angreifen, Ansehen, Anfühlen gemeint ist. So wird es nun auch leicht verständlich, warum man wohl sagt: er hat mich ins Gesicht geschlagen, aber: das schlägt der Wahrheit ins Gesicht — der Mörder hat ihn mitten ins Herz gestochen, aber: deine Klagen schneiden mir ins Herz — der Schmied hat das Pferd auf den Schenkel gebrannt, aber: solange nicht dem deutschen Michel die Not auf die Nägel brennt — du hast mich mit dem Stock ins Auge gestochen, aber: am Schaufenster stach mir ein schöner Brillantschmuck ins Auge. Erschöpft wird die Sache mit dieser Unterscheidung freilich nicht, aber man

kann sich, wenn man sie sich klar vor Augen hält, auch in andern Fällen leicht klar machen, weshalb die Sprache hier den Dativ, dort den Akkusativ vorzieht oder vorziehen — sollte, weshalb man also z. B. sagt: seinem Freunde auf die Schulter klopfen (obwohl das doch wirklich und nicht bildlich geschieht). Bisweilen bedeutet der Akkusativ der Person mehr eine Absicht: weshalb trittst du mich denn auf den Fuß? der Dativ mehr das Unabsichtliche: mir hat vorhin einer auf den Fuß getreten, das thut mir jetzt noch weh.

Zur Steuerung des Notstandes

Ein persönliches Passivum kann natürlich nur von solchen Zeitwörtern gebildet werden, die ein direktes Objekt (im Akkusativ) zu sich nehmen: ich bestreite die Nachricht — die Nachricht wird von mir bestritten. Von Zeitwörtern, die ein indirektes Objekt haben, läßt sich nur ein unpersönliches Passivum bilden: ich widerspreche der Behauptung — der Behauptung (nicht: die Behauptung!) wird von mir widersprochen. Daher ist es falsch, so, wie es unsre Zeitungen jetzt immer thun, von unwidersprochnen Nachrichten zu reden oder zu sagen: ganz unwidersprochen darf diese Behauptung nicht bleiben.

Ebenso kann natürlich ein Objektsgenitiv nur an solche Verbalsubstantiva gehängt werden, die aus Zeitwörtern mit direktem Objekt gebildet sind. Falsch und liederlich ist es, zu schreiben: die Kündigung der Arbeiter (wenn nicht gemeint ist, daß die Arbeiter kündigen, sondern daß den Arbeitern gekündigt wird), ebenso falsch: zur Steuerung oder zur Abhilfe des Notstandes — sie war zur Hilfeleistung ihrer Mutter anwesend — denn gesteuert oder abgeholfen wird dem Notstande, aber nicht der Notstand!

Voller Menschen

Das Adjektivum voll verbindet wohl jeder richtig mit dem Genitiv oder, je nachdem, mit der Präposition von, z. B.: die Straßen waren voll geputzter Menschen — er war deines Lobes voll — das ganze Haus war voll von Altertümern und Merkwürdigkeiten. Daneben ist noch üblich, das Substantiv gänzlich unflektirt zu voll zu setzen: voll Blut, voll Rauch, voll Zorn, voll Liebe, voll Verlangen usw. Das ist eigentlich ein Fehler, aber einer, der nicht mehr gefühlt wird. Wenn man voll Liebe sagte, so meinte man ursprünglich natürlich den Genitiv. Da dieser aber beim Femininum nicht erkennbar war, so verdunkelte sich allmählich das Gefühl dafür, und so ging er auch bei männlichen und sächlichen Substantiven verloren. In derselben Weise sind ja auch Verbindungen entstanden, wie: ein Stück Brot, ein Glas Wein.

Nun aber voller — wie stehts damit? Im Volksmunde ist es ganz gäng und gäbe, auch unsre besten Schriftsteller haben es stets geschrieben, aber heute getraut man sichs doch nicht mehr so recht, weil man so gelehrt geworden ist, daß man immer grübelt, ob man wohl auch so sagen dürfe oder nicht, aber nicht gelehrt genug, die Zweifel wieder zu bannen. Die Kirche war voller Menschen — der Kerl ist voller Neid — der Baum hängt voller Kirschen — der Junge steckt voller Schnurren — darf man denn so schreiben? Ei, gewiß darf mans; jedermann, Hoch und Niedrig, spricht so, warum soll mans nicht schreiben dürfen?

Wie die Konstruktion zu erklären sei, ist freilich unsicher. Das voller sieht aus wie ein Genitiv des Feminins oder des Plurals. In der That hat man auch die Verbindung so zu erklären gesucht, daß man annahm, voll sei zunächst von den nachfolgenden Genitiven des Feminins oder des Plurals ergriffen (attrahirt), und nachdem das Gefühl dafür verloren gegangen sei, dann auch vor dem männlichen und

dem sächlichen Singular gebraucht worden. Nach einer andern Meinung wäre es aus voll der entstanden. Endlich ist auch behauptet worden, es sei ein erstarrter männlicher Nominativ, der sich aus der Zeit erhalten habe, wo das Adjektivum im Prädikat (und als hinter dem Substantiv stehendes Attribut) noch flektirt wurde, also ein Baum voller Früchte sei eigentlich ein früchtevoller Baum. Mag die Bildung entstanden sein, wie sie will, jedenfalls hat sie nichts niedriges an sich, im Gegenteil etwas trauliches und anheimelndes, und ist der guten Schriftsprache durchaus nicht unwürdig.*)

Zahlwörter. Erste Künstler

In dem Wesen und der Bedeutung des Superlativs liegt es begründet, daß er eigentlich nur den bestimmten Artikel haben kann: unter hundert Männern von verschiedner Größe ist einer der größte. Sind drei von dieser Größe darunter, so sind diese drei die größten. Dann ist aber einer von diesen dreien nicht ein größter — das ist undeutsch! —, sondern einer der größten. Darum ist es eine abgeschmackte Ziererei, zu schreiben: Lessings Andenken wird gepflegt, wie eine seltenste Blume im Treibhause. Nur in der Mehrzahl kann man allenfalls, wie der Kaufmann, von billigsten Preisen oder, wie der Philosoph, von kleinsten Teilen reden.

Ebenso abgeschmackt ist es, zu sagen: dieses Denkmal wird stets einen ersten Rang behaupten — und von ersten Künstlern zu reden, wie es jetzt in den Anpreisungen von Prachtwerken geschieht. Erste soll hier einen Superlativ ersetzen, es soll so viel heißen wie größte, bedeutendste, hervorragendste Künstler.

---

*) Eine ähnliche merkwürdige Bildung wie voller ist Maler, Stücker, Tager, Jahrer in Verbindungen wie: ein Maler drei, ein Stücker drei, ein Jahrer fünf, ein Tager sechs u. ähnl. Hier ist aber das er der Rest eines rasch und nachlässig gesprochnen oder: ein Stück oder drei. Diese Verbindungen würden sich aber in guter Schriftsprache doch seltsam ausnehmen, sie gehören entschieden der niedrigen Umgangssprache an.

Da kann es nur heißen: von den ersten Künstlern.*) Ebenso ist es eigentlich auch unlogisch, zu sagen: ein letzter Wunsch des Verstorbnen, eine Hauptursache des Erfolgs; genau genommen muß es heißen: einer der letzten Wünsche, eine der Hauptursachen des Erfolgs, denn auch die Hauptursache ist ein superlativer Begriff von derselben Bedeutung wie: die höchste, die wichtigste Ursache.

Recht unfein klingt es, wie es in militärischen Kreisen jetzt geschieht, hinter Personennamen die Kardinalzahl zu gebrauchen und von Fischer eins, Meyer sieben zu reden. Vielleicht — soll es unfein klingen. Oder wollen wir in Zukunft auch von Otto drei und Heinrich acht reden? Wie mag Wilhelm zwei darüber denken?

Die Präpositionen

Eine grauenvolle Liederlichkeit greift jetzt in der niedrigen Geschäftssprache in der Behandlung der Präpositionen um sich. Vor allem erscheint immer häufiger der Akkusativ hinter Präpositionen, die den Dativ verlangen. Schweinsknochen mit Klöße, Spinat mit Eier, Kotelette mit Steinpilze — anders wird auf Leipziger Speisekarten gar nicht mehr geschrieben. Das ist freilich Kellnerdeutsch, aber wen trifft denn die Schande für solche Sprachsudelei? Und ist es nicht eine Beleidigung der Gäste, wenn ihnen Wirte solches Schanddeutsch vorsetzen? Aber auch an Schaufenstern kann man schon lesen: Stühle werden mit Roßhaare gepolstert — Neuvergoldung von Spiegel — Verkauf von Zauberapparate — Regentropfen auf Hüte werden sofort beseitigt — großes Lager in Regenmäntel; Zeitungen schreiben: er wurde zu zwei Monate Gefängnis verurteilt — man spricht von einer beträchtlichen Anzahl Verunglückte —, und sogar Behörden

*) Nur in Verbindungen wie: ein Kaffee erster Sorte, ein Künstler zweiten Ranges, ein Wagen dritter Klasse, ein Stern vierter Größe bleibt der bestimmte Artikel vor den Ordinalzahlen weg.

machen bekannt: die Lieferung von hundert Stück gebrauchte Schwellen — das Abladen von dreißig Kubikmeter Bruchsteine — das Befahren dieses Weges mit Lastfuhrwerke usw.*)

In andern Fällen drängt sich auf ganz lächerliche Weise der Genitiv an die Stelle des Dativs. In Leipzig kann man von Halbgebildeten hören: unter meines Beiseins — nach meines Erachtens; aber auch Gebildete schreiben: dank dieses Umstands — dank des mir von allen Seiten entgegengebrachten ehrenvollen Vertrauens — dank dieser Eindrücke meiner Jugendzeit — dank seines ins einzelste gehenden Verständnisses. Wie ist nur eine solche Verirrung möglich? Man könnte glauben, den Leuten schwebe bei ihrem dank mit dem Genitiv etwas ähnliches vor wie: kraft meines Amts, laut deines Briefs, statt einer Belohnung; kraft, laut und statt werden ja mit Recht mit dem Genitiv verbunden, denn ursprünglich hieß es: in Kraft (oder: durch Kraft), nach Laut, an Statt. Aber dank ist doch einfach Dank, es hat nie eine Präposition vor sich gehabt, folglich verlangt es auch unbedingt den Dativ: dank deinem Fleiße, dank deinen Bemühungen ist es gelungen usw. Die wunderlichen Beispiele: unter meines Beiseins und nach meines Erachtens zeigen wohl, wie der falsche Genitiv zustande kommt: er entsteht durch Verwechslung des Dativs mit dem Genitiv im Femininum. Nach meiner Meinung, unter meiner Mitwirkung, dank deiner Bemühung — das klingt den Leuten wie ein Genitiv, und so sagen sie nun auch fröhlich: dank dieses Umstands. Genau so ist es ja mit trotz gegangen; da sind wir jetzt glücklich so weit, daß der richtige Dativ für einen Fehler und der falsche Genitiv für das Richtige und Feine erklärt wird. Vielleicht kommt es auch mit

---

*) Hierzu gehört auch der beliebte Fehler: aus aller Herrn Länder, der dem Wohllaute zuliebe entstanden ist: das doppelte ern schien unerträglich. Aber noch unerträglicher ist doch der Akkusativ, man schreibe nur, wie sichs gehört: aus aller Herren Ländern.

dank noch dahin, und wenn wir uns rechte Mühe geben, auch mit nach und unter.

Nördlich, südlich, rechts, links, unweit

Alle Präpositionen sind ursprünglich einmal Adverbia gewesen. Auch die häßlichen, langatmigen Modepräpositionen unsrer Amts- und Zeitungssprache: anläßlich, gelegentlich, inhaltlich, antwortlich, was sind sie zunächst anders als Adverbia? Neuerdings soll nun aber mit aller Gewalt noch eine Anzahl weiterer Adverbia zu Präpositionen gepreßt werden, nämlich: rechts, links, nördlich, südlich, östlich, westlich und seitlich (das letzte ein recht überflüssiges Wort). Niemand wird bestreiten, daß auch diese Wörter Adverbia sind. Um anzugeben, im Vergleich womit etwas rechts oder links, nördlich oder südlich sei, haben wir denn auch früher immer die Präposition von zu Hilfe genommen und gesagt: rechts von der Straße, nördlich von den Alpen. Da haben sich nun offenbar manche Leute eingebildet, von sei hier, wie so oft, eine bloße Umschreibung des Genitivs, und da sei es doch gescheiter, lieber gleich den Genitiv zu setzen. Und so hat sich denn seit einiger Zeit immermehr der Fehler verbreitet, zu schreiben: rechts der Elbe, rechts und links der Szene, nördlich des Viktoriasees, südlich der Kirche, seitlich des Altars usw. Namentlich Architekten, Techniker und Geographen drücken sich schon gar nicht mehr anders aus. Ein Fehler ist es aber doch, wenigstens solange es noch Menschen giebt, die so altmodisch sind, zu glauben, rechts und links, nördlich und südlich seien Adverbia, und solange — die Schule ihre Schuldigkeit thut.

Ebenso verhält sichs mit den verneinten Adverbien unfern und unweit. Auch sie können von Rechts wegen nur als Adverbia gebraucht werden: unweit von dem Dorfe; aber auch sie hat man zu Präpositionen zu pressen gesucht und nun natürlich nicht gewußt, ob man sie mit dem Genitiv oder, wie das gleichbedeutende nahe, mit dem Dativ

verbinden soll; die einen schreiben: unfern des Bodensees, unweit des Flusses, andre: unfern dem Schlosse, unweit dem Thore. Und das hat zur Folge gehabt, daß man sogar bei nahe irre geworden ist und zu schreiben anfängt: nahe Leipzigs! Auch nahe ist keine Präposition, sondern ein Adverbium (nahe bei, nahe an), und als Adjektiv kann es unzweifelhaft nur den Dativ haben; unfern und unweit aber sollte man doch lieber ganz vermeiden, sie haben (wie unschwer) etwas gesuchtes und sind der lebendigen Sprache fremd.

Zum oder zu dem?

Große Unsicherheit herrscht jetzt darüber, in welchen Fällen der bestimmte Artikel mit der Präposition verschmolzen werden darf, und in welchen Fällen nicht, wann es also heißen darf: im, vom, zur, aufs, ins (oder, wenn jemand ohne Apostroph nicht leben kann, auf's, in's, vielleicht auch i'm, zu'r?), und wann: in dem, von dem, auf das usw. Und doch ist die Sache sehr einfach und eigentlich selbstverständlich.

Der bestimmte Artikel der, die, das hat ursprünglich demonstrativen und determinativen Sinn, er bedeutet dasselbe wie dieser, diese, dieses, oder wie das schöne Kanzleiwort derjenige, diejenige, dasjenige. In dieser Bedeutung wird er ja auch noch täglich gebraucht, er wird dann gedehnt gesprochen und betont; deer, deem, deen (man nehme nur seine Ohren zu Hilfe, nicht immer bloß die Augen!), während er als bloßer Artikel unbetont bleibt und kurz gesprochen wird. Nun ist es doch klar, daß die Verschmelzung mit der Präposition nur da eintreten kann, wo wirklich der bloße Artikel vorliegt. Verschlungen oder verschluckt werden kann immer nur ein Wort, das keinen Ton hat. Es ist also ganz richtig, zu sagen: du wirst schon noch zur Einsicht kommen, wenn gemeint ist: zur Einsicht überhaupt, zur Einsicht schlechthin, oder: ich habe im guten Glauben gehandelt. Sowie aber durch einen nach-

folgenden Nebensatz eine bestimmte Einsicht, ein bestimmter guter Glaube bezeichnet wird, so ist es eben so klar, daß dann der Artikel einen Rest seiner ursprünglichen demonstrativen oder determinativen Kraft bewahrt hat, und dann kann von einer Verschlingung mit der Präposition keine Rede mehr sein. Es kann also nur heißen: als er nach Jahren zu der Einsicht kam, daß er nicht zum Künstler geboren sei — ich habe in dem guten Glauben gehandelt, daß ich in meinem Rechte wäre. Dennoch muß man fort und fort so fehlerhafte Sätze lesen, wie: die Bauern kamen zum Bewußtsein, daß sie auf weitere Schenkung von Grund und Boden nicht rechnen dürften — im Bewußtsein, daß es der Reichshauptstadt an einem Mittelpunkte künstlerischer Bestrebungen fehle — man kam zur Überzeugung, daß mit den glühenden Farben des Glases die Wirkung des Staffeleibildes nicht zu erreichen sei — die Vergleichung seiner Landsleute mit den Deutschen von ehemals führte Melanchthon zur Erklärung, daß die Deutschen leider ihren Vorfahren unähnlich geworden seien — folgende Erwägung führt zur Vermutung, daß die Ohnmacht Gretchens einem geschichtlichen Fall nachgebildet sei — vielleicht wird die praktische Beschäftigung zur Erkenntnis gelangen, daß die Rückkehr zum historischen Ausgangspunkte geboten sei — er sah sich zum Geständnis genötigt, daß er sich getäuscht habe — das Komitee empfahl seinen Kandidaten im festen Vertrauen, daß ein paar Schlagwörter genügen müßten. In allen diesen Fällen ist die Verschmelzung der Präposition mit dem Artikel ein grober Fehler. Es ist unbegreiflich, wie jemand das Gefühl dafür verlieren kann.

Die nähere Bestimmung kann aber auch durch einen Infinitiv mit zu, durch einen Relativsatz, durch ein Attribut ausgedrückt werden — auch dann darf der Artikel nicht verschlungen werden. Also auch folgende Sätze sind falsch: er stand im Rufe, es mit der klerikalen Partei zu halten — er starb im Be-

wußtsein, die teuersten Güter des Vaterlandes verteidigt zu haben — unter Eigentum verstehen wir die volle Herrschaft über eine Sache bis zur Befugnis, sie zu vernichten — erhielt am Gedanken fest, sich sobald als möglich von dieser Last zu befreien — die Kommission steht im Verdacht, sich gegen alle naturalistischen Ausschreitungen kühl zu verhalten — er wurde vom Verdacht, ein preußischer Spion zu sein, freigesprochen — er war vom reinsten Willen erfüllt, Versöhnung mit Gott zu finden —*) im Augenblicke, wo er mich sah — daß Goethe den Hans Sachsischen Ton auch zur Zeit anschlug, wo er sich sonst meist der neuern Formen bediente — er ist nicht sparsam im Lobe, das den polnischen Pferden gebührt — im Deutschen, das heute geschrieben wird (in dem Deutsch, das!) — sie tranken fleißig vom Weine, der auf der reichbesetzten Tafel stand — diese Arie gehört zum Besten, was Verdi geschrieben hat — Vischer hat es nie zur Volkstümlichkeit Scheffels gebracht — ein unbewachter Augenblick stürzte ihn vom Thron seiner Tugendgröße — im Alter von 60 Jahren — zum ermäßigten Preise von 15 Mk. — vom Streit um Kleinigkeiten — im Bande über Leibniz — im Essay über Auerbach — im Hause Berlinerstraße Nr. 70. Im Augenblicke und zur Zeit können nur allein stehen, beides bedeutet dann soviel wie jetzt; ebenso auch: im Alter, im Hause. Auch im Essay kann nur allein stehen, der Essay wäre dann als Gattung etwa dem Roman gegenübergestellt: dergleichen kann man sich wohl im Roman erlauben, aber nicht im Essay; von einem

*) So ist auch zu unterscheiden: das Haus ist wieder in Stand gesetzt worden, und: der Verfasser will uns in den Stand setzen, selbst an der Forschung teilzunehmen. Bei dem bloßen in Stand (d. h. in'n Stand) ist der Artikel verschlungen (vergl. in Händen haben, mit in Kauf nehmen). Nur bei sehr viel gebrauchten Wörtern, an deren eigentliche Bedeutung niemand mehr denkt, wie: im Stande, im Begriff, im Interesse, zum Besten, ist die Verschmelzung im Dativ vollständig durchgedrungen. Niemand sagt: ich bin nicht in dem Stande, einen Bissen zu essen.

bestimmten Essay aber kann es nur heißen: in dem Essay über Auerbach. Ja es giebt sogar Fälle, wo gar kein Zusatz hinter dem Hauptwort nötig und doch die Verschmelzung des Artikels mit der Präposition ein Fehler ist: wenn nämlich nach dem ganzen Zusammenhange nicht das Ding an sich, sondern ein bestimmtes Ding gemeint ist. So ist z. B. falsch: die Beziehungen, in denen Otto Ludwig zur Stadt und ihren Bewohnern stand — wenn Leipzig unter der Stadt gemeint ist; es muß heißen: zu der Stadt und ihren Bewohnern. Zur Stadt könnte nur im Gegensatz zum Lande gesagt werden.

Eine Unsitte ist es daher auch, zu schreiben, wie es neuerdings immer mehr Mode wird: im selben Augenblick, die vom selben Verlage ausgegebnen Kupferstiche. Wer sorgfältig schreiben will, kann nur schreiben: in demselben Augenblick, von demselben Verlage.

Wo wirklich der bloße Artikel vorliegt, da sollte aber nun auch überall die Verschmelzung vorgenommen werden; nicht bloß in der lebendigen Sprache — da fehlts ja nicht dran —, sondern auch auf dem Papiere, und zwar ohne den Apostroph, diesen Stolz des ABCschützen! Kein Mensch sagt: an das Land steigen, der Kampf um das Dasein, eine Anstalt in das Leben rufen, einen Vorgang an das Licht ziehen, eine Sache über das Knie brechen, in das Auge fallen, einem in das Gesicht sehen, etwas in das Werk setzen, eine Sache in das Reine bringen, sich auf das hohe Pferd setzen, sich auf das beste, auf das bequemste einrichten, sondern: ans Land, ums Dasein, ins Leben, ans Licht, aufs beste, aufs bequemste (wie aufs neue). Also schreibe und drucke man auch so. Falsch dagegen ist wieder: sich aufs hohe Pferd des Sittenrichters setzen, denn hier ist ein bestimmtes hohes Pferd gemeint. Ebenso ist zu unterscheiden: im öffentlichen Leben eine Rolle spielen und: in dem öffentlichen Leben Deutschlands eine Rolle spielen.

Wenn von einer Präposition mehrere Substantiva abhängen und beim ersten die Präposition mit dem

Artikel verschmolzen worden ist, so ist es sehr anstößig, bei den folgenden Substantiven den Artikel aus der Verschmelzung wieder herauszureißen und mit Weglassung der Präposition zu schreiben: in gewisser Entfernung *vom* Brandplatz oder *dem* Platze des sonstigen Unglücksfalles — von Platos realen Begriffen bis *zur* Goldmacherkunst und *der* Telepathie — Geschichte *vom* braven Kasperl und *dem* schönen Annerl (Brentano). Die Verschmelzung *vom* wirkt im Sprachgefühl fort auf das folgende Wort; man hört also unwillkürlich: *vom dem* Platze. In solchen Fällen ist es unbedingt nötig, entweder auch die Präposition zu wiederholen, also: in gewisser Entfernung *vom* Brandplatz oder *vom* Platze des sonstigen Unglücksfalles, oder die Verschmelzung von vornherein zu unterlassen und zu schreiben: *von dem* Brandplatze oder *dem* Platze des sonstigen Unglücksfalles. Das erste verdient den Vorzug. Ebenso verhält sichs bei der Apposition. Es ist eine Nachlässigkeit, zu schreiben: *im* Süden, *dem* taurischen Gouvernement — *am* 12. Januar 1888, *dem* dreihundertsten Geburtstage Riberas; es muß auch bei der Apposition wieder *im* und *am* heißen. Doppelt anstößig wird der Fehler, wenn die Substantiva im Geschlecht oder in der Zahl verschieden sind, z. B. *im* Berliner Tageblatt und *der* geistesverwandten Presse — das *am* Ananias und *der* Saphira vollzogne Strafwunder — die *vom* Anarchismus und *der* Sozialdemokratie drohenden Gefahren — von der Universität herab bis *zur* Volksschule und *dem* Kindergarten — das hängt *vom* guten Willen und *der* Zahlungsfähigkeit der Unterthanen ab — Eingang *zum* Garten und *der* Kegelbahn. Auch in solchen Fällen muß die Präposition stets wiederholt werden. Der Gipfel der Nachlässigkeit ist es, die Wiederholung der Präposition dann zu unterlassen, wenn der bestimmte Artikel mit der artikellosen Form wechselt: z. B. *zur* Annahme von Bestellungen und direkt*er* Erledigung derselben; es muß heißen: *zur* Annahme und *zu* direkt*er* Erledigung.

Aus: „Die Grenzboten“

Zu den größten irdischen Freuden des Papiermenschen gehören die sogenannten Gänsefüßchen. Der Schulmeister, der auf Verständnis rechnen kann, wenn er dem Achtjährigen zum erstenmal in die Feder diktirt: der Vater fragte — Doppelpunkt — Gänsefüßchen unten — wo bist du gewesen, Max — Fragezeichen — Gänsefüßchen oben —, hat das stolze Gefühl, daß er seinen Zögling zu einer der wichtigsten Entwicklungsstufen seiner Geistesbildung emporgeführt habe. Aber nicht bloß Schulmeister und Schulknaben, auch andre Leute, z. B. Romanschriftsteller, haben an diesen Strichelchen eine kindische Freude; es giebt Romane, in denen man vor lauter Gänsefüßchen fast nichts vom Dialog sieht. Ein Hochgenuß beim Lesen ist es, wenn Er immer mit zweien („—“), Sie immer mit vieren („„—“ “) erscheint; dann flimmert einem alles vor den Augen.

Die Gänsefüßchen sind, wie der Apostroph (vgl. S. 7), eine jener nichtsnutzigen Spielereien, die — es steht nicht fest, ob durch den Schulmeister oder durch den Druckereikorrektor — eigens für die Papiersprache erfunden worden sind. Wenn jemand einen Roman vorliest, so kann er doch die Gänsefüßchen nicht mitlesen, und doch versteht ihn der Zuhörer. Wozu schreibt und druckt man sie also? Einen vernünftigen Zweck haben sie nur da, wo man Wörter oder Redensarten ironisch gebraucht (um sie lächerlich zu machen), oder wo man mitten in seine eigne Darstellung eine Stelle aus der Darstellung eines andern einflicht.*) Aber auch da sind sie überflüssig, wenn diese Stelle in fremder Sprache oder in Versen ist, sich also schon durch die Schriftgattung (Antiqua, Kursiv, Petit) von dem übrigen Text genügend abhebt. Ebenso überflüssig aber und nichts als eine

*) An den Leipziger Pferdebahnwagen ist am Hintertritt folgender Satz mit Gänsefüßchen (!) angeschrieben: „Dieser Platz des Hinterperrons bleibt frei.“ Offenbar ist der Satz ein Zitat. Aber woher? Büchmann giebt keine Auskunft.

Spielerei sind sie bei Namen und bei Überschriften und Titeln von Büchern, Schauspielen, Opern, Gedichten usw. Wenn man sagt: der Kaiser hat eine Reise auf der Hohenzollern*) gemacht — so versteht das doch jedermann, und ebenso wenn man sagt: der Vers ist aus Goethes Iphigenie. Manche Lehrer behaupten zwar, die Iphigenie ohne Gänsefüßchen sei die Person des Schauspiels, die Iphigenie mit Gänsefüßchen sei das Schauspiel selbst; aber kann man denn in der lebendigen Sprache diese Unterscheidung machen?

Das ärgste aber ist es nun und eine der abgeschmacktesten Erscheinungen der Papiersprache, wenn Titel und Überschriften wie Versteinerungen behandelt werden, und geschrieben wird: die Redaktion des „Wiener Fremdenblatt,“ und ebenso dann nach Präpositionen: Vorspiel zu „Die Meistersinger“ — einzelne Bilder aus „Der neue Pausias“ — erweiterter Separatabdruck aus „Der praktische Schulmann“ — die Aufsätze haben zuerst in „Die Grenzboten“ gestanden usw. Jedermann sagt: ich bin gestern abend in den Meistersingern gewesen, der Vers ist aus dem neuen Pausias, ich habe das im praktischen Schulmann gelesen, die Aufsätze haben in den Grenzboten gestanden. Versteht man das nicht? Wenn mans aber mit den Ohren versteht, warum denn nicht mit den Augen?**)

Einige Verlegenheit bereiten ja die jetzt so beliebten Zeitungs- und Büchertitel, die, statt aus einem Haupt-

*) Auf der Hohenzollern — so wird ja leider gesagt, indem man wieder das Englische nachäfft, das alle Schiffsbezeichnungen weiblich behandelt. Aber da wir das im Deutschen nicht durchführen, auch gar nicht durchführen können — denn die Kaiser Wilhelm und die Große Kurfürst wären doch gar zu widersinnig —, warum läßt man nicht jedem Schiffsnamen sein natürliches Geschlecht?

**) Ganz versessen sind die Druckereien auf diese Gänsefüßchen. Auch wenn man einen Buchtitel vernünftig flektirt hat, ist man nicht sicher davor, daß einem in der Druckerei die Gänsefüßchen dazugesetzt werden. Da kommt es dann vor, daß eine Zeitung berichtet, der Kaiser habe die Widmung der von Ferdinand Hummel „Zum heiligen Lachen“ komponirten Musik angenommen.

wort, aus einer adverbiellen Bestimmung bestehen, wie: Vom Fels zum Meer, Zur guten Stunde, Aus unsern vier Wänden, Von Stufe zu Stufe u. ähnl. Hoffentlich wird die Mode, solche Titel zu bilden, mit der Zeit wieder verschwinden, denn sie sind wirklich nicht bloß beim Schreiben, sondern schon beim Sprechen eine Qual. Jedes natürliche Sprachgefühl sträubt sich doch dagegen, zu sagen: ich habe das in Vom Fels zum Meer gelesen. Aber immer dazuzusetzen: in der Zeitschrift — was schließlich das einzige Rettungsmittel ist, ist doch langweilig.

Nach dort

Statt hin und her schreiben unsre Kaufleute jetzt in ihren Geschäftsbriefen nach dort und nach hier: kommen Sie nicht in den nächsten Wochen einmal nach hier? Wenn nicht, so komme ich vielleicht einmal nach dort. Und wenn ein paar Handlungsreisende bei kühlem Wetter in einem Biergarten sitzen, fragen sie sich sogar: Wollen wir uns nicht lieber nach drin setzen? (statt hinein!). Diese neumodische schöne Ortsbestimmung ist freilich nicht ohne Vorgang: schon längst hat man zur Bezeichnung einer Richtung, statt die auf die Frage wohin? antwortenden Ortsadverbien zu benutzen, die Präposition nach mit Ortsadverbien verbunden, die auf die Frage wo? antworten, z. B. nach vorn, nach hinten, nach oben, nach unten, nach rechts, nach links, statt: vor, hinter, hinauf, herunter, rechts, links, und ebenso hat man auf die Frage woher? geantwortet: von vorn, von hinten, von oben, von unten, von hier, von dort. Nur nach hier, nach dort und nach drin hatte noch niemand zu sagen gewagt. Aber warum eigentlich nicht? Offenbar aus reiner Feigheit. Wir können also dem kaufmännischen Geschäftsstil für seinen sprachschöpferischen Mut nur dankbar sein. Schade, daß Goethe das Lied der Mignon nicht mehr ändern kann; das müßte doch nun eigentlich auch am Schlusse heißen: nach

dort, nach dort möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!*)

Bis

Viele Nachlässigkeiten und Dummheiten werden in den Zeitangaben gemacht. Ein Ausdruck wie: vom 16. bis 18. Oktober soll dabei noch gar nicht einmal angefochten werden, wiewohl, wer sorgfältig schreiben will, hinter bis die Präposition nie wegläßt, sondern schreibt: bis zum 18. Oktober. Denn bis ist zwar selbst eine Präposition, es ist aber auch eine Konjunktion, es ist ein Mittelding zwischen beiden, und bei Ortsbestimmungen verlangt es noch ein an, auf, in, zu, nach; nur vor Stadt- und Ländernamen kann es allein stehen. Man kann also wohl sagen: bis morgen, bis Montag, bis Ostern, sogar: bis nächste Woche, aber nicht: bis Haus, bis Thüre. Nur wer in den Pferdebahnwagen gestiegen ist, antwortet maulfaul auf die Frage des Kondukteurs: wie weit? Bis Kirche. Eine ganz unzweifelhafte Nachlässigkeit aber ist es, zu schreiben: von Nikolaus I. bis Gregor VII. Denn wie soll man das lesen? Bis Gregor den Siebenten? bis den? Wenn das richtig wäre, dann könnte man auch sagen: wenn wir vom Großvater noch weiter zurückgehen, bis den Urgroßvater. Ebenso nachlässig ist es, zu schreiben: Ausgewählte Texte des 4. bis 15. Jahrhunderts, deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts oder mit einem Strich, den man bis lesen soll: des 12. — 14. Jahrhunderts,**) Flugschriften des 16.

*) Ein gemeiner Provinzialismus (aus Berlin?), der aber neuerdings rasch Fortschritte macht, ist der Gebrauch von hoch für oben und zugleich für hinauf, empor, in die Höhe, z. B. hoch kommen, hoch gehen, wenn ich einmal hoch bin, dann geh ich nicht gleich wieder runter; ein eben so gemeiner (aus Wien?), der Gebrauch von oben für hinauf, z. B. oben gehen. In anständigem Deutsch geht man weder hoch noch oben.

**) Dieser dumme Strich hat es mit sich gebracht, daß nun auch geschrieben wird: zwischen 1670 bis 1710. Offenbar hatte einer geschrieben: zwischen 1670—1710, ein andrer schrieb das ab und wollte ein Wort aus dem Striche machen. Hier hätte er aber den Strich als und lesen sollen! Besser, man macht keine Striche, sondern schreibt Wörter.

bis 18. Jahrhunderts, Kulturbilder aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Da hört man erst den Singular des, dem, und dann kommen drei oder vier Jahrhunderte hinterher. Wie kann denn ein Jahrhundert das 4. bis 15. sein! Man kann den Fehler täglich lesen, oft gleich auf Titelblättern neuer Bücher. Wer sorgfältig schreiben will, muß schreiben: Flugschriften des 16., des 17. und des 18. Jahrhunderts — oder wenigstens des 16., 17. und 18. Jahrhunderts — oder aus der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Das ist etwas umständlich, aber es kann nichts helfen. Wir schrecken ja sonst jetzt vor umständlicher Ausdrucksweise nicht zurück, können uns oft gar nicht breit und umständlich genug ausdrücken. Warum denn gerade da nicht, wo es einmal angebracht wäre?

In 1870

Wie mit nach hier und nach dort, verhält sichs auch mit in 1870, das man neuerdings nicht selten lesen kann. Jede andre Präposition kann man so vor die Jahreszahl setzen, man kann sagen: vor 1870, nach 1870, bis 1870 — aber nicht: in 1870. Warum nicht? Weils nicht deutsch ist. Es ist eine willkürliche Nachäfferei des Französischen und des Englischen. Deutsch ist auf die Frage wann? entweder die bloße Jahreszahl ohne jede Präposition, oder: im Jahre 1870.

Bei den Angaben der Monate und der Jahreszeiten scheinen es jetzt manche für geistreich zu halten, in ganz wegzulassen und zu schreiben: das geschah Dezember 1774 — ich wurde Herbst 1874 immatrikulirt. Auch das ist undeutsch; die Monatsnamen wie die Namen der Jahreszeiten verlangen unbedingt die Präposition, denn bei ihnen ebenso wie bei dem ganzen Jahre hat man deutlich die Vorstellung eines Zeitraumes, in dessen Innerm sich ein Ereignis zuträgt.

Alle vier Wochen oder aller vier Wochen?

Bei periodisch wiederkehrenden Handlungen antwortet auf die Frage: wie oft? der Genitiv von alle mit einem Zahlwort, z. B.: aller vierzehn Tage, aller vier Wochen, aller zwei Stunden, aller halben Jahre, aller Vierteljahre, aller hundert Jahre, ja sogar ohne Zahlwort: aller Augenblicke. Wenigstens in Mitteldeutschland, namentlich in Sachsen und Thüringen, ist dieser Genitiv allgemein, bei Hoch und Niedrig, im Gebrauch und ermöglicht vielfach einen feinen Unterschied vom Akkusativ. Nicht bloß die Leipziger Straßenjugend spottet von der Leipziger Pferdebahn: und aller fünf Minuten, da bleibt de Karre stehn — auch die gebildete Mutter sagt zu ihrem Kinde: bleib doch nicht aller zehn Schritte stehen, oder: du bleibst ja aller drei Zeilen hängen, oder: du mußt hier aller vier Takte Atem holen, oder: so was kommt nur aller Jubeljahre einmal vor (wobei der Zahlbegriff in Jubel steckt: 25, 50, 100), ja sogar: komm doch nicht aller Nasen lang gelaufen, oder: du störst mich aller Augenblicke, und der Arzt schreibt aufs Rezept, wenn er nicht gerade ein zugewanderter Berliner ist: aller zwei Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen. Mit dem Akkusativ, wie er in Nord- und Süddeutschland üblich ist, erscheint uns nicht das Periodische, die Wiederkehr der Handlung in gleichen Zeitabständen, ausgedrückt. Wenn ich sage: das kann ich alle Augenblicke thun, oder von einem geladnen Geschoß: geh zurück! es kann alle Augenblicke losgehen, so heißt das nichts andres als: jeden Augenblick, jederzeit, sofort, sogleich. Sage ich dagegen: es blitzt aller Augenblicke, so heißt das (natürlich mit einer starken Übertreibung): es blitzt in regelmäßigen Abständen von je einem Augenblick. Wenn sich jemand beklagt, er habe vierzehn Tage an einem langweiligen Badeorte sitzen müssen, so kann ich ihn fragen: bist du wirklich alle vierzehn Tage dort gewesen? Das ist eine Zeit-

dauer, keine Wiederholung. Wenn sich aber die Landpfarrer in regelmäßigen Zwischenräumen von je vierzehn Tagen zu einer Konferenz in der Stadt zusammenfinden, so kommen sie nicht alle, sondern aller vierzehn Tage. Wenn ich sage: ich reise alle Jahre nach Italien, so kann ich das einemal im März, das andremal im Mai, das drittemal im Oktober reisen. Will ich dagegen sagen, daß ich die Reise in genauen Abständen von je einem Jahre mache, so würde ich zwar vielleicht nicht sagen: aller Jahre (das ist nicht gebräuchlich), wohl aber, wo es auf eine genaue Bestimmung einer periodisch wiederkehrenden Handlung ankommt: aller zwölf Monate.*)

Da es sich bei diesem eigentümlich gefärbten „distributiven" Genitiv, wie man ihn treffend genannt hat, keineswegs um einen niedrigen Provinzialismus handelt, sondern um eine mundartliche Feinheit, deren das Norddeutsche wie das Süddeutsche entbehrt, so kann es uns niemand verdenken, wenn wir ihn nicht dem unklaren, doppelsinnigen Akkusativ zuliebe fallen lassen. Wir bleiben fest bei unserm: aller vier Wochen!

Donnerstag und Donnerstags — nachmittag und nachmittags

Auch bei periodisch wiederkehrenden Handlungen auf die Frage: wann? muß stets der Genitiv stehen. Auf die Frage: wann ist der Eintritt ins Museum frei? kann nur geantwortet werden: Montags und Donnerstags, wenn damit gesagt sein soll, daß es jeden Montag und jeden Donnerstag der Fall sei. Ebenso bezeichnet morgens, mittags, nachmittags, abends Handlungen, die jeden Morgen,

*) Wenn Wolfgang Müller von der Wunderblume singt: Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr, so heißt das nur, daß sie im Verlaufe von hundert Jahren einmal blühe. Soll aber ausgedrückt werden, daß sie in regelmäßigen Zwischenräumen von hundert Jahren blühe, so ist das einmal ganz überflüssig; dann genügt es, zu sagen: sie blüht aller hundert Jahr.

jeden Mittag usw. geschehen. Die einmalige Handlung dagegen wird durch den Akkusativ bezeichnet. Aber auch hier herrscht jetzt Verwirrung. Genitive wie Sonntags, Montags gelten jetzt lächerlicherweise manchen beim Schreiben für unfein, und umgekehrt drängt sich wieder der Genitiv dahin, wo er nicht hingehört. In der Umgangssprache wird er schon ganz anstandslos auch von einmaligen Handlungen gebraucht: kommst du mittags zurück? Nein, ich komme erst abends zurück. Es muß heißen: zu Mittag und am Abend. Ich esse mittags zu Hause, abends pflege ich auswärts zu essen — das ist richtig.*) Ganz abscheulich ist es, zu schreiben: anfangs April, anfangs Dezember, anfangs der fünfziger Jahre; es muß unbedingt heißen: Anfang April, Anfang Dezember, wie Mitte Dezember, Ende Dezember. Anfang, Mitte, Ende sind hier Akkusative, Dezember ein (schlechter!) Genitiv. Anfangs kann immer nur allein, als Adverbium stehen, im Gegensatze zu dann, später, endlich usw.

Drei Monate — durch drei Monate — während dreier Monate

Ein widerwärtiger Mißbrauch, der aber auch neuerdings für vornehm gilt — natürlich! es klingt ja französisch — ist der Gebrauch, auf die Frage: wielange? mit während zu antworten: wir waren während dreier Monate in der Schweiz — dieses Geräusch blieb während einiger Minuten hörbar — man sprach während einiger Wochen von nichts anderm als von dieser Unternehmung — die Prüfungskommission, der Gottfried Kinkel während einer Reihe von Jahren angehört hat — die Lehren,

*) Ich hatte einmal eine Zeit lang in regelmäßigen Zwischenräumen in der Zeitung bekannt zu machen, daß nächste Mittwoch Abend 8 Uhr eine gewisse Versammlung abgehalten würde. Regelmäßig hatte mir der Zeitungssetzer, der es natürlich besser wußte, nächste Mittwoch Abends draus gemacht, bis ich mirs endlich einmal auf dem Manuskript verbat.

die während achtzehn Jahrhunderten als die Grundlage rechtgläubigen Christentums angesehen worden sind — die Naturaldienste wurden nur während weniger Tage im Jahre geleistet.

Während kann nie auf die Frage: wielange? antworten, sondern immer nur auf die Frage: wann? Vielleicht ist nicht allen Lesern in der Erinnerung, wie die Präposition während entstanden ist. Noch im vorigen Jahrhundert schrieb man währendes Frühlings, währendes Krieges. Allmählich wurde dieser absolute Genitiv mißverstanden, eine Zeit lang wußte man nicht recht, ob man währendes oder während des hörte, und schließlich sprang der Partizipialstamm von der Endung ab und wurde — thatsächlich also durch ein Mißverständnis, durch eine Sprachdummheit — zu einer Präposition. Trotzdem erhielt sich bei richtiger Anwendung der ursprüngliche Sinn: es wird ein Vorgang zusammengestellt mit einem andern Vorgange, mit dem er entweder ganz oder teilweise zeitlich zusammenfällt; er lag während des Kriegs im Lazaret — während des Vortrags darf nicht geraucht werden — während des Gewitters waren wir unter Dach und Fach. Der Krieg, der Vortrag, das Gewitter sind Vorgänge, Ereignisse. Aber ein Tag, ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert sind bloße Zeitabschnitte oder Zeitmaße. Er lag während dreier Monate im Lazaret — ist völliger Unsinn, denn drei Monate sind kein Ereignis, womit das Liegen im Lazaret zeitlich verglichen würde, sondern sie bedeuten einfach die Zeitdauer; diese kann aber nur ausgedrückt werden durch den Akkusativ drei Monate oder drei Monate lang. Aber kann man denn nicht sagen: während des Tags? Gewiß kann man das; aber dann ist Tag nicht als Zeitmaß gebraucht, sondern als Erscheinung der Nacht gegenübergestellt: während des Tags scheint die Sonne. Die Sonne hat nur während eines Tages geschienen — das ist Unsinn; die Sonne hat während meiner Ferien nur einen Tag geschienen — das hat Sinn. Aber alle Roman-

schreiber und besonders alle Romanschreiberinnen spreizen sich jetzt mit diesem albernen, dem französischen pendant nachgeäfften Mißbrauch.

Durch drei Monate endlich, durch mehrere Jahre, durch lange Zeit, wie die Zeitungen auf die Frage: wielange? jetzt auch gern sagen, namentlich in Österreich (dieses Gefühl war durch lange Zeit künstlich genährt worden), ist ganz undeutsch. Es ist gedankenlos dem Lateinischen nachgebildet.

Am (!) Donnerstag den (!) 13. Februar

Ein abscheulicher Fehler, der wieder recht ein Zeichen der immer mehr zunehmenden Verrohung des Sprachgefühls ist, ist die gemeine Zusammenkoppelung des Dativs und des Akkusativs, die neuerdings bei Datenangaben aufgekommen ist und mit unbegreiflicher Schnelligkeit um sich gegriffen hat. Fast alle Behörden, alle Berichterstatter, alle Programme schreiben schon: am Donnerstag, den 13. Februar. Sogar die amtlichen stenographischen Berichte des Reichstags sind täglich so überschrieben!

Jede von beiden Konstruktionen für sich allein wäre richtig. Auf die Frage: wann ist das Konzert? kann ebenso gut mit dem bloßen Akkusativ geantwortet werden: den Donnerstag, wie mit an und dem Dativ: am Donnerstag.*) Aber beide Konstruktionen zusammenzukoppeln, einen Akkusativ als Apposition zu einem Dativ zu setzen, ist greulich. Fühlt man das nur gar nicht? Was glaubt man denn, daß es für ein Kasus sei, wenn auf die Frage: wann wird er zurückkehren? geantwortet wird: Donnerstag. Ist man so stumpfsinnig geworden, daß man hier den Akkusativ nicht mehr fühlt, auch wenn der Artikel nicht dabei steht? wenn bloß geschrieben wird: Donnerstag, den 13. Februar? Muß das

*) Bei Handlungen, die noch bevorstehen, wird die erste Verbindung vorgezogen, bei Handlungen, die vorüber sind, die zweite. Wann wird er zurückkehren? (Den) Donnerstag. Wann ist er zurückgekehrt? Am Donnerstag.

am dazu? Man lasse doch das am wieder weg, und alles ist in Ordnung!*)

Man schreibt aber auch schon: vom Ende Februar, vom Dienstag, den 6. dieses Monats ab. Das ist fast noch abscheulicher. Die Akkusative Ende Februar, Dienstag, den 6. gelten für den Satzbau genau so viel wie jedes Adverbium der Zeit, das auf die Frage wann? antwortet, wie gestern, heute, morgen usw. Ebenso nun wie auf die Fragen: von wann? und bis wann? geantwortet wird: von heute bis morgen, ebenso muß auch geantwortet werden: von Ende Februar, von Dienstag, den 6. bis Donnerstag, den 8. April. Denn nicht Ende oder der Artikel den hängt von von ab, sondern die ganze, wie ein Adverbium der Zeit aufzufassende Formel: Dienstag, den 6.

Derselbe Fall kommt auch bei Ortsbestimmungen vor. Zuhause, das auf die Frage wo? antwortet, wird für die Konstruktion ganz zum Ortsadverbium, wie hier, dort, oben, unten u. a. Auf die Frage: woher? ist es also durchaus nicht falsch, zu antworten: von zuhause. Wir in Mitteldeutschland sagen immer so (nicht wie der Norddeutsche sagt: von Hause, das uns fremdartig und geziert klingt), ebenso wie wir auch sagen: er spricht viel von zuhause, er denkt den ganzen Tag an zuhause.

Bindewörter. Und

Auch der Gebrauch der Bindewörter hält sich jetzt nicht frei von Fehlern und namentlich nicht frei von Geschmacklosigkeiten, die sich aber natürlich gerade deshalb, weil sie so geschmacklos sind, wieder besondrer Beliebtheit erfreuen. Richtig angewendet werden ja im allgemeinen die geläufigen Verbindungen: nicht nur — sondern auch, sowohl — als auch, entweder — oder, weder — noch; doch kann man

*) Diese Zusammenkoppelung von am und dem Akkusativ steht ganz auf einer Stufe mit der Ausdrucksweise jenes Fremdenführers, der vor einem Bilde sagte: das ist die Schwester von Friedrichs des Großen.

bisweilen auch Sätze lesen, wo *nicht nur* — *aber auch* gegenübergestellt sind, was natürlich falsch ist. Feiner und weniger geläufig ist die Verbindung *nicht sowohl* — *als vielmehr*. Bei den vorhergehenden Verbindungen sind entweder beide Glieder bejahend oder beide verneinend; hier ist das erste verneinend und das zweite bejahend. Mit dieser Verbindung weiß mancher nicht recht umzugehen; er möchte sich aber doch gern damit schmücken und schreibt dann: *nicht sowohl* was die Anzahl, *sondern mehr* was die Bedeutung der Stücke betrifft.

Aber selbst bei dem einfachen *und* werden Fehler gemacht. Ein sehr gewöhnlicher Fehler entsteht dadurch, daß sich der Schreibende nicht genügend klar macht, wieviel er Glieder vor sich hat. Da schreibt z. B. einer — gleich auf dem Titelblatt eines Buches! —: *Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot* im dreißigjährigen Kriege. Wieviel Glieder sind das, zwei oder drei? Der Schreibende hat es für drei gehalten, es sind aber nur zwei. Das erste Glied ist *Seuchen*, das zweite ist *Hungers- und Kriegsnot*, es besteht selbst wieder aus zwei Gliedern. Folglich fehlt die Verbindung zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede. Man fürchtet sich vielleicht vor einem doppelten *und* — es spielt da wieder der oft erwähnte Aberglaube herein, daß man nicht kurz hinter einander zweimal dasselbe Wort gebrauchen dürfe! —, aber die Logik verlangt es hier unbedingt. Beseitigen wir noch den zweiten groben Fehler, daß der Plural *der* vor Seuchen zugleich als Singular auf Hungersnot bezogen ist, so lautet das Ganze richtig: *Geschichte der Seuchen und der Hungers- und Kriegsnot* usw. Ähnliche Beispiele, wo überall ein *und* fehlt — wo? deuten die Klammern an — sind folgende: Ex-Libris, Zeitschrift für Bücherzeichen- [] Bibliothekskunde und Gelehrtengeschichte — von der Hardts Beziehungen zum Braunschweiger Hofe [] zu Spener, Franke und dem Pietismus — die Beziehungen zum Hofe von Alexandrien [] zur alexandrinischen Kunst und Wissenschaft — Andreas

Walzer [] Hans und Georg von Kabitzsch — das Material entnimmt er seinen eignen Erinnerungen [] Aufzeichnungen und Briefen aus dem schleswig-holsteinischen Archiv — ein gemeinsames Münz-, Maß- [] Gewichtssystem [] Patent- und Markenschutzrecht — ein Gärtchen, in dem er Gemüse baute [] Blumen und Bienen pflegte — das schlechte Essen [] Trinken und die lästigen Fliegen — wer lesen, schreiben [] rechnen kann und täglich seine Zeitung liest. In allen diesen Fällen liegen nur zwei Glieder vor, von denen aber das eine selbst wieder aus zwei oder mehr Gliedern besteht, und in den meisten Fällen fehlt das und gerade da, wo die beiden Hauptglieder mit einander verbunden werden müssen. Es ist gerade so, als wenn jemand schreiben wollte: die Räuber, Kabale und Liebe anstatt: die Räuber und Kabale und Liebe.

Eine rechte Dummheit ist es, wenn auf Buchtiteln, in Buchhändleranzeigen, auf Konzertprogrammen usw. von zwei Männern, die, entweder gleichzeitig oder nach einander, der eine vielleicht nach dem Tode des andern, an einem Werke gearbeitet haben, die Namen durch Bindestriche mit einander verbunden werden, z. B.: kritische Ausgabe von Lachmann-Muncker, Quellenkunde von Dahlmann-Waitz, Phantasie von Schubert-Liszt, der Denkmalsentwurf von Schmitz-Geiger. Zwei Namen so zu verbinden hat allenfalls Sinn, wenn der Mann zu seinem Namen den der Frau oder (wie in der Theaterwelt) die Frau zu dem ihrigen den des Mannes fügt. Aber zwei (!) Personen durch einen solchen Doppel- und Koppelnamen zu bezeichnen ist doch ganz sinnwidrig. Warum denn nicht: kritische Ausgabe von Lachmann und Muncker? Wozu solches Telegrammgestammel, wo es gar nicht nötig ist? Aber die Franzosen reden doch auch von Erckmann-Chatrian, nicht wahr? Das wars! das muß doch wieder nachgemacht werden. Aber es ist wieder nur gedankenlose Nachäfferei, denn diese beiden wollten doch den Schein erwecken, daß sie nur eine Person wären!

Dieselbe Dummheit — einen Bindestrich statt

und zu schreiben — ist aber auch sonst noch verbreitet, namentlich in den beliebten Verbindungen: *kritisch-historisch, historisch-kritisch, religiös-sittlich, religiös-sozial, sozial-wirtschaftlich, sozial-ethisch, technisch-konstruktiv, hygienisch-therapeutisch* usw. Welche Unklarheit und Verwirrung haben diese thörichten Koppelwörter schon in den Köpfen angerichtet! Kann es einen größern Unsinn geben als *religiös-sittlich*? Religion und Sittlichkeit sind doch zwei ganz verschiedne Gebiete. Kann es einen größern Unsinn geben als *historisch-kritische* Anmerkungen? Eine historische Anmerkung ist doch nicht kritisch, und eine kritische nicht historisch.

Sehr beliebt ist auch die Abgeschmacktheit — sie stammt aus Österreich —, statt *und zwar* so zu schreiben: *so zwar*, z. B.: entscheidend sind die Leistungen im Deutschen, *so zwar*, daß ein Schüler, der im Deutschen nicht genügt, für nicht bestanden (!) erklärt wird. Wer logisch denkt, wird hinter *so zwar* stets noch ein zweites Glied erwarten, das anfängt: *aber doch so*.

Falsch ist es, einen Satz mit *denn* an einen untergeordneten Nebensatz anzuknüpfen, z. B.: leider ist der Brief *nicht so bekannt geworden*, wie er es verdiente, *denn* er ist für den Entwicklungsgang des Künstlers von großer Wichtigkeit. Man erwartet: *denn* er ist an einer sehr versteckten Stelle abgedruckt. An einen untergeordneten Nebensatz kann sich immer nur wieder ein untergeordneter Nebensatz anschließen; ein Satz, der mit *denn* anfängt, ist aber bei- oder nebengeordnet.

Als, wie, denn beim Komparativ

Ob es richtiger sei, zu sagen: *größer als* oder *größer wie*, läßt sich am besten geschichtlich beantworten.

In der Anwendung der drei vergleichenden Bindewörter *als, wie* und *denn* ist im Laufe der Zeit eine Verschiebung vor sich gegangen. Im Althochdeutschen und noch im Mittelhochdeutschen stand (wie

noch heute im Englischen) hinter dem Komparativ stets danne, dan, denne, z. B.: wizer dan ein snê (weißer denn Schnee). Denn bezeichnete also die Ungleichheit. Hinter dem Positiv stand damals stets alsô (d. h. ganz so), alse, als, z. B.: wîz als ein swan (weiß als ein Schwan). Als bezeichnete also die Gleichheit, und so heißt es noch bei Luther: wer nicht das Reich Gottes empfängt als ein Kind. Wie endlich, althochdeutsch hwêo oder hwio, war ursprünglich überhaupt keine vergleichende Konjunktion, sondern nur Fragewort.

Allmählich erweiterte sich aber das Gebiet von als so, daß es nicht bloß bei der Gleichheit, sondern auch bei der Ungleichheit, hinter dem Komparativ, verwendet wurde und dort das alte denn verdrängte. Dafür wurde aber wie zur Vergleichungspartikel und fing nun seinerseits an, das alte als da zu verdrängen, wo dieses früher die Gleichheit bezeichnet hatte, ja es drang sogar noch weiter vor, bis an die Stelle von denn und bezeichnete nun ebenfalls auch die Ungleichheit (größer wie). Diese Verschiebung, die schon im sechzehnten Jahrhundert beginnt, ist im siebzehnten und achtzehnten in vollem Gange und ist eigentlich auch jetzt noch nicht ganz, aber doch ziemlich abgeschlossen. Daß sie noch nicht ganz abgeschlossen ist, daher stammt eben das Schwanken.

Wenn man also auch nicht behaupten kann, es sei falsch, zu sagen: so weiß als Schnee, es dürfe nur heißen: so weiß wie Schnee, so trifft man doch ungefähr das richtige, wenn man sagt: denn als Vergleichungspartikel ist veraltet (nur in gewissen Verbindungen wie: mehr denn je ist es noch üblich), als bezeichnet die Ungleichheit und gehört hinter den Komparativ (wie lat. quam, franz. que, engl. than), wie bezeichnet die Gleichheit und gehört hinter den Positiv (wie lat. ut, franz. comme, engl. as). Es könnte nichts schaden, wenn der Unterricht in diesem Sinne ein wenig nachhülfe und dem Schwanken dadurch etwas schneller, als es ohnehin geschehen wird, ein Ende machte. Wie auch hinter dem Komparativ

zu gebrauchen, müßte dann natürlich der Gassensprache überlassen bleiben.

Erhalten hat sich noch die ursprüngliche Bedeutung von als im Sinne der Übereinstimmung, wenn man sagt: als Knabe, als Mann, als König, als Gast, als Fremder. Da kommt es nun nicht selten vor, daß dieses als unmittelbar hinter das als beim Komparativ tritt, z. B.: er betrachtete und behandelte den jungen Mann mehr als Freund, als als Untergebnen. In diesem Falle pflegt — nach dem alten, nun schon oft bekämpften Aberglauben — gelehrt zu werden, es müsse heißen: denn als Untergebnen. Und so wird denn auch meist ängstlich geschrieben: die Trennung der Christenheit hat sich eher als Gewinn denn als Schädigung erwiesen — Bismarck fühlte sich weniger als deutscher Staatsmann denn als der ergebne Diener des Hauses Hohenzollern — manche Gymnasiallehrer stellen sich lieber als Reserveoffiziere denn als Bildner der Jugend vor. Es fragt sich aber doch sehr, was anstößiger sei: das doppelte als oder das auffällige, gesuchte, veraltete denn, das sonst niemand mehr in diesem Sinne gebraucht. Die lebendige Sprache setzt unbefangen ein doppeltes als: mir hat Lewinsky besser als Shylock als als Mohr gefallen.

Die Verneinungen

In dem Gebrauche der Verneinungen ist es zunächst eine häßliche Gewohnheit der Amts- und Zeitungssprache, statt keiner immer zu sagen: einer nicht, z. B. es hatte den Anschein, daß es zu einer neuen Bewegung nicht kommen würde — dieser Orden wird auch an solche Personen verliehen, die einen Hofrang nicht besitzen — diesem Unterschied ist eine größere Tragweite nicht beizumessen — wenn nachgewiesen wird, daß dieser Versuch einen günstigen Erfolg nicht gehabt hat — von der Opposition hatte sich ein Redner, um diese scharfen Angriffe zurückzuweisen und mit gehörigem Material die Irrtümlichkeit der ganzen Anklage zu widerlegen, nicht ge-

meldet — das Patentamt schließt sich der Ansicht an, daß in dem vorgelegten Maschinenteil eine wesentliche, zur Erleichterung der Anwendung beitragende und eine größere Sicherheit der in diesem gefährlichen Betriebe beschäftigten Arbeiter verbürgende neue Erfindung nicht gemacht sei. Eine solche Trennung — eine Nachahmung des Lateinischen — ist nur dann am Platze, wenn das Hauptwort betont und einem andern Hauptworte gegenübergestellt wird, z. B.: ein Erfolg ist bis jetzt noch nicht zu beobachten gewesen — wo Erfolg vorangestellt und vielleicht den vorher besprochnen Bestrebungen gegenübergestellt ist.

Eine doppelte Verneinung gilt jetzt fast allgemein in der guten Schriftsprache als Bejahung. Es ist das aber — dessen wollen wir uns bewußt bleiben — eine ziemlich junge „Errungenschaft" des Unterrichts. In der ältern deutschen Sprache bestand, wenn auch nicht geradezu die Regel, so doch weit und breit die Gewohnheit, daß man den Begriff der Verneinung, um ihn zu verstärken, verdoppelte, ja verdreifachte. Diese Gewohnheit hat sich, auch bei den besten Schriftstellern, bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein erhalten, ja der Volksmund übt sie zum Teil noch heute. Nicht bloß Luther schreibt: ich habe ihr keinem nie kein Leid gethan,*) auch Lessing schreibt noch: keinen wirklichen Nebel sahe Achilleus nicht, auch Goethe noch: man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt, auch Schiller noch: nirgends kein Dank für diese unendliche Arbeit, und der Volksmund fragt noch heute: hat keener kee Streichhelzchen nich? Wir mögen es bedauern, daß unter dem Einflusse der lateinischen Grammatik diese — falsche darf man nicht sagen, sondern nur andre Art, zu denken, ganz verdrängt worden ist, auch in der Volksschule, die hier ebenfalls unter dem Banne der lateinischen Grammatik steht; aber nachdem das einmal

*) Freilich war kein ursprünglich gar kein verneintes, sondern ein unbestimmtes Fürwort (irgend ein). Luther hat es sicherlich noch so gefühlt.

durchgeführt ist und die doppelte Verneinung fast allgemein wie im Lateinischen (nemo non) als Bejahung empfunden wird, ist es nun auch ausgeschlossen, sie noch in der alten Weise zu verwenden. Es gilt das besonders bei den Nebensätzen, die mit ehe, bevor, bis und ohne daß anfangen, und bei Infinitivsätzen nach einem verneinten Hauptsatze. Es ist also entschieden anstößig, zu schreiben, wie es ziemlich oft geschieht: die Hauptfrage kann nicht erledigt werden, ehe nicht die Vorfrage erledigt ist (wenn nicht wäre richtig) — es gehört keine große Menschenkenntnis dazu, das nicht auf den ersten Blick zu sehen. Namentlich hinter warnen erscheint ein verneinter Infinitiv, wie in den bekannten Zeitungsanzeigen: ich warne hiermit jedermann, meiner Frau nichts zu borgen u. dgl., geradezu lächerlich, denn warnen, d. h. abraten, abmahnen, enthält ja eben schon den Begriff der Verneinung.

Daß eine Verneinung eines mit un zusammengesetzten Hauptworts oder Eigenschaftsworts (kein Unmensch, nicht ungewöhnlich, nicht unmöglich, nicht unwahrscheinlich) nur eine Bejahung, und zwar eine eigentümlich gefärbte vorsichtige Bejahung ausdrücken kann, darüber ist sich wohl jedermann klar. Man sollte aber mit dieser doppelten Verneinung, der sogenannten Litotes (Einfachheit), wie man sie mit einem Ausdrucke der griechischen Grammatik bezeichnet, recht sparsam sein. Es giebt Gelehrte — es sind dieselben, die auf jeder Seite zwei-, dreimal meines Erachtens lispeln, als ob nicht alles, was sie sagen, bloß ihr „Erachten“ wäre! —, die nicht den Mut haben, auch nur eine einzige Behauptung, ein einziges Urteil fest und bestimmt hinzustellen, sondern sich um alles mit dem ängstlichen nicht un — herumdrücken. Es giebt aber auch Leute, die so in diese Litotes verliebt sind, daß sie sie gedankenlos sogar da brauchen, wo sie — die Verneinung meinen, z. B.: das wirkt nicht unübel — dieser Effekt war ein von dem Juden nicht unerwarteter — endlich fand sich ein Tag, an welchem (wo!) keiner der drei

Herren unbehindert war, und ähnl.*) Sehr häufig, viel häufiger, als es bei unserm heutigen hastigen und gedankenlosen Lesen bemerkt wird, findet sich namentlich die thörichte Verbindung nicht unschwer: der Leser wird nicht unschwer erkennen — es wird das nicht unschwer zu beweisen sein — man wird sich nicht unschwer vorstellen können. Schon unschwer an sich ist ein dummes Wort, wie alle solche unnötig gekünstelte Verneinungen.**) Nun vollends nicht unschwer! Und das soll heißen: leicht! Erscheint nicht ein solches Hineinfallen in einen logischen Fehler wie eine gerechte Strafe für dumme Sprachziererei? Auch wenn man gespreizt sagt: das ist gewiß nicht zum geringsten Teile der Thätigkeit unsers Vereins zu danken (anstatt einfach: zum größten Teile), kann man sich nicht beschweren, wenn ein Schalk gerade das Gegenteil von dem heraushört, was man sagen will.

Besondre Fehler. Der Schwund des Artikels

Im Niederdeutschen ist es gebräuchlich, bei Verwandtschaftsbezeichnungen den Artikel wegzulassen wie bei Personennamen und zu sagen: Vater hats erlaubt, Mutter ist verreist, Tante ist dagewesen. Wenn das neuerdings auch in Mitteldeutschland nachgeschwatzt wird, weils aus Berlin kommt, so ist das Geschmackssache; schön ist es nicht, nicht einmal traulich. Eine ganz widerwärtige Unsitte aber ist es, diese niederdeutsche Gewohnheit auszudehnen auf Wörter wie: der Verfasser, der Berichterstatter, der Referent, der Rezensent, der Angeklagte, der Kläger, der Redner, der Vorredner (!), der Vorsitzende usw. Es ist nichts als eine alberne Mode, wenn jetzt geschrieben wird: in

*) Solche Fälle erinnern an die Scherzwendung der Studentensprache: das kann man nicht anders leugnen, wiewohl die mehr auf der Vermengung zweier Redensarten beruht, wie auch: das dürfte dir vergeblich gelingen.

**) Es giebt jetzt Schriftsteller, die vor lauter Ziererei schon nicht mehr traurig sagen, sondern unfroh!

dieser Schrift bietet Verfasser eine Anthologie aus den Hauptwerken der Klassiker der Staatswissenschaft — die Veröffentlichung dieses Buchs hat für Referenten ein besondres Interesse gehabt (also für alle Referenten?) — Berichterstatter bekennt gern, daß er eine solche Bemerkung nie zu hören bekommen hat — Schreiber dieser Zeilen hat das selbst beobachtet.

Einen zweiten Fall, wo der Artikel jetzt ganz unberechtigterweise weggelassen wird, vergegenwärtigen Ausdrücke wie: Denkmale deutscher Tonkunst, die erste Blütezeit französischer Plastik, Fragen auswärtiger Politik, die Freude an heimischer Vergangenheit, eine That evangelischen Bekenntnisses. Sind denn die französische Plastik und die deutsche Tonkunst Stoffnamen oder Kollektivbegriffe wie französischer Rotwein und deutscher Käse? Es sind doch Gebiete des Geisteslebens, ganz bestimmt umgrenzte Gebiete! Welcher Unsinn, da den bestimmten Artikel wegzulassen! Man denke sich, daß Overbeck seine Geschichte der griechischen Plastik Geschichte griechischer Plastik genannt hätte!

Ein dritter Fall endlich — ungefähr von derselben Art — ist die Geschmacklosigkeit, in Überschriften von Aufsätzen und in Buchtiteln den bestimmten Artikel wegzulassen. Aber auch das wird jetzt sehr beliebt. Man nimmt eine Monatsschrift zur Hand und findet im Inhaltsverzeichnis: Ballade. Von X. Ei der tausend! denkt man, ist dein guter Freund X unter die Balladendichter gegangen? und schlägt begierig auf. Was findet man? Einen Aufsatz über die Geschichte der Ballade! Der kann aber doch vernünftigerweise nur überschrieben werden: Die Ballade. Ein bekannter Kunstsammler hat über seine Schätze ein Prachtwerk veröffentlicht unter dem Titel: Sammlung Schubart. Ja, so kann er ins Treppenhaus über die Thür seines Museums schreiben, aber der Buchtitel kann nur lauten: Die Sammlung Schubart (wenn denn durchaus französelt sein muß!). Namentlich Romane, Schauspiele und Zeitschriften

heißen: Ihre [Fräulein] Braut — empfehlen Sie mich Ihrer Fräulein Tochter!

Mißhandelte Redensarten.

Für eine große Anzahl von Thätigkeitsbegriffen fehlt es im Deutschen an einem geeigneten Verbum; wir können sie nur durch Redensarten ausdrücken, die aus einem Verbum und einem Hauptwort bestehen. Oft ist auch ein geeignetes Verbum vorhanden, und doch geben viele, weil sie die Neigung haben, sich breit auszudrücken, einer umschreibenden Redensart den Vorzug. Solche Redensarten — unentbehrliche und entbehrliche — sind z. B. Fühlung haben, Gebrauch machen, Klage führen, Kenntnis nehmen, Platz greifen, Wandel schaffen, Lärm schlagen, Dank wissen, in Kenntnis setzen, zur Verfügung stellen und hundert andre.

Viele solche Redensarten haben nun etwas formelhaftes. Da sie einfache Verbalbegriffe ersetzen, so werden sie auch wie einfache Verba gefühlt. Daraus folgt aber mit Notwendigkeit zweierlei: erstens, daß sie in passivischen Sätzen und in Nebensätzen, wo das Verbum am Ende steht, nicht zerrissen werden dürfen; zweitens, daß sie, ebenso wie wirkliche Verba, nur mit Adverbien bekleidet werden können. Gegen beide Gesetze wird fort und fort verstoßen.

Da schreibt man z. B.: er wurde in Kenntnis von dem Geschehenen gesetzt. Falsch! Es muß heißen: er wurde von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt, denn in Kenntnis setzen vertritt ein einfaches Verbum und darf nicht zerrissen werden. Andre Beispiele solches gefühllosen Zerreißens sind: wenn eine der brennenden Fragen in Beziehung zur technischen Hochschule gesetzt wurde — es ist nicht mehr als billig, daß wir einen Begriff von Talenten wie Kjelland, Lie usw. erhalten — weil die Regierung nicht die Hand zu einer dauernden Spaltung in den Münchner Künstlerkreisen bieten wollte — wenn auch dieser Realismus die Brücke zwischen der Dichterin und der großen Menge schlug — wer sich eine

Vorstellung von der eigentümlichen Persönlichkeit Stiers, die unsern heutigen Anschauungen in vieler Beziehung befremdlich erscheint, machen will. Der Fehler ist um so störender, als durch das Zerreißen der Accent der Redensart von dem Hauptwort auf das Verbum verlegt wird (die Hand bieten, anstatt: die Hand bieten — die Brücke schlug, anstatt: die Brücke schlug), auf das Verbum, das doch in solchen Verbindungen fast bedeutungslos, ein bloßes äußerliches Hilfsmittel zur Bildung der Redensart ist. Läßt man die Redensart zusammen, so bleibt auch der Accent an der richtigen Stelle.

Die andre Art, solche Redensarten zu mißhandeln, besteht darin, daß man das Hauptwort herausreißt und mit einem Attribut bekleidet, anstatt die Redensart zusammenzulassen und sie als Ganzes mit einem Adverbium oder einem adverbiellen Ausdruck zu bekleiden. Der häufigste Fall ist der, daß man zu dem Hauptwort ein Adjektivum setzt, z. B.: es ist sehr zu befürchten, daß er dabei ernstlichen Schaden nehmen werde. Schaden nehmen ist eine Redensart, die einen einfachen passiven Verbalbegriff vertritt (geschädigt werden, beschädigt werden). Man kann nicht ernstlichen, man kann nur ernstlich Schaden nehmen, wie man nur ernstlich geschädigt werden kann. Mit andern Worten: nicht der Schade ist ernstlich, sondern das Schadennehmen, der ganze Begriff. Der Minister nahm von den Einrichtungen der Schule eingehende Kenntnis — derselbe Fehler! Kenntnis nehmen ist eine Redensart, die einen einfachen aktiven oder passiven Verbalbegriff vertritt (kennen lernen, belehrt werden, unterrichtet werden). Man kann von einer Sache weder eingehende, noch gründliche, noch flüchtige, noch oberflächliche Kenntnis nehmen, man kann nur eingehend, gründlich, flüchtig, oberflächlich Kenntnis nehmen. Der Fehler greift in neuerer Zeit immer mehr um sich. In folgenden Beispielen ist das Richtige gleich in Klammern hinzugesetzt: bittere Klage führen (bitter Klage führen) — gebührende Notiz nehmen (gebührend Notiz

nehmen) — seiner Abneigung unverhohlenen Ausdruck geben (unverhohlen Ausdruck geben) — wir werden sein Andenken stets in hohen Ehren halten (hoch in Ehren halten) — sie nahm immer noch einen merkwürdigen Anteil an dem Herrn (merkwürdig Anteil) — es ist nicht leicht, zu dieser Frage richtige Stellung zu nehmen (richtig Stellung zu nehmen) — sie denken nicht daran, mit diesen Hirngespinsten ernsthafte Politik zu treiben (ernsthaft Politik zu treiben) — über meine Thätigkeit war ein entstellender Bericht erstattet worden (entstellend Bericht erstattet worden) — die Stimme des Unmuts im Lande soll nicht zu weiterm Ausdruck kommen (weiter zum Ausdruck kommen) — wir können diesen Gerüchten keinen rechten Glauben schenken (nicht recht Glauben schenken) — allen gröbern Ausschreitungen muß ein energisches Halt geboten werden (energisch Halt geboten) — die gegnerische Presse hat gewaltigen Lärm geschlagen (gewaltig Lärm geschlagen) — hier wäre Grund vorhanden, bessernde Hand anzulegen (bessernd Hand anzulegen) — die Zeit schafft oft unerwartet schnellen Wandel (schnell Wandel) — er brachte die Angelegenheit zum ausführlichen Vortrag (ausführlich zum Vortrag).

Ebensowenig wie Eigenschaftswörter dürfen natürlich Zahlwörter oder besitzanzeigende Adjektiva in solche Redensarten eingefügt werden. Da schreibt einer über die Tagespresse: man muß zwischen ihren Zeilen lesen. Unsinn! Man muß bei ihr zwischen den Zeilen lesen! Denn zwischen den Zeilen lesen ist eine formelhafte, innerlich unveränderliche Redensart, die nur durch einen adverbiellen Zusatz (bei ihr) näher bestimmt werden kann. Ein andrer schreibt: der erste Sturm sollte gegen das Großkapital gelaufen werden. Doppelter Unsinn! Erstens weil der Sturm gezählt, zweitens weil die Redensart zerrissen ist. Es muß heißen: zuerst sollte gegen das Großkapital Sturm gelaufen werden. Doppelt fehlerhaft ist auch: wir müssen fleißigern Gebrauch

von der Rute machen (richtig: wir müssen fleißiger von der Rute Gebrauch machen!) — die Zeit, wo der Fürst noch unmittelbare Fühlung mit dem Volke hatte (richtig: unmittelbar mit dem Volke Fühlung hatte!) — besondern Dank wird der Leser dem Herausgeber für die kurzen Einleitungen wissen (richtig: besonders wird der Leser dem Herausgeber für die kurzen Einleitungen Dank wissen) — besondre Obacht mußte darauf gegeben werden, daß sich keiner der Buße entzog (richtig: besonders mußte darauf Obacht gegeben werden) — von konservativer Seite wird vielfach laute Klage über die antisemitischen Demagogen geführt (richtig: wird vielfach laut über die antisemitischen Demagogen Klage geführt).

Ein Attribut kann ja aber auch in der Form eines abhängigen Genitivs auftreten: auch in dieser Form kommt der Fehler jetzt oft vor. Man schreibt: die Jahre, wo die Hilfslehrer zur Verfügung des Provinzialschulkollegiums stehen (muß heißen: dem Provinzialschulkollegium zur Verfügung stehen) — die Streitfragen, die auf der Tagesordnung ihrer Wissenschaft stehen (muß heißen: in ihrer Wissenschaft auf der Tagesordnung stehen) — es sollen ganz bestimmte Gegenstände zur Beratung der Konferenz gestellt werden (muß heißen: der Konferenz zur Beratung gestellt werden) — die Dame, in deren Mund die Erzähluug gelegt ist (muß heißen: der die Erzählung in den Mund gelegt ist). Auch in allen diesen Fällen wird überdies die Redensart zerrissen, in den meisten entsteht ein Gallicismus.

So wenig aber das Hauptwort einer solchen formelhaften Redensart mit einem Attribut bekleidet werden kann, so wenig kann es endlich mit einem Relativsatz behängt werden. Auch ein Relativsatz kann sich immer nur an den Gesamtbegriff einer Redensart, aber nicht an den Bestandteil anschließen, den das Hauptwort bildet. Aber auch dieser Fehler, der große Unbeholfenheit verrät, ist etwas ganz gewöhnliches,

wie folgende Beispiele zeigen: die Versuche blieben nicht ohne Eindruck, der (!) aber durch die nachfolgenden Ereignisse bald wieder verwischt wurde — namentlich waren die Schöpfungen der Pariser Architektur auf ihn von Einfluß, der (!) bis zu seinen letzten Werken nachhaltend geblieben ist — ein solches Unternehmen muß in Einzelheiten Widerspruch hervorrufen, der (!) dann auch auf die Beratung des Ganzen Einfluß übt — da stand er nun in Verlegenheit, an die (!) er gar nicht gedacht hatte — auf seine Bitten erhielt er in dieser Sprache Unterricht, den (!) er selbst so anziehend geschildert hat — die Scheune geriet in Brand, der (!) erst nach einer Stunde gelöscht wurde — Vischer redet sich alle Galle vom Herzen, das (!) im deutschen Bruderkriege 1866 blutete.

Etwas erträglicher wird der Fehler, wenn man das Hauptwort der Redensart mit einer Art von Anaphora wiederholt, z. B.: man hat den Eindruck, daß beide in dem Augenblick der Entscheidung Friede gemacht haben, einen Frieden, der auch dem unterliegenden Teil zu gute kommt. Schwache Gemüter können hier zugleich rein äußerlich sehen, worauf es ankommt: in der Redensart erscheint das Hauptwort ohne Artikel, in der Anaphora mit Artikel; bezeichnend ist dabei der Unterschied, den der Schreibende (unwillkürlich?) zwischen der ältern und der jüngern Form Friede und Frieden gemacht hat. Oft berühren sich nämlich solche unveränderliche formelhafte Redensarten nahe mit andern Wendungen, die nichts formelhaftes haben, sondern im Augenblick gebildet sind und jeden Augenblick anders gebildet werden können. Die sind aber dann von formelhaften Wendungen leicht zu unterscheiden, äußerlich gewöhnlich schon daran, daß in der Formel das Hauptwort keinen Artikel hat. Eine zweifellos formelhafte Redensart ist: zu Ohren kommen. Daher wird niemand sagen: es ist zu meinen Ohren gekommen, oder es ist zu Ohren des Ministers gekommen, sondern: es ist mir zu Ohren gekommen, es ist dem Minister zu Ohren gekommen. Zweifeln kann man dagegen, ob auch

zur Kenntnis kommen formelhaft sei. Der Vorgang kam zu meiner Kenntnis oder zur Kenntnis des großen Publikums dürfte ebenso gut sein, wie: er kam mir zur Kenntnis oder dem Publikum zur Kenntnis. Die Grenzen sind hier manchmal flüssig; wer feineres Sprachgefühl hat, wird meist ohne weiteres das Richtige treffen; wer keins hat, wird auch bei aller Belehrung oft danebentappen.

Das tollste ist es, das Hauptwort aus einer solchen Redensart herauszunehmen und in einem besondern Satze zu verwenden. Aber auch das geschieht. Da schreibt z. B. jemand: wichtig war für meine spätern Neigungen die Bekanntschaft mit den Zeitungen, die ich schon in meinen Kinderjahren machte. Das soll heißen: wichtig war, daß ich schon in meinen Kinderjahren mit den Zeitungen Bekanntschaft machte. Ein solcher Satz liegt dicht an dem Wege, der zu den bekannten Späßen Wippchens führt: gebt mir einen Haufen, damit ich den Feind darüberwerfen kann, und ähnlichem.

Vertauschung des Hauptworts und des Fürworts — ein schwieriger Fall

Einen eigentümlichen Fehler, dem man sehr oft begegnet, zeigen in zwei verschiednen Spielarten folgende Beispiele (das richtige soll wieder gleich in Klammern danebengesetzt werden): die Lage Deutschlands inmitten seiner wahrscheinlichen Gegner macht es ihm zur Pflicht (seine Lage macht es Deutschland zur Pflicht) — die Krankheit des Papstes hat ihn zu einer andern Lebensweise veranlaßt (seine Krankheit hat den Papst) — das Zartgefühl des Fürsten erlaubte ihm nicht die Annahme des Opfers (sein Zartgefühl erlaubte dem Fürsten nicht) — leider hat die enge Begabung des Dichters ihm nicht ermöglicht (leider hat seine enge Begabung dem Dichter) — der Haß des Berichterstatters gegen Textor hat ihn zu Übertreibungen geführt (sein Haß hat den Berichterstatter) — man hatte gleich nach dem ersten Auftreten Kai-

munds ihn verdächtigt (man hatte gleich nach seinem ersten Auftreten Raimund verdächtigt) — es stellt sich dabei heraus, daß die eignen Kenntnisse des Kritikers ihn zu diesen Angriffen nicht im geringsten berechtigen (daß seine eignen Kenntnisse den Kritiker) — die Romanschreiber, die im Vertrauen auf die Dummheit der Gesellschaft dieser den Spiegel vorhalten (die der Gesellschaft im Vertrauen auf deren Dummheit) — nach ältern Beschreibungen des Kodex war er früher in roten Sammet gebunden (nach ältern Beschreibungen war der Kodex) — die Begleiter des Kranken vermochten ihn nicht zu überwältigen (die Begleiter vermochten den Kranken) — zur Zeit der Ausweisung des Ordens aus dem deutschen Reiche zählte er innerhalb desselben sechzehn Niederlassungen (zweimal der Fehler in einem Satze! es muß heißen: zur Zeit seiner Ausweisung zählte der Orden innerhalb des deutschen Reichs usw.) — angesichts der Macht dieser Gesetze dieselben (!) auf ihre Annehmbarkeit zu prüfen ist dem Gesetzgeber nicht eingefallen (angesichts ihrer Macht diese Gesetze zu prüfen) — man wollte trotz der von den Gehilfen beschlossenen Kündigung des Tarifs an letzterm (!) festhalten (trotz der beschlossenen Kündigung an dem Tarif festhalten) — wir betrauern den Heimgang des liebenswürdigen Kollegen, der seit Gründung der Ärztekammer derselben angehört (der der Ärztekammer seit ihrer Gründung angehört) — wegen Reinigung der großen Ratsstube bleibt dieselbe (!) nächsten Montag geschlossen (wegen Reinigung bleibt die große Ratsstube) — wegen Neubaus der Schleuße in der Centralstraße bleibt letztere (!) für den Fahrverkehr gesperrt (wegen Neubaus der Schleuße bleibt die Centralstraße) — sie heiratet darauf den Grafen Tr., dessen Frau ihm kurz vorher durchgegangen ist (dem seine Frau) — der Bedauernswerte, dessen Eltern ihm gestern einen Besuch zugedacht hatten (dem seine Eltern) — der Vorwurf trifft

nur den, dessen Männerstolz ihm nicht gestattet (dem sein Männerstolz) — der Verfasser, dessen Bescheidenheit ihn bis in sein Greisenalter zögern ließ, seine Arbeit zu veröffentlichen (den seine Bescheidenheit) — Scharnhorst ist einer jener schicksalvollen Männer, deren Genius sie zu Dolmetschern eines ganzen Volkes gemacht hat (die ihr Genius) — es wird das auch von solchen bestätigt, deren Auftrag sie zu möglichst gründlicher Prüfung verpflichtet (die ihr Auftrag) — Menschen, deren Halbbildung sie unempfänglich macht (die ihre Halbbildung) — die Italiener, deren Freude an der farbigen Oberfläche der Dinge sie abhält, in den Chor der Naturalisten einzustimmen (die ihre Freude).

In allen diesen Sätzen ist ein Begriff doppelt da: das einemal in Form eines Hauptworts (in den zuletzt angeführten Relativsätzen in Form eines relativen Fürworts), das andremal in Form eines persönlichen Fürworts (wozu hier auch derselbe und letzterer gerechnet werden muß). Der Fehler liegt nun darin, daß beide am falschen Platze stehen: sie müssen ihre Plätze wechseln, wenn der Satz richtig werden soll. Warum? Weil das Hauptwort in allen diesen Sätzen nur in einem Attribut (meist in einem abhängigen Genitiv) und damit gleichsam im Hintergrunde, im Schatten, das persönliche Fürwort dagegen als Subjekt oder Objekt im Vordergrunde, im vollen Lichte des Satzes steht. Gerade umgekehrt muß es sein: das Hauptwort gehört in den Vordergrund, der bloße Ersatz dafür, das Fürwort, in den Hintergrund. Nicht selten kann nach dem Platzwechsel das Fürwort ganz wegfallen. Wer lebendiges Sprachgefühl hat, macht solche Sätze von selber richtig, ohne zu wissen, warum. Andern wird die Sache möglicherweise auch durch diese Erklärung nicht deutlich geworden sein. Es ist eben wirklich ein etwas schwieriger Fall.

Die fehlerhafte Zusammenziehung

Ein Fehler, der die mannichfachsten Spielarten zeigt, obwohl er im Grunde immer derselbe ist, entsteht durch jene äußerliche Auffassung der Sprache, die nicht nach Sinn und Bedeutung, sondern nur nach dem Lautbilde der Wörter fragt. Kehrt dasselbe Lautbild wieder, so glaubt es der Papiermensch das zweitemal ohne weiteres unterdrücken zu dürfen, obwohl es dieses zweitemal vielleicht einen ganz andern Sinn hat als das erstemal. Eine Abart dieses Fehlers ist schon früher besprochen worden: die Vernachlässigung des Kasuswechsels beim Relativpronomen (S. 125). Hierher gehört es aber auch, wenn man einen Fügewortsatz oder Fragesatz zugleich als Objekt und als Subjekt verwendet, z. B. daß der Verfasser ein Jurist ist, kann man mit Händen greifen, hält ihn jedoch nicht ab — ob das Wort schon früher in Gebrauch war, wagen wir nicht festzustellen, ist auch ohne Belang. Oder wenn man ein Zeitwort gleichzeitig als selbständiges Zeitwort (oder Kopula) und als Hilfszeitwort verwendet und schreibt: er hatte sich aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet und wirklich das Zeug zu einem tüchtigen Künstler — er war vor kurzem erst ins Dorf gezogen und ein kleiner, kugelrunder Mann*) — er wurde später sächsischer Minister und in den Freiherrnstand erhoben — oder gar: glauben Sie nicht, daß eine Errungenschaft darin liegen würde, wenn Frauen medizinisch gebildet und praktiziren würden? (anstatt: gebildet würden und praktizirten). Ferner wenn man ein persönliches Fürwort zugleich als Dativ und als Akkusativ verwendet, z. B. sich stets betastend und die Hände reichend — kurz alle Fälle, wo ein Wort gleichzeitig in zwei verschiednen Auffassungen gebraucht wird, also auch z. B.: die Pferde stürzten so unglücklich,

*) Solche Zusammenziehungen stehen beinahe auf derselben Stufe, wie die bekannten scherzhaften Wortverbindungen: geo= und arithmetisch — teils aus Frömmig=, teils zum Zeitvertreib — der heutige Tag wird mir ewig denk= und gegenwärtig bleiben.

daß die Deichsel brach, das eine Pferd aber den Oberschenkel — er war darauf angewiesen, sein Leben, an das er große Ansprüche machte, durch erbitterten Kampf gegen die Konkurrenz zu gewinnen (wo Leben das einemal als Lebensweise, das andremal als Lebensunterhalt gemeint ist).

Eine der häufigsten, aber auch widerwärtigsten Spielarten dieses groben logischen Fehlers ist es, ein Femininum und einen Plural unter demselben Artikel, Fürwort oder Adjektivum zusammenzukoppeln und zu schreiben: die Höhe und Formen des Gitters — die Metalle und Spektralanalyse — die Verbreitung und Ursachen der Lungenschwindsucht — die Sicherung der Post und Transporte — die Analyse der Gestalten und Kunst Shakespeares — Handbuch der Staatswissenschaften und Politik — das Gebiet der Mathematik und Naturwissenschaften — die Angaben der Bevölkerungsdichtigkeit und Temperaturverhältnisse — seine Reue und Gewissensbisse — im Kreise seiner Gattin und Kinder — durch ihre Thaten und Hingebung — eine Darstellung ihrer Schicksale und Bauart — die Bühne, die keine Dekoration und Kulissen kannte — die Gegner der deutschen Landwirtschaft und Getreidezölle — zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer — trotz der papistischen Gesinnung und Bestrebungen des Herzogs usw.*)

Aber auch da, wo Geschlecht und Numerus zweier Begriffe dieselben sind, ist es eine grobe Nachlässigkeit, sie unter einem Artikel unterzubringen und zu schreiben: die Zustimmung des Bundesrates und Reichskanzlers — der Direktor der Bürger- oder Bezirksschule — eine Sitzung des Bau-, Ökonomie- und Finanzausschusses — ein Ausflug nach dem süßen und salzigen See — das

*) Vollends arg sind natürlich Zusammenziehungen wie: unsre Arbeit und Streben. Über solche Sudelei ist kein Wort zu verlieren; für sie giebt es auch keinen Schein von Entschuldigung.

alte und neue Buchhändlerhaus — die katholische und evangelische Kirche — das sächsische und schlesische Gebirge — die religiöse und weltliche Poesie der Juden — die weiße und rote Rose — das Sool- und Seebad — der Wert der klassischen und modernen Sprachen. Auch in diesen Fällen muß der Artikel unbedingt wiederholt werden; wird er nur einmal gesetzt, so erweckt das die Vorstellung, als ob sichs nur um einen Begriff handelte. Niemand kann erraten, daß der Bau-, Ökonomie- und Finanzausschuß drei verschiedne Ausschüsse sein sollen. Der König von Preußen und Kaiser von Deutschland — das ist richtig, denn beide sind dieselbe Person; ebenso richtig kann sein: die Direktoren der Bezirks- oder Armenschulen, wenn Bezirksschule und Armenschule nur verschiedne Namen für dieselbe Schulgattung sind.

Die Nachlässigkeit wird um so störender, wenn durch das im Plural stehende Prädikat oder auf irgend eine andre Weise noch besonders deutlich fühlbar gemacht wird, daß es sich um mehrere Begriffe handelt, z. B.: der deutsche Handel war bedeutender als der englische und amerikanische zusammen — der Nominativ und Vokativ sind eigentlich keine Kasus — die erste und letzte Strophe zerfallen in zwei Hälften — der lyrische und epische Dichter bedürfen dieses Mittels nicht — 1830 starben der Bruder und Vater — an der Nordseite befinden sich der Dresdner, Magdeburger und Thüringer Bahnhof — zwischen (!) dem 13. und 15. Grade südlicher Breite — der Unterschied zwischen (!) den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen — wo ist die Grenze zwischen (!) der Wahrheit, die man mitteilen und [der!], die man nicht mitteilen darf? Wie kann etwas „zwischen" einem Grade liegen?

Bei mehr als zwei Gliedern kann die sorgfältige Wiederholung des Artikels freilich etwas schleppendes erhalten, und wo mehr Reihe gebildet als gegenübergestellt wird, da schreibe man getrost: mit den Ge-

ruchs-, Geschmacks- und Gefühlsnerven, die Gewohnheiten des Fastens, Beichtens und Betens, ein Schatz des Wahren, Guten und Schönen. Wo aber unterschieden und gegenübergestellt wird, muß der Artikel stets wiederholt werden. Darum steht auch auf dem Titelblatte dieses Buches: Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen, denn jeder dieser drei Begriffe bezeichnet eine ganz andre Art von Fällen. Manche glauben nun genug zu thun, wenn sie den Artikel bei einem Wechsel des Geschlechts wiederholen, und schreiben: die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams. Ganz irrig! Die Gleichmäßigkeit verlangt den Artikel bei allen Gliedern der Reihe.

Tautologie und Pleonasmus

Während die fehlerhafte Zusammenziehung aus einem irregeleiteten Streben nach Kürze entsteht, beruht ein andrer Fehler auf dem Streben nach Breite und Wortreichtum: der Fehler, einen Begriff doppelt oder gar dreifach auszudrücken. Man bezeichnet ihn mit Ausdrücken der griechischen Grammatik als Tautologie (Dasselbesagung) oder Pleonasmus (Überfluß).

In den seltensten Fällen will man durch die Verdopplung etwa den Begriff verstärken,*) gewöhnlich gerät man aus bloßer Gedankenlosigkeit hinein. Zu den üblichsten Tautologien gehören: bereits schon, ich pflege gewöhnlich, einander gegenseitig oder gar sich einander gegenseitig.**)

*) Das geschieht z. B. bei der Verdopplung der Ortsangabe, gegen die nichts einzuwenden ist, z. B. an diese Jugendarbeit schlossen sich mehrere Dramen an — sie traten aus der Landeskirche aus — man warf ihn aus dem Zimmer hinaus — das Gymnasium geriet in einen innern Widerspruch hinein — dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch das Gesetz hindurch — wir können uns schlechterdings nicht darum herumdrücken.

**) Von einem ältern Leipziger Bankier erzählt man, daß er auf die Frage, ob er eine gewisse ausländische Geldsorte beschaffen könne, mit der Gegenfrage geantwortet habe: muß es denn jetzt allewelle gleich in demselben Momente sein?

Aber es giebt ihrer noch von den verschiedensten Arten. Auch in Verbindungen wie: schon gleich (die Bedenken fangen schon gleich beim Lesen der ersten Seite an), auch selbst, nach abwärts, nach dieser Richtung (statt: nach dieser Seite oder in dieser Richtung), nach verschiednen Richtungen hin (!), unsre Gegenwart (statt: unsre Zeit oder die Gegenwart), unsre deutsche Jugend, unser deutsches Vaterland, mein mir übertragnes Amt, rückvergüten, gemeinschaftliches Zusammenwirken, etwas näher bei Lichte betrachten, nicht ganz ohne jede gute Regung, gegen sofortige Barzahlung, Personen beiderlei Geschlechts (statt beider Geschlechter), Hilfeleistungen weiblicher Schwestern, es kann möglich sein, ich darf mit Recht beanspruchen, das Lob, das ihm mit Recht gebührt, man muß von einem Geschichtschreiber verlangen, die Forderung ist unerläßlich, er hat Anspruch auf gebührende Beachtung — die Übung der Denkkraft, die angeblich durch die Mathematik erzielt werden soll — überall ist hier ein Begriff ganz unnötigerweise doppelt da. Es genügt, zu sagen entweder: mein Amt oder: das mir übertragne Amt, entweder: man kann von einem Geschichtschreiber verlangen, oder: ein Geschichtschreiber muß, entweder: die Übung, die angeblich erzielt wird, oder: die erzielt werden soll. Auch Zusammensetzungen wie Rückerinnerung, vollfüllen und das jetzt so beliebte loslösen (statt lösen oder — trennen, das gar niemand mehr zu kennen scheint) sind nichts als Pleonasmen; ebenso die beliebten breitspurigen Partizipzusätze, die zum Teil aus schlechtem lateinischem Unterricht stammen: auf erhaltnen mündlichen Befehl — nach gehaltner Frühpredigt — die erfahrene unwürdige Behandlung — nach erfolgter Anmeldung — ohne vorhergehende Beschaffung geeigneter Verkehrsmittel — nach einer vorhergehenden Fermate — bis zur getroffnen Entscheidung — die angestellte Untersuchung ergab — meine Erörterung

gründet sich auf *schon gemachte* Erfahrungen. Man streiche die Partizipia, und der Sinn bleibt genau derselbe, der Ausdruck aber wird knapper und sauberer (vgl. auch, was S. 160 über *stattgefunden* und *stattgehabt* gesagt ist).

Der allerhäufigste Pleonasmus aber und der, der nachgerade zu einer dauernden Geschwulst am Leibe unsrer Sprache zu werden droht und trotzdem jetzt allgemein als Schönheit, ja als eine Art von Bedürfnis empfunden zu werden scheint, ist der, nach Begriffen der Möglichkeit und der Erlaubnis, der Notwendigkeit und der Absicht beim Infinitiv den betreffenden Begriff durch die Hilfszeitwörter *können, dürfen, wollen, sollen, müssen* zu wiederholen, also zu schreiben: niemand schien *geeigneter* als Ranke, dieses Werk zur Vollendung bringen zu *können* — die *Leichtigkeit*, die gepriesensten Punkte Süditaliens erreichen zu *können* — die *Möglichkeit*, die Sozialdemokratie mit gleichen Waffen bekämpfen zu *können* — die *Fähigkeit*, über sich selbst lachen zu *können* — die *Mittel*, an Ort und Stelle mit Nachdruck auftreten zu *können* — es ist *Gelegenheit* gegeben, auch am Polytechnikum Vorlesungen hören zu *können* — er hatte *genügendes* Kapital, etwas ausführen zu *können* — die Finanzwirtschaft ist gar nicht *imstande*, das Kreditwesen des Staates entbehren zu *können* — ich *getraute* mir nicht, das Gespräch mit ihm aufrecht erhalten zu *können* — wenn es mir *gelingen* sollte, hierdurch meine Verehrung an den Tag legen zu *können* — es ist zu beklagen, daß so aufrichtige Naturen sich nicht anders zur Kirche stellen zu *können vermögen* — der Thronfolger kann von Glück sagen, wenn es ihm *erspart* bleibt, seine Herrscherautorität *nicht* erst durch die Schärfe des Schwerts erkämpfen zu *brauchen**) — es sei mir *gestattet*, einen Irrtum berichtigen zu *dürfen* — der Biograph hat das

*) Dabei noch der gemeine Provinzialismus, daß *brauchen* mit dem bloßen Infinitiv verbunden ist!

schöne Recht, Enthusiast sein zu dürfen — die Stellung, die ihm erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolg produziren zu dürfen — die Erlaubnis, seine Gemälde besichtigen zu dürfen — die Freiheit, seiner innern Eingebung folgen zu dürfen — der Anspruch, Universalgeschichte sein zu wollen — er sprach seine Bereitwilligkeit aus, auf diesem Wege vorgehen zu wollen — die Absicht, blenden oder über ihre Verhältnisse leben zu wollen — er hat versprochen, in den ruhmreichen Bahnen seines Großvaters fortwandeln zu wollen — die Aufgabe, die Akademie reformiren zu sollen — die Zumutung, Gott ohne Bilder anbeten zu sollen — die Verhältnisse zwangen den König, auf die Führung seines Heeres verzichten zu müssen.

Statt in den Nebensätzen die Hilfszeitwörter sein und haben immer wegzulassen, wo sie oft ganz unentbehrlich sind (vgl. S. 131), bekämpfe man lieber diese abscheuliche Gewohnheit: die unnützen können, dürfen, wollen, sollen und müssen sind wirklich wie garstige Rattenschwänze.*)

Die Bildervermengung

Bei dem Worte Bildervermengung denkt wohl jeder an Wendungen wie: das ist wie ein Tropfen auf einen hohlen Stein, oder: er wurde an den Rand des Bettelstabes gebracht, oder: der Zahn der Zeit, der schon so manche Thräne getrocknet hat, wird auch über dieser Wunde Gras wachsen lassen — und meint, dergleichen werde wohl beim Unterricht als abschreckendes Beispiel vorgeführt, komme aber in Wirklichkeit nicht vor. Unsre Zei-

*) Ein neutraler Begriff ist Lage. Ich bin in der Lage — kann ebenso gut heißen: ich habe die Möglichkeit, wie: ich bin genötigt. Hier muß die besondre Art der Lage durch ein können oder müssen näher bezeichnet werden. Dagegen ist es natürlich überflüssig, zu schreiben: er wird in die Zwangslage gebracht, sich mit einer Stellung zweiten Ranges begnügen zu müssen. Vereinzelt wird übrigens auch der umgekehrte Fehler gemacht, nämlich der Begriff des Hilfszeitwortes ganz unterdrückt, z. B.: wir erklärten, dazubleiben — wo es heißen muß: dableiben zu wollen, denn in erklären liegt doch noch nicht der Begriff der Absicht.

tungen leisten aber fast täglich ähnliches. Oder wäre es nicht ebenso lächerlich, wenn von einer Nachricht gesagt wird, daß sie wie ein Donnerschlag ins Pulverfaß gewirkt habe, wenn in einem Aufsatz über das Theater von gaumenkitzelnden Trikotanzügen gesprochen wird, oder wenn es in dem Bericht über eine Kunstausstellung heißt: was bei den Russen zum Zerrbilde des Fanatismus geworden ist, leuchtet bei den Spaniern als Flamme der Begeisterung, oder wenn gar geschrieben wird: unsre Universitäten sind wie rohe Eier; sobald man sie antastet, stellen sie sich auf die Hinterbeine — Prinz Ferdinand hat schon im ersten Jahre seiner Regierung manches Haar in seiner Krone gefunden — das ist eines jener Kolumbuseier, deren der Genius Shakespeares verschiedne ausgebrütet hat — natürlich muß das Pflaster auf die verschiednen kalten Wasserstrahlen gegen ihre Eitelkeit ein wenig gekitzelt werden — dieses Schreckgespenst ist schon so abgedroschen, daß nur noch ein politisches Wickelkind darauf herumreiten kann — um ihrem geschwächten Parteimagen neue Nahrung zuzuführen, angeln sie in dem Wasser des Bauernbundes nach faulen Fischen.*)

Dergleichen erregt ja nun die Heiterkeit auch des gedankenlosesten Lesers. Ein Berliner Schriftsteller hat sich sogar (unter dem Namen Wippchen) jahrelang planmäßig dem Anbau dieses Sprachunkrauts gewidmet und große Erfolge damit gehabt. Es giebt aber auch zahlreiche Bildervermengungen, die genau so schlimm sind, und die doch von tausenden von Lesern, auch von denkenden, gar nicht bemerkt werden, weil sie nicht so zu Tage liegen, sondern gleichsam verschleiert sind. Unsre Sprache ist überreich an bildlichen Ausdrücken, über deren ursprüngliche Bedeutung man sich oft gar keine Rechenschaft mehr giebt. Schon wenn jemand schreibt: die Sache machte keinen durchschlagenden Eindruck — so lesen

*) Alle diese Beispiele sind, wie ausdrücklich bemerkt werden mag, nicht erfunden!

sicher unzählige drüber weg, denn Eindruck machen und ein durchschlagender Erfolg sind so abgebrauchte Bilder, daß man sich ihres ursprünglichen Sinnes kaum noch bewußt ist. Und doch liegt hier eine lächerliche Bildervermengung vor, denn einen Eindruck machen und durchschlagen schließen doch einander aus; wenn man das Kalbfell einer Pauke durchschlägt, so ist es mit dem Eindruckmachen vorbei. Ebenso ist es, wenn ein Kritiker von Leistungen eines Schriftstellers redet, die nicht den vollen Umfang seiner Fähigkeiten erschöpfen, denn beim Umfang denkt man an ein Längenmaß, schöpfen kann man aber nur mit einem Hohlmaß. In solchen mehr oder weniger verschleierten Bildervermengungen wird unendlich viel gesündigt. Man schreibt: die kleinen Staaten werden von der Wucht ganz Deutschlands getragen — er hatte sich in eine solche Schuldenlast gestürzt — diese Maßregel ist von sehr ungünstigem Einfluß begleitet gewesen — als die auf die Hebung der Hundezucht abzielende Bewegung feste Wurzeln geschlagen hatte — bis sie ihm die Unterlage für Börsenspekulationen eröffnet hatten usw.

Vermengung zweier Konstruktionen

Wie zwei verschiedne Bilder, so werden auch oft zwei verschiedne Konstruktionen mit einander vermengt. Da wird z. B. an hoffen ein Nebensatz angeschlossen, als ob wünschen vorherginge: ich hoffe sehr, daß ich das nie wieder erleben möge (erlebe!) — ich übergebe diese Arbeit der Öffentlichkeit in der Hoffnung, daß sie dazu beitragen möge (beitragen werde!) — er hoffe, daß andre Forscher glücklicher operiren möchten (würden!). Da wird weil geschrieben, wo es daß heißen muß: er hat seinen Namen davon, weil er — die fürstliche Ehe war dem Volke besonders dadurch teuer, weil ihr eine reiche Zahl von Prinzen entsprossen war; dagegen daß, wo es als heißen muß: Thomson und seine Anhänger sind nur insofern original, daß sie Grundrente und Kapitalgewinn als un-

rechtmäßige Abzahlungen betrachten — meinem Arbeitsfelde liegen diese Untersuchungen nur insoweit nahe, daß ich daraus belehrt worden bin usw. Da wird ferner geschrieben: da manche Erörterung die Untersuchung eher erschwert, statt sie zu vereinfachen — wo entweder das eher wegfallen, oder fortgefahren werden muß: als daß sie sie vereinfachte.

Am häufigsten ist der garstige Fehler, daß man auf das Adverbium so einen Infinitiv mit um zu folgen läßt statt eines Folgesatzes mit daß, z. B.: Aristoteles sagt, daß eine Stadt so gebaut sein müsse, um die Menschen zugleich sicher und glücklich zu machen — behauptet jemand, daß der Zucker so belastet sei, um weitere Lasten nicht zu ertragen — die Ansicht, daß nur der Philolog in den Sinn eines Litteraturwerkes so vollkommen eindringe, um ihm die gebührende Stelle in der Litteratur eines Volkes anzuweisen — die Verhältnisse haben sich so weit geordnet, um der Nation eine andre Haltung zu ermöglichen — dieses Licht läßt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Rätselhaften seine Launen abzulauschen — die Einsicht in das Wesen der Erziehung sollte doch so weit fortgeschritten sein, um erkennen zu lassen — wenn man nur so viel Freiheit des Geistes hat, um sich über die Macht der Gewohnheit emporzuschwingen — die Realien waren noch nicht so weit in sich gefestigt, um als Bildungsmittel Verwendung zu finden — so einfach sind denn doch diese Fragen nicht, um sie spielend mit einem Worte zu erledigen — die Herren sind nicht so dumm, um auf diesen Leim zu gehen. In einigen der angeführten Beispiele mag wohl das Bestreben, nicht zwei Nebensätze hinter einander — einen Objektsatz und einen Folgesatz — mit daß anzufangen (für manche Menschen ja ein entsetzlicher Gedanke!), zu dem Fehler verleitet haben. Dem läßt sich aber doch viel besser dadurch aus dem Wege gehen, daß man den Objektsatz ohne daß bildet: behauptet jemand, der Zucker sei so belastet, daß er usw.

Falsche Wortstellung

Ein völlig vernachlässigtes Kapitel der deutschen Grammatik ist die Lehre von der Wortstellung. Die meisten haben kaum eine Ahnung davon, daß es Gesetze für die Wortstellung in unsrer Sprache giebt. Gewöhnlich besteht die gesamte Weisheit, die dem Schüler oder dem Ausländer, der Deutsch lernen möchte, eingeflößt wird, in der Regel, daß in Nebensätzen das Zeitwort am Ende, in Hauptsätzen in der Mitte zu stehen pflege; im übrigen, meint man, herrsche in unsrer Wortstellung die „größte Freiheit.“

Ein Glück, daß das natürliche Sprachgefühl noch immer so lebendig ist, daß die Gesetze der Wortstellung, wie sie sich teils aus dem Sinne, teils aus rhythmischem Bedürfnis, teils aus der Art der Darstellung (schlichte Prosa, Dichtersprache oder Rednersprache) ergeben, trotz der angeblichen „Freiheit“ im allgemeinen richtig beobachtet werden. Dennoch giebt es auch eine Reihe von argen Verstößen dagegen, die außerordentlich verbreitet und beliebt sind. Auf Abgeschmacktheiten, wie die des niedrigen Geschäftsstils, bei Preisangaben von Mark 50 zu reden, statt, wie jeder vernünftige Mensch sagt, von 50 Mark, oder auf Briefadressen zu schreiben, wie man es neuerdings — natürlich wieder den Engländern nachäfft: 20 Königsstraße Leipzig, statt, wie jeder vernünftige Mensch sagt: Leipzig, Königsstraße 20, soll dabei noch gar keine Rücksicht genommen werden; ebenso wenig auf die Ziererei mancher Schriftsteller, in schlichter Prosa einen Genitiv immer vor das Hauptwort zu stellen, von dem er abhängt. Auch der häßliche Latinismus, den manche so lieben: Goethe, nachdem er (vgl. Caesar, cum) soll hier nur beiläufig erwähnt werden. Ein Nebensatz, der mit einem Fügewort anfängt, und ein Infinitivsatz können in einen Hauptsatz nur eingeschoben werden, nachdem das Verbum des Hauptsatzes bereits ausgesprochen ist. Eine Wortstellung, wie in dem Fibelverse: die Gans, wenn sie gebraten ist, wird mit der Gabel ange-

spießt, oder: dem Hunde, wenn er gut gezogen, ist auch ein weiser Mann gewogen — ist wohl dem Dichter erlaubt, aber in Prosa sind Satzgefüge, wie folgende, gänzlich undeutsch: die Pflanzen, um zu gedeihen, bedürfen des wärmenden Sonnenlichts — die katholische Kirche, wie sie sich gern der Siebenzahl freut, zählt auch sieben Werke der Barmherzigkeit — alle andern Parteien, wenn sie im übrigen noch so bedenkliche Grundsätze haben, erkennen doch den Staat als notwendig an — der Verband der Sattler, obwohl er erst ein Jahr besteht, umfaßt bereits 37 Vereine. Entweder muß es heißen: der Verband der Sattler umfaßt, obwohl er — oder der Nebensatz muß mit dem Hauptworte vorangestellt werden: obwohl der Verband der Sattler usw., so umfaßt er doch. Auch der Fehler, der in Satzgefügen wie folgenden liegt: um die Reisekosten, die er auf andre Weise nicht beschaffen konnte, aufzutreiben — auf einem der schönsten Plätze der Welt, der zugleich ein Hauptkreuzungspunkt städtischen und vorstädtischen Verkehrs ist, gelegen — M. ist nun auch unter die Novellisten, wohl mehr der Mode folgend als dem innern Drange, gegangen — zum Schluß hebe ich noch einige Punkte von untergeordneter Bedeutung, die mir besonders aufgefallen sind, hervor — am Neumarkte rissen gestern zwei vor einen Korbwagen gespannte Pferde eine Frau, die auf der Straße stand und sich mit einer andern Frau unterhielt, um — der Redner brach, da die Zeit inzwischen längst die zulässige Frist von zehn Minuten überschritten hatte und noch ein andrer Redner zu Worte kommen wollte, auf die Aufforderung des Vorsitzenden, mit der Bemerkung, daß er noch viel zu sagen hätte, ab — auch dieser Fehler soll nur im Vorbeigehen gestreift werden. Die Fälle brauchen nicht immer so lächerlich zu sein wie der letzte; ein eingeschobnes Satzglied muß mit dem Gliede, in das es eingeschoben wird, stets folgende Gestalt ergeben, wenn die Verbindung angenehm wirken soll:

[————————[————————]————————]

Sehen sie zusammen so aus:

[——————————[——————————]—]

so ist der Bau verfehlt, und es ist dann besser, die Einschiebung ganz zu unterlassen, die Glieder so zu ordnen:

[——————————] [——————————]

und zu schreiben: M. ist nun auch unter die Novellisten gegangen, wohl mehr der Mode folgend als dem innern Drange.

Die alte gute Zeit oder die gute alte Zeit?

Ein Verstoß gegen die Gesetze der Wortstellung, der jetzt sehr oft vorkommt und nicht gerade von scharfem Denken zeugt, ist der, daß zwei Adjektiva (oder ein Adjektiv und ein Partizip oder Zahlwort) in verkehrter Reihenfolge zu einem Substantiv gesetzt werden, z. B.: ein sächsischer junger Leutnant — die ausländische gesamte Medizin — westfälische mittelalterliche Volkslieder — man schöpfte mit hölzernen großen Kannen — wenn die Sonne schien, wurden die seidnen verblaßten Vorhänge zugezogen — da wollte auf dem Boden des Handwerks nicht einmal mehr das tägliche kärgliche Brot wachsen — die Turnübungen finden in der städtischen geräumigen Turnhalle statt — die Bestrebungen, den Arbeiterfamilien eigne behagliche Wohnungen zu schaffen — die Bildung künftiger maßgebender Staatsbeamten — in Zeiten wirtschaftlicher schroff auf einander stoßender Gegensätze — eine chronische mit Geduld ertragne Krankheit — ein sittlicher angeborner Defekt usw. In allen diesen Fällen ist das Eigenschaftswort, das unmittelbar vor dem Hauptworte stehen müßte, weil es mit diesem zusammen einen Begriff bildet, durch ein zweites Eigenschaftswort, das dem Schreibenden nachträglich noch eingefallen ist, von dem Hauptworte getrennt. Das ärgste dieser Art ist die alte gute Zeit, wie man jetzt auch zu schreiben anfängt. Die alte Zeit ist ein Begriff (die Vergangenheit); tritt

zu diesem Begriff das Eigenschaftswort gut, so darf er nicht zerrissen werden, sondern es muß heißen: die gute [alte Zeit]. Man muß sich also immer klar machen, welches von den beiden Adjektiven das wesentliche ist; dies gehört dann unmittelbar vor das Hauptwort. Bezeichnet eins der beiden Adjektiva einen Stoff (hölzern, seiden) oder die Herkunft (sächsisch, ausländisch, westfälisch), so gehört dieses in der Regel unmittelbar vor das Hauptwort: mit großen hölzernen Kannen, ein junger sächsischer Leutnant. Doch ist es natürlich auch möglich, daß das andre Adjektivum mit dem Substantiv einen Begriff bildet oder wenigstens — bilden soll; dann muß die Ortsbezeichnung von dem Hauptwort entfernt werden, z. B.: Leipziger elektrische Straßenbahn — Münchner neueste Nachrichten — englische historische Romane — die sächsische zweite Kammer — seine Nürnberger gelehrten Freunde usw. Sage ich: der höchste Leipziger Turm, so stelle ich mir alle Leipziger Türme vor und greife dann den höchsten heraus; bei den Leipziger neuesten Nachrichten dagegen soll ich mir alle Zeitungen vorstellen, die Neueste Nachrichten heißen, und soll dann die Leipziger herausgreifen. So ist auch der letzte schwere Tag der letzte einer Reihe von schweren Tagen, z. B. einer Examenwoche, dagegen der schwere letzte Tag der Todestag.

Falsch ist also auch, was man fast in allen antiquarischen Bücherverzeichnissen lesen muß: erste seltne Ausgabe. Es klingt das, als ob es von dem Buche mehrere seltne Ausgaben gäbe, und diese hier die erste davon wäre. Die Antiquare wollen aber sagen, es sei überhaupt die erste Ausgabe, die Originalausgabe, die editio princeps, und diese sei selten. Das kann nur heißen: seltne [erste Ausgabe]. Anders verhält sichs mit der zweiten, verbesserten Ausgabe. Hier ist verbessert ein nachträglicher Zusatz, wie schon das Komma zeigt, das hier nicht fehlen darf, aber auf Büchertiteln leider sehr oft fehlt; der Sinn ist: zweite, (und zwar) verbesserte Auflage. Läßt man das

Komma weg, so erweckt das die Vorstellung, als ob schon eine erste verbesserte Auflage vorhergegangen, diese hier also im ganzen die dritte wäre. Manchem wird das als unnötige Distelei erscheinen, es handelt sich aber um einen ganz groben, handgreiflichen Unterschied.

Höhenkurort für Nervenschwache ersten Ranges

Mit großer Schnelligkeit, bazillusartig, wie immer, hat sich seit einigen Jahren ein Fehler in der Wortstellung verbreitet, der noch vor zwanzig Jahren ganz undenkbar gewesen wäre, der Fehler, der in Verbindungen liegt, wie den folgenden: der Direktor Hittenkofer des Technikums zu Strelitz — das Töchterchen Alice des Herrn Hofhotelier Baumann — die Sektion Sterzing des österreichischen Touristenklubs. Hier sind zwei Konstruktionen in und durch einander geschoben. Richtig ist es, zu sagen: der Direktor Hittenkofer; hier ist der Name Hittenkofer das Hauptwort, und der Direktor eine Apposition dazu. Richtig ist es auch, zu sagen: der Direktor des Technikums; hier ist der Direktor das Hauptwort, und des Technikums ein Attribut dazu. Aber falsch ist es, beide Konstruktionen so mit einander zu verbinden, wie es in den angeführten Beispielen geschehen ist; denn dann ist Hittenkofer das Hauptwort zu der Apposition der Direktor, und gleichzeitig der Direktor das Hauptwort zu dem Attribut des Technikums. Will man beide Konstruktionen verbinden, so kann es nur heißen: der Direktor des Technikums zu Strelitz Hittenkofer. Dann ist Hittenkofer das Hauptwort, der Direktor die Apposition dazu, und des Technikums das Attribut zur Apposition. Wer ein wenig Sprachgefühl hat, für den bedarf es dieser langen Auseinandersetzung gar nicht. Man denke sich, daß jemand sagen wollte: die Ballade Erlkönig Goethes — der Doktor Meurer der Medizin — der Minister Köller des Innern — der Begründer Ritter der wissenschaftlichen Erd-

kunde — das Mitglied Eugen Richter des Reichstags — jeder würde das für lächerlich und ganz unmöglich halten, und doch wären das ganz ähnliche Verbindungen.*)

Wer sich den logischen Verstoß, der in solchen Ineinanderschiebungen liegt, nicht klar machen kann, der müßte doch wenigstens stutzig werden, wenn er den abhängigen Genitiv, der sonst immer unmittelbar auf das Wort folgt, von dem er abhängt, hier durch ein dazwischengeschobnes Wort davon getrennt sieht! Es wird aber niemand stutzig; man schreibt ruhig: der Redakteur Küchling des Leipziger Tageblatts, der Direktorialassistent Dr. Vogel des städtischen Museums, der Sekondeleutnant von Guttenberg des Infanterieleibregiments, der Prokurist Hermann Becker der Firma Schimmel und Co., der Insasse Körner des hiesigen Arbeitshauses, der Mönch Bernardus des Klosters St. Stephan, die Villa Achilleion der Kaiserin Elisabeth, das Segelboot Undine des Prinzen Demidoff, das Pferd Lippspringe des Freiherrn von Reitzenstein, die Komödie Hans Pfriem des Martin Hayneccius, die Marmorbüste Die Verdammnis des kurfürstl. sächs. Hofbildhauers Permoser, die Ortsgruppe Zeitz des Allgemeinen deutschen Schulvereins, der Zweigverein Berlin-Charlottenburg des Allgemeinen deutschen Sprachvereins (!), die Haltestelle Zwischenbrücken der Plagwitzer Eisenbahn, die Strecke Faido—Lavorgo der Gotthardbahn usw. Und die angeführten Beispiele zeigen, daß der Fehler keineswegs bloß in Zeitungen grassirt, sondern auch schon in wissenschaftlichen Werken spukt.

Unleugbar hat der Fehler etwas bequemes, und das Bestreben, ihn zu vermeiden, manchmal etwas unbequemes. Aber wird er dadurch erträglicher? Wem es nicht gefällt, zu sagen: die Komödie des Martin Hayneccius Hans Pfriem, der stelle

*) Das Mitglied Eugen Richter des Reichstags habe ich wirklich gedruckt gelesen!

doch den Genitiv voran und sage: Martin Hayneccius Komödie Hans Pfriem, oder setze statt des Genitivs die Präposition von: die Komödie Hans Pfriem von Martin Hayneccius. Und wem es nicht gefällt, zu sagen: die Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Schulvereins Zeitz (natürlich ist es häßlich, aber doch nicht wegen der Wortstellung, sondern weil einer „Ortsgruppe" frischweg ein Städtename beigelegt wird), der sage doch: die Zeitzer Ortsgruppe des A. d. Sch. Das ist deutsch.

Streng genommen ist es natürlich auf falsch, zu sagen: der Wetterbericht Nr. 200 des Meteorologischen Instituts. Hier drängt sich Nr. 200 eben so störend zwischen die beiden untrennbaren Glieder, wie in den vorher angeführten Beispielen die Eigennamen; deutsch wäre: der 200. Wetterbericht des Meteorologischen Instituts. Ganz falsch ist: eine Stiftung von 7000 Mark des Herrn Landgerichtsrat N. — eine Handschrift von 240 Blatt der Münchner Hof- und Staatsbibliothek — die Abteilung für Kriegsgeschichte des Großen Generalstabs — die Adreßbücher für 1896 der Städte Berlin, Bremen und Breslau — der Oberarzt für Hautkrankheiten des städtischen Krankenhauses — Höhenkurort für Nervenschwache ersten Ranges — Friseurgeschäft für Herren und Damen ersten Ranges — das Promemoria an die kurfürstliche Bücherkommission des Professors Ernesti — der Mangel an Selbstbewußtsein und Selbständigkeit der deutschen Mädchen — eine öffentliche Vorlesung gegen Entree der am beifälligsten begrüßten Produktionen — ein großes Konzert mit darauffolgendem Ball der ganzen Kapelle des Füsilierregiments Nr. 36 usw. Auch in allen diesen Beispielen sind zwei Konstruktionen, und zwar beidemal ein Hauptwort mit Attribut (z. B. der Oberarzt des städtischen Krankenhauses und der Oberarzt für Hautkrankheiten), in unerträglicher Weise in einander geschoben, uner-

träglich deshalb, weil dadurch der Genitiv von dem Wort abgerissen ist, zu dem er gehört. Freilich läßt sich auch in solchen Fällen nicht immer durch bloße Umstellung helfen. Schreibt man: der Oberarzt des städtischen Krankenhauses für Hautkrankheiten, so ist zwar die unsinnige Verbindung: Hautkrankheiten des städtischen Krankenhauses beseitigt; aber dafür wird nun das Mißverständnis möglich, daß es ein besondres Krankenhaus für Hautkrankheiten gebe. In solchen Fällen bleibt nichts weiter übrig, als ein Partizip zu Hilfe zu nehmen und zu schreiben: der an dem städtischen Krankenhaus angestellte Oberarzt für Hautkrankheiten. Solche Partizipia werden so oft ganz überflüssigerweise gesetzt (vgl. S. 274), daß man schon auch einmal eins setzen kann, wo es notwendig ist.

Besonders schlimm sind aber nun drei Verstöße gegen die Gesetze der Wortstellung, die zum Teil schon von früherer Zeit her, zum Teil auch erst in neuerer Zeit für besondre Feinheiten und Schönheiten gehalten werden und deshalb nicht eindringlich genug bekämpft werden können. Der erste ist:

Die sogenannte Inversion nach und

Als Inversion (Umkehrung, Umstellung) bezeichnet man es in der deutschen Grammatik, wenn in Hauptsätzen das Prädikat vor das Subjekt gestellt wird. Mit Inversion werden alle direkten Fragesätze gebildet, aber auch Bedingungssätze, wenn sie kein Fügewort haben (hätte ich dich gesehen), und Wunsch- und Aufforderungssätze. Aber auch Aussagesätze müssen die Inversion haben, sobald sie mit dem Objekt, mit einem Adverbium oder einer adverbiellen Bestimmung anfangen; es heißt: den Vater haben wir — dem Himmel haben wir — gestern haben wir — dort haben wir — schon oft haben wir — aus diesem Grunde haben wir — trotzdem haben wir — zwar haben wir — freilich haben wir — auch haben wir usw., nicht (wie im Französischen und im Englischen)

gestern wir haben. Ebenso ist die Inversion in Aussagesätzen am Platze bei dem begründenden doch: habe ich es doch selber mit angesehen. Dagegen ist die Inversion völlig ausgeschlossen hinter Bindewörtern; es heißt: oder wir haben, aber wir haben, sondern wir haben, denn wir haben. Nur hinter und, das doch unzweifelhaft ein Bindewort ist, halten es viele nicht bloß für möglich, sondern sogar für eine besondre Schönheit, die Inversion anzubringen und zu schreiben: und haben wir. Der Amtsstil, der Zeitungsstil, der Geschäftsstil, sie wimmeln von solchen Inversionen nach und, viele halten sie für einen solchen Schmuck der Rede, daß sie selbst da, wo zwei Aussagesätze dasselbe Subjekt haben, es also genügte, zu sagen: die erste Lieferung ist soeben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus — nur um die Inversion anbringen zu können (!), das Subjekt wiederholen, und zwar in der Gestalt des schönen derselbe, und schreiben: die erste Lieferung ist soeben erschienen, und liegt dieselbe in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus — die Fluchtlinie und das Straßenniveau werden vom Rate vorgeschrieben, und sind dieselben dieser Vorschrift entsprechend auszuführen. Bedarf es noch weiterer Beispiele? Wohl nicht. Sie stehen dutzendweise in jeder Zeitungsspalte. Leider ist der alte Herr ziemlich erblindet, und erhält die Tochter das Elternpaar — der Beginn der Vorstellung ist auf sechs Uhr festgesetzt, und wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen — der Verein hat sich in diesem Jahre außerordentlich günstig entwickelt, und finden die Bestrebungen desselben allgemeine Anerkennung — die alte Orgel war sehr baufällig geworden, und wurde die Reparatur dem strebsamen Orgelbaumeister Herrn G. übertragen — der Austernfang ist in letzter Zeit sehr ergiebig gewesen, und wurden am Dienstag wieder 10000 Stück in die Stadt gebracht — sämtliche Stoffe sind von mir für Leipzig engagirt, und können daher dieselben Muster

nicht von andrer Seite geboten werden — anders wird ja gar nicht geschrieben. Prof. Gneist ist hier eingetroffen, *und fand* — na, was fand er denn? eine begeisterte Aufnahme? I Gott bewahre! — *und fand* ihm zu Ehren *ein Festmahl statt*. Es giebt aber auch Frauen und Mädchen, die imstande sind, in einem zweiseitigen Briefe sechs Inversionen anzubringen, und damit wunder was für ein feines Briefchen gedrechselt zu haben glauben!

Einigermaßen erträglich wird die Inversion nach *und*, wenn an der Spitze des ersten Satzes eine adverbielle Bestimmung steht, die sich zugleich auf den zweiten Satz bezieht, z. B.: *hier* hört das Rostocker Stadtrecht auf *und fängt* die gesunde Vernunft an — so werden unsre Reichen mit Wintergemüse versorgt *und wird* die Zahl der Genußmittel um einige überflüssige vermehrt — *zum Glück* giebt es noch anständige Meister *und nehmen* die Fabriken einen großen Teil der jungen Leute auf — *selbstverständlich* gehört Freigebigkeit gegen die Priester zu den Hauptbestandteilen der Frömmigkeit *und ist* Geiz gegen sie die größte aller Sünden — *zur Pflege der Geselligkeit* fand im Januar eine Christbescherung statt *und wurden* im Laufe des Sommers mehrere Ausflüge unternommen — *nach der Schilderung Fletchers* bestand am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Fünftel der Bevölkerung aus Bettlern *und befand sich* die Hälfte des Grundbesitzes in den Händen einer trägen, nichtsnutzigen und gewaltthätigen Menschenmasse — *wo Hindernisse im Wege stehen* (Adverbsatz), pflegt sich die Menge innerhalb des ersten Kreises zu halten, *und kommt* die Überschreitung des zweiten nur selten vor. Man bezeichnet diesen Fall jetzt besonders als „Inversion nach Spitzenbestimmung."

Auf keinem Kunstgebiete kann es ein so schlagendes Beispiel für die Verschiedenheit des Geschmacks geben, wie auf dem Gebiete der Sprache die Inversion nach *und*. Der Beamte, der Zeitungsschreiber, der Kaufmann hält sie für die größte Zierde der

Rede; für den sprachfühlenden Menschen ist sie der größte Greuel, der unsre Sprache verunstaltet, sie geht ihm noch über seitens, über bezw., über diesbezüglich, über selbstredend, sie erregt ihm geradezu Brechreiz. Sie ist ihm so zuwider, daß er sie auch nach der „Spitzenbestimmung" nicht schreibt; selbst da giebt er lieber, um jeden Anklang an die widerwärtige Verbindung zu vermeiden, die Inversion, die der erste Satz mit Recht hat, im zweiten Satze auf und schreibt: übrigens hatte diese Ordnung nichts puritanisches an sich, und das Joch der Sittenzucht war nicht übermäßig schwer (statt: und war das Joch).

Das widerwärtige der Inversion liegt nicht bloß in dem grammatischen Verstoß, sondern vor allem in der logischen Lüge: die Inversion sucht den Schein engerer, ja engster Gedankenverbindung zu erwecken, und doch haben gewöhnlich die beiden Sätze, die so verbunden werden, inhaltlich nicht das mindeste mit einander zu thun. Darum ist auch die Inversion nur selten dadurch zu verbessern, daß man die beiden Hauptsätze in Haupt- und Nebensatz verwandelt, noch seltner dadurch, daß man Subjekt und Prädikat hinter und in die richtige Stellung bringt, sondern meist dadurch, daß man den Rat befolgt, den schon der junge Leipziger Student Goethe (offenbar nach einer Vorschrift aus Gellerts Colleg) seiner Schwester Cornelie gab, wenn sie in ihren Briefen Inversionen geschrieben hatte: einen Punkt zu setzen, das und zu streichen und mit einem großen Anfangsbuchstaben fortzufahren.

Die Inversion ist aber auch eins der merkwürdigsten Beispiele des wunderlichen Standpunktes, den manche Sprachgelehrten zu der Frage über Richtigkeit und Schönheit der Sprache einnehmen. Es giebt Germanisten, die sagen: mir persönlich (!) ist die Inversion auch unsympathisch (!), aber „eigentlich falsch" kann man sie nicht nennen, denn sie ist doch sehr alt, sie findet sich schon im Althochdeutschen, im Mittelhochdeutschen, bei Luther, sehr oft im siebzehnten und

achtzehnten Jahrhundert, und ihre große Beliebtheit giebt ihr doch ein gewisses Recht. Als ob eine häßliche Spracherscheinung dadurch schöner würde, daß sie jahrhundertealt ist!*) Wer hat denn zu entscheiden, was richtig und schön sei in der Sprache: der sprachkundige, sprachgebildete, mit feinem und lebendigem Sprachgefühl begabte Schriftsteller, oder der Kanzlist, der Reporter und der „Konfektionär"? Ein Schriftsteller, der die Inversion nach und aufs strengste vermieden hat, ist Lessing. Ich denke, der wird genügen.

Die Stellung der persönlichen Fürwörter

Der zweite Verstoß betrifft die Stellung der persönlichen Fürwörter. Es handelt sich da wieder um eine Spracherscheinung, die unsäglich häßlich ist und doch allgemein für eine Schönheit gehalten wird. Um die Sache deutlich zu machen, soll zunächst der häufigste und auffälligste Fall besprochen werden.

Wenn das Verbum eines Satzes ein Reflexivum ist, gleichviel ob das reflexive Verhältnis den Dativ oder den Akkusativ hat (sich entschließen, sich einbilden), so erscheint in der lebendigen Sprache das reflexive Fürwort sich stets so zeitig als möglich im Satze. In Nebensätzen wird es stets unmittelbar hinter das erste Wort gestellt, hinter das Relativum, hinter das Fügewort usw. (der sich, wo sich, wobei sich, da sich, obgleich sich, als sich, daß sich, wenn sich, wie sich, als ob sich, je mehr sich usw.); erst dann folgt das Subjekt des Satzes. Nur wenn das Subjekt selber ein persönliches Fürwort ist, geht dieses dem sich voran (da er sich, wenn sie sich, die es sich). In Hauptsätzen steht

*) Die Inversion findet sich in der ältern Zeit auch nach denn und nämlich; wird das heute jemand nachmachen wollen? Vortrefflich schließt O. Erdmann einen Aufsatz über die Geschichte der Inversion mit den Worten: „Das historische Studium des ältern Sprachgebrauchs soll einem vernünftigen und kräftigen Streben nach Regelrichtigkeit des gegenwärtigen und künftigen nicht hinderlich, sondern förderlich werden."

das sich stets unmittelbar hinter dem Verbum (hat sich, zeigt sich, wird sich finden); in Infinitivsätzen steht es ganz an der Spitze, mag das Verbum noch so reich mit Objekten, adverbiellen Bestimmungen u. dergl. bekleidet sein. Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, wie sie reden, man wird nicht einer einzigen Abweichung von diesem Gesetze begegnen.

Nun vergleiche man damit, wie geschrieben wird, ganz allgemein geschrieben wird, und sehe, wo da das sich hingesetzt wird; die Stelle, wo es wirklich hingehört, soll jedesmal durch Klammern bezeichnet werden. Da heißt es in Hauptsätzen: selten hat [] eine Darstellung so rasch in der Litteratur sich eingebürgert — durch die neue Ordnung glaubte [] namentlich die Universität sich verletzt — diese hielten [] ohne Erlaubnis der Regierung in diesen Gegenden sich auf — der heftige Seelenschmerz löste [] in ein krampfhaftes Schluchzen sich auf — eventuell behält [] der Verkäufer das Rückkaufsrecht sich vor — als Porträtmaler schließt [] Hausmann unmittelbar an Hoyer sich an usw. Beim Infinitiv: die Photographie scheint [] in Rom wirklich bis an die Grenze echter Kunst sich zu erheben — bald begannen [] Menschen in dem Walde sich anzusammeln — der Name dürfte [] auf den ganzen Gebirgszug sich beziehen — man mußte [] in entsetzlichen Postkarren, von Ungeziefer halb verzehrt, unter Hunger und Durst, in jene allerschönsten Gegenden sich durcharbeiten — es ist leicht, [] diese Kenntnis sich anzueignen — das Recht, [] an der friedlichen Kulturarbeit frei sich zu beteiligen usw. In Nebensätzen endlich: die Verdienste, welche [] Eure Durchlaucht um das deutsche Vaterland sich erworben haben — es ist das eine der schwierigsten Aufgaben, die [] der menschliche Geist sich stellen kann — aus dieser Lage der Dinge, die [] binnen wenigen Monaten zu einer ganz unerträglichen sich ausbildete — der geistige Zustand, in dem [] die deutsche Jugend in der Zeit der französischen Invasion

sich befand — der Modegeschmack, der [] namentlich auf dem Gebiete des Romans so rasch sich ändert — die Philosophie, die [] doch nur dem an das Denken gewöhnten Höhergebildeten sich erschließt — ein Mann, der [] bei allem Eifer für die katholische Sache doch einen warmen Patriotismus sich bewahrt hatte — im Militärwaisenhaus, das [] nach dem Willen des Königs zu einer möglichst großartigen Anlage sich gestalten soll — die Schlagwörter, mit denen [] die sozialdemokratischen Lehren sich zu schmücken lieben — in Fällen, wo [] das Bedürfnis dazu sich herausstellt — wo [] der Dichter scheinbar in leichtern Gedanken und Empfindungen sich bewegt — der erste Akt versetzt uns in die Welt des Waldes, wo [] Roseggers Phantasie am meisten sich heimisch fühlt — in Bonn, wo [] die ganze Rheinstraße mit ihren Denkmälern zu Exkursionen sich anbietet — die Verbrecher treiben allerlei Ulk, wobei [] ihre wahre Natur sich äußert — unter der Bedingung, daß er [] auf eine bestimmte Probezeit des Wilderns sich enthalte — die Gegenwart beweist, daß [] der kleine Betrieb dem Großkapital gegenüber sich nicht halten kann — der einzelne darf nicht verkennen, daß er [] unter solchen Umständen zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen eine Selbstbeschränkung sich auferlegen muß — als [] fast sämtliche Klöster wieder mit den geistlichen Orden sich gefüllt hatten — es wird noch geraume Zeit vergehen, ehe [] ihr Ideal vollständig sich verwirklichen kann — seitdem [] das große, für die Kultur so folgenreiche Weltereignis der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus sich begab — die Aufhebung des Gesetzes können wir nicht beklagen, da es [] im Laufe der Jahre immer mehr als unbrauchbar sich erwiesen hat — da er [] gerade jetzt in der Lage sich befindet, Zahlung leisten zu können — weil er [] diese Eigenschaften bis in sein hohes Alter sich bewahrt hat — nachdem [] die ursprüngliche Bedeutung im Sprachbewußtsein sich verdunkelt hatte — nachdem [] die Wogen

freundlicher und feindlicher Erregung, die das Buch hervorrief, sich gelegt haben — wenn er [] zuweilen zu religiösem Pathos sich erhob — wenn der Kurfürst abreist und [] auf einen seiner Landsitze sich begiebt — ich würde untröstlich sein, wenn Sie [] durch mich in Ihrer alten Ordnung sich stören ließen — wenn [] neuerdings die Unternehmer und Arbeitgeber zur Wahrung ihrer gerechten Interessen sich zusammenschließen — die Namen der Künstler sind so bezeichnet, wie sie [] auf den Blättern sich finden — als ob er [] die größten Verdienste um das deutsche Vaterland sich erworben hätte — je mehr [] Frankreichs Stellung am Mittelmeere sich behauptet usw.

Wir stehen da wieder vor einer Erscheinung, die recht eigentlich in das Kapitel vom papiernen Stil gehört. Der lebendigen Sprache gänzlich fremd, stellt sie sich immer nur ein, wenn jemand die Feder in die Hand nimmt, aber auch da nicht sofort, sondern erst dann, wenn er anfängt, zu künsteln.*) Man könnte ja meinen, es sei doch unnatürlich, das reflexive Fürwort von seinem Verbum zu trennen und so weit vor, an den Anfang des Satzes zu rücken. Aber diese Trennung ist der Sprache offenbar etwas unwesentliches. Das wesentliche ist ihr die enge Verbindung, die erst infolge dieser Trennung eingegangen werden kann: die Verbindung mit dem voranstehenden andern Pronomen oder mit dem Fügewort (der sich, wenn sich usw.) Diese Verbindung ist der lebendigen

*) Tausendmal habe ich bei der Durcharbeitung von Manuskripten das sich heraufgeholt an die richtige Stelle, und niemals haben die Verfasser, wenn sie die Druckkorrektur bekamen, etwas davon gemerkt: alle haben drüber weggelesen, als ob sie selber so geschrieben hätten. Und hundertmal ist mir in Manuskripten der Fall begegnet, daß der Verfasser bei der ersten Niederschrift das sich an die richtige Stelle gesetzt, es aber beim Wiederdurchlesen dort ausgestrichen und dann hinten, unmittelbar vor dem Verbum, hineingeflickt hatte — niemals das umgekehrte! Damit ist doch schlagend bewiesen, daß die Voranstellung des sich das natürliche ist und das, was jedem, der unbefangen schreibt, aus der lebendigen Sprache zunächst in die Feder läuft; erst wenn das Feilen und Drechseln beginnt, kommt die Unnatur.

Sprache wichtiger, als die mit dem Verbum, denn durch sie wird der Satz wie mit eisernen Klammern umschlossen. Wenn ich das sich unmittelbar nach da, wo, wenn, seitdem bringe, so weiß der Hörer schon, daß am Ende des Satzes ein reflexives Verbum folgen wird, die Hälfte des Verbalbegriffs klingt ihm gleichsam schon im Ohre. Daß sich auf diese Weise der Satz fester zusammenschließt, als auf die andre, liegt doch auf der Hand. Wenn einer mit wenn oder daß anfängt, und erst nachdem er zwanzig Worte dazwischengeschoben hat, endlich mit sich begab oder sich befindet schließt, so möchte man ihn immer fragen: so viel Zeit hast du gebraucht, dich auf das Verbum zu besinnen? dich zu besinnen, daß du ein verbum reflexivum gebrauchen willst?

Es ist aber keineswegs bloß das sich, das jetzt in dieser Weise verstellt wird, es geschieht das mit dem reflexiven Fürwort überhaupt. Man schreibt auch: darüber gedenke ich [] später einmal in diesen Blättern mich auszulassen — wenn wir [] auch mit voller Seele an der Jubelfeier uns beteiligen — daß wir [] in unsern nationalen Lebensformen ungehindert uns entwickeln können — wenn wir [] überhaupt von Gott eine Vorstellung uns machen wollen usw. Ja die Krankheit hat sich noch viel weiter verbreitet, sie hat auch das ganze persönliche Fürwort ergriffen. In der lebendigen Sprache wird das persönliche Fürwort genau so gestellt wie das reflexive. Wie aber wird geschrieben? Das war es bloß, wozu [] mein väterlicher Freund mich bewegen wollte — wie willst du den Widerspruch lösen, den [] eine verehrte Autorität dir aufdrängt? — man kann den Fortgang voraussehen, soweit [] nicht unberechenbare äußere Störungen ihn hemmen — die Mängel des Gedächtnisses kommen weniger zur Geltung, wenn [] das Nachdenken ihm Zeit läßt — der Bischof verzichtete auf den Segen, den [] sein Konfrater in Trier ihm anpries — können wir einen Dichter nennen, der [] an Mannichfaltigkeit, an beherrschender Sicherheit ihm gleichkäme? — er würde []

gewiß auch diesmal nicht ohne Not sie warten lassen — die Menge geht dahin, wohin [] der Zar und die Kirche sie treibt — sie wissen viel zu gut, was [] das erreichte Ziel sie gekostet hat — die Arbeiter stehen schon so tief, daß [] ein weiterer Druck sie arbeitsunfähig machen würde — wenn [] die Zeit es erlaubt — wer [] in unsern Tagen noch es wagt — wie [] der Drang seines Herzens es gebot — eine so unzulängliche Einrichtung, wie [] das Duell es ist — abgesehen davon hatten [] die Bewohner des Hauses es nicht schlecht — wenn [] die Gegner des Sozialistengesetzes es als einen Vorteil preisen — unter diesem Feldgeschrei hatte man [] in den katholisch-deutschen Ländern es dahin gebracht — es genügt uns nicht, [] bei dieser allgemeinen Schilderung seines Wesens es bewenden zu lassen — wir müssen tragen, was [] unser Geschick uns auferlegt — die praktische Aufgabe, die [] unsre religiöse Gefahr uns stellt — wir halten das für die einzig mögliche Erklärung, weil [] keine andre uns begreiflich ist — wenn [] sein Auge so ernst und mild uns anblickt — wäre er nicht das große Genie gewesen, so würde [] der Name Rembrandt uns unbekannt geblieben sein — am 19. Mai hat [] der Tod wieder einen der hervorragendsten Künstler uns entrissen — nun galt es, [] mit Rat und That ihnen beizustehen — sie warfen mit lateinischen Brocken um sich, sodaß [] kein andrer in der Gesellschaft ihnen zu folgen vermochte — er berichtete gewissenhaft die Geschichte, wie [] [] sein alter Schulkamerad sie ihm erzählt hatte — es ist das ein großes Stück Wehrkraft, worin [] [] die Nachbarn im Osten und Westen es uns nicht gleichthun können usw. Überall dieses ängstliche, schulknabenhafte Voranstellen der Subjekte vor die Objekte, überall dieses gequälte Aufsparen des Fürworts bis unmittelbar vor das Verbum!*) In einem Roman heißt es: während

*) Nur wo ein Mißverständnis, eine Verwechslung von Subjekt und Objekt möglich ist, hat es einen Sinn, das Subjekt in dieser ängstlichen Weise vor das Fürwort zu stellen, z. B. Vater und Mutter müssen sich

die Stämme ihre kahlen Äste uns entgegenstreckten, als wollten sie mit ihren Armen unserer (!) sich erwehren. Das soll heißen: während uns die Stämme ihre kahlen Äste entgegenstreckten, als wollten sie sich unser mit ihren Armen erwehren! Am fürchterlichsten ist es, wenn das unbetonte es, vollends das proleptische, das nur einen Inhalts- oder einen Infinitivsatz vorbereitet, und das nur dann erträglich ist, wenn es sich möglichst versteckt (am liebsten in der Form von 's), möglichst flüchtig durch den Satz huscht — wenn das mit solchem Elefantentritt an möglichst unpassender Stelle in den Satz hineintappt: trotz des Widerwillens des Vaters setzte [] der Knabe unter dem Beistande der guten Mutter es durch, daß er usw.

Möglich ist ja eine solche Stellung der Fürwörter auch, falsch ist sie nicht, es fragt sich nur, ob sie schön sei. Wie müssen sich oft die Fürwörter und die Wörter überhaupt in Versen herumwerfen lassen! Wie die Kegel, wenn die Kugel dazwischenfährt. Da senkte sich aus der Höhe ein lichter Engel — nicht wahr, ganz gewöhnliche Prosa?

Da senkte aus der Höhe
Ein lichter Engel sich —

auf einmal ist es „Poesie"! Ich weiß nicht, was es bedeuten soll — Prosa. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten — herrliche Poesie! Das hat aber doch auch seine Grenzen. Poetischer als ein Vers wie der:

Wie soll aus diesem Zwiespalt ich retten mich?

klingt doch unzweifelhaft die schlichte „Prosa": wie soll ich mich aus diesem Zwiespalt retten?

In fast allen oder fast in allen?

Der dritte Verstoß betrifft die Stellung der Präpositionen. Durch alle gebildeten Sprachen geht das Gesetz, daß die Präpositionen (an, bei, nach, für,

---

darein finden, daß die Kinder sie verlassen. Aber ist etwa ein Mißverständnis möglich, wenn man sagt: Thatsachen machen sich geltend, gleichviel ob sie die Juristen definiren können oder nicht? Wird hier jemand die Juristen für das Objekt halten?

in, vor, mit usw.) unmittelbar vor dem Worte stehen müssen, das sie regieren. Das ist so natürlich und selbstverständlich wie irgend etwas, es kann nicht anders sein. In der griechischen Grammatik spricht man von Procliticae (d. h. vorn angelehnten).*) Man versteht darunter gewisse einsilbige Wörtchen, die, weil sie eben einsilbig sind und für sich allein noch nichts bedeuten, auch keinen eignen Ton haben, sondern — wie durch magnetische Kraft — an das Wort gezogen werden, das ihnen folgt. Dazu gehören auch einige einsilbige Präpositionen. Das ist aber durchaus keine Eigentümlichkeit der griechischen Sprache, sondern solche Wörter giebt es in allen Sprachen, auch im Deutschen, und zu ihnen gehören auch im Deutschen die Präpositionen. Weil aber die Präpositionen solche Procliticae sind, die mit dem Worte, das von ihnen abhängt, innig verwachsen, so ist es unnatürlich, zwischen die Präposition und das abhängige Wort**) (Eigenschaftswort, Fürwort, Zahlwort) ein Adverbium zu schieben. Auch dies Gesetz geht durch alle Sprachen, denn es ist in der Natur der Präpositionen begründet.

Da ist nun aber neuerdings im Deutschen der große Logiker drüber gekommen und hat sich überlegt: fast in allen Fällen — das kann doch nicht richtig sein! das fast gehört doch nicht zu in, es gehört ja zu allen! Also muß es heißen: in fast allen Fällen. Und so wird denn wirklich seit einiger Zeit immer häufiger geschrieben: die von fast allen Grammatikern gerügte Gewohnheit — es geht eine Bewegung durch fast sämtliche Kulturstaaten — mit fast gar keinen Vorkenntnissen — mit nur echten Spitzen — das Stück besteht aus nur drei Szenen — wir haben es mit nur wenigen Lehrstunden zu thun — wir fuhren durch meist anmutige Gegend — die Kritik, die in meist schlechten Händen ist — es waren gegen etwa vierzig Mann — mit einer Besatzung von oft sechs bis acht

*) Der Ausdruck ist von Gottfried Hermann erfunden.

**) Der Volksmund vermeidet das sogar zuweilen bei dem unbestimmten Artikel und dem unbestimmten Fürwort und sagt: das ist gar ein merkwürdiger Mensch, das ist ganz was feines.

Mann — in bald einfacherer, bald prächtigerer Ausstattung — das Buch ist in wohl sämtliche europäische Sprachen übersetzt — andre Kritiker von freilich geringerer Autorität — nach genau einem Jahrhundert — in genau derselben Form — mit genau derselben Geschwindigkeit — nach längstens zwei Jahren — für wenigstens ein paar Wochen — Unterricht in wenigstens einer zweiten lebenden Sprache — die ordnungsliebendern Elemente sehen sich zu wenigstens thatsächlicher Achtung vor dem Gesetze gezwungen — die Kosten belaufen sich auf mindestens tausend Pfund — die Schulden müssen mit mindestens einem Prozent jährlich abgetragen werden — fünf Präpositionen mit jedesmal verschiedner Funktion — eine Anfrage würde das in vielleicht überraschendem Maße bestätigen — überall ist die Technik auf annähernd gleicher Höhe — mit sozusagen absolutem Maßstabe — mit allerdings nur geringer Hoffnung auf Erfolg — Japan war mit alles in allem vier Artikeln vertreten — er stand mit ihm in so gut wie keiner Verbindung — sie sind um zusammen etwa vier Millionen Mark betrogen worden; sogar: ein besondrer Anstrich von erst Farbe und dann Lack wird vermieden. Das neueste dieser Art ist das schöne rund, das jetzt — natürlich wieder dem Englischen nachgeäfft — ganz überflüssigerweise zu allen Zahlen gesetzt wird, die, wie der Zusammenhang zeigt, selbstverständlich nur runde Zahlen sein können: der Ertrag der Sammlung bezifferte (!) sich auf rund 5000 Mark.

Es ist eine Barbarei, so zu schreiben. Man hat das Gefühl, als wollte einem jemand in den Ellbogen oder zwischen zwei Fingerglieder einen Holzkeil treiben, wenn man so etwas liest, ja es ist, als müßte es der Präposition selber wehthun, wenn sie in solcher Weise von dem Worte, mit dem sie doch zusammenwachsen möchte, abgerissen wird. Was ist eine Logik wert, die zu solcher Unnatur führt! Man versuche es einmal, man setze in all den angeführten Beispielen das Adverbium an die richtige Stelle, nämlich vor die Präposition: meist durch anmutige Gegend — wohl

in sämtliche Sprachen — wenigstens für ein paar Wochen — annähernd auf gleicher Höhe usw., empfindet wohl jemand die geringste logische Störung?*)

Nur die Adverbia, die zur Steigerung der Adjektiva dienen: so, sehr, viel, weit, stehen hinter der Präposition: mit so großem Erfolg — in sehr vielen Fällen — mit viel geringern Mitteln — nach weit gründlichern Vorbereitungen usw. Bei allen Adverbien aber, die den Adjektivbegriff einschränken, herabsetzen oder sonstwie bestimmen, ist die Stellung hinter der Präposition sehr häßlich.

Zwei Präpositionen neben einander

Doppelt häßlich wird das Wegzerren der Präposition von dem abhängigen Worte dann, wenn das Einschiebsel nicht ein einfaches Adverbium, sondern ein Satzglied ist, das selber wieder aus einer Präposition und einem davon abhängigen Worte besteht; dann entsteht der Fall, daß zwei Präpositionen unmittelbar neben einander geraten — für jedes feinere Gefühl eine der beleidigendsten Spracherscheinungen. Und doch wird auch so jetzt massenhaft geschrieben! Da heißt es: in über vierzig Städten — in im Ratsdepositorium befindlichen Dokumenten — in zur Zeit nicht zu verwirklichenden Gedanken — durch vom Kriege unberührtes Land — durch von beiden Teilen erwählte Schiedsrichter — durch für ein weiches Gemüt empfindlichen Tadel — mit vor Freude strahlendem Gesicht — mit in Thränen erstickender Stimme — mit auf die Wand aufgelegtem Papier — mit für die Umgebung störendem Geräusch — mit nach außen

*) Tausendmal habe ich in Manuskripten auch diese häßliche Wortstellung beseitigt, und niemals haben die Verfasser, wenn sie ihre Druckkorrektur erhielten, von der Änderung etwas gemerkt, immer haben sie ohne Anstoß drüber weggelesen, also offenbar geglaubt, sie hätten selber so geschrieben! Nun, wenn es wirklich ein so starkes logisches Bedürfnis wäre, das Adverb einzuschieben, so hätte doch einmal einer Anstoß nehmen und seine ursprüngliche Fassung wieder herstellen müssen! Das ist aber nie geschehen, und es ist eben deshalb nie geschehen, weil es das natürliche und selbstverständliche ist, das Adverb vor die Präposition zu stellen.

kräftigen Institutionen — mit über die ganze Provinz verteilten Zweigvereinen — mit mit schwarzem Krepp umwundnen Fahnen — bei nach fürstlichen Personen benannten Gegenständen — das Sammeln von an sich wertlosen Dingen — die Frucht von durch Jahrtausende fortgesetzten Erfahrungen — eine große Anzahl von in einzelnen Fächern weiter ausgebildeten jungen Männern — die Schülerzahl stieg von über zwei gleich auf über sechs hundert usw. Man kann diesen Zusammenstoß so leicht vermeiden und auf die verschiedenste Weise; entweder durch einen Nebensatz: durch Land, das vom Kriege noch unberührt geblieben war — oder durch einen Genitiv: das Sammeln an sich wertloser Dinge — oder durch einen Ausdruck, der dasselbe sagt wie die Präposition: in mehr als vierzig Städten (statt in über) oder durch ein zusammengesetztes Wort: mit freudestrahlendem Gesicht usw. Aber alle diese Mittel werden verschmäht, lieber versetzt man dem Leser den stilistischen Rippenstoß, unmittelbar hinter einer Präposition noch eine zweite zu bringen!*)

Zur Interpunktion

Eine feine und schwierige Kunst ist es, gut zu interpungiren. Hier sollen nur einige Winke darüber gegeben werden.

Die Interpunktion verfolgt zwei verschiedne Zwecke: erstens die Satzgliederung zu unterstützen und die Übersicht über den Satzbau zu erleichtern, zweitens die Pausen und die Betonung der lebendigen Sprache in der Schrift auszudrücken. Oft fallen beide Zwecke zusammen, aber nicht immer. Wenn z. B. geschrieben wird: die Berliner Künstler haben den französischen Bildern stets die besten Plätze eingerämt und, wenn diese nicht reichten, andre Räume gemietet — oder: wer die Tagespresse kritiklos liest und, ohne es zu wissen und zu wollen, die dargebotnen Anschauungen

*) Ein harmloses Menschenkind, dem die zwei Präpositionen hintereinander wider den Strich gingen, schrieb: mit Zumherunterlassen eingerichteten Fenstern!

in sich aufnimmt — so schließt sich zwar die Interpunktion genau dem Satzbau an, steht aber in auffälligem Widerspruch zur lebendigen Sprache: niemand wird bis zu und (oder oder) sprechen und hinter und eine Pause machen, jeder wird vor und abbrechen. Es empfiehlt sich also hier, das Komma lieber vor und zu setzen — gegen den Satzbau — und zu schreiben: da die Frauen mit Vorliebe männliche Verhüllungen wählen, und wenn sie ihren Vornamen nicht ausschreiben, auch die Handschrift sie nicht immer verrät — sie glaubte, oder wie es von ihrem Standpunkt aus wohl richtiger heißen muß, sie hoffte — daß Dichter wie Keller und Storm, oder um einige weniger berühmte zu nennen, Vischer und Riehl gesund blieben — die Elemente des Anschauungs- und Gestaltungsvermögens, oder anders ausgedrückt, des Einbildungs- und des Ausbildungsvermögens.*)

Dem ersten Zwecke dienen nun vor allem die drei üblichen Zeichen: Punkt, Semikolon (;) und Komma. Über die Bedeutung von Punkt und Komma besteht kein Zweifel; sie werden im allgemeinen auch richtig angewandt. Der Punkt schließt ab, das Komma gliedert; der Punkt trennt größere oder kleinere selbständige Gedankengruppen, das Komma scheidet die einzelnen Bestandteile dieser Gruppen, es tritt vor jeden Nebensatz, vor jeden abhängigen Infinitiv usw. Jeder Satz hat nur einen Punkt; die Zahl der Kommata im Satze ist unbeschränkt. Das Semikolon endlich ist stärker als das Komma, aber schwächer als der Punkt. Es ist überall da am Platze, wo zwei Hauptsätze — mögen sie nun allein stehen oder jeder wieder von einem Nebensatze begleitet sein — einander gegenübergestellt werden, wo also der eine der beiden Hauptsätze nur die Hälfte des Gedankens enthält und den andern zu seiner Ergänzung verlangt, z. B.: hättest du dich an den Buchstaben des Gesetzes gehalten, so träfe dich kein Vorwurf; da du aber eigenmächtig vor-

*) Ähnlich: der Dichter begnügt sich mit einer Skizze, da wo wir ein ausgeführtes Bild erwarten. Nach dem Satzbau: der Dichter begnügt sich mit einer Skizze da, wo wir usw.

gegangen bist, so mußt du nun auch die Verantwortung tragen. Das Semikolon trennt also und vereinigt zugleich, es scheidet und verbindet. Sehr fein hat es daher David Strauß die Taille des Satzes genannt*) und auf Lessing hingewiesen als den, der den richtigsten Gebrauch davon gemacht habe. In der That ist das Semikolon für den, der damit umzugehen weiß, eins der ausdrucksfähigsten Interpunktionszeichen, es wird nur noch vom Kolon übertroffen. Aber wie ungeschickt wird es manchmal behandelt! Besonders beliebt ist es jetzt, wenn vor einen Hauptsatz eine größere Anzahl gleichartiger Nebensätze tritt, z. B. drei, vier, fünf Bedingungssätze, diese alle durch Semikolon von einander zu trennen. Nichts ist verkehrter als eine solche Anwendung. Zwischen Haupt- und Nebensatz ist einzig und allein das Komma am Platze; folgen mehrere gleichartige Nebensätze auf einander, so hat hinter jedem immer wieder nur ein Komma zu stehen. Wie der Punkt, so kann also auch das Semikolon in einem gut gegliederten Satze nur einmal vorkommen; ein Satz, der mehr als ein Semikolon enthält, ist entweder schlecht interpungirt oder schlecht gegliedert.

Aber auch in dem Gebrauche des Kommas werden mancherlei Fehler gemacht. Wenn vor ein Hauptwort mehrere Eigenschaftswörter treten, so gilt im allgemeinen die Regel, alle diese Eigenschaftswörter durch Kommata von einander zu trennen. Manche wollen zwar neuerdings davon nichts wissen, sie schreiben: ein guter treuer anhänglicher zuverlässiger Mensch; aber das verstößt gegen die Betonung der lebendigen Sprache die bei solchen längern Attributreihen hinter jedem Attribut eine fühlbare kleine Pause macht, und man beraubt sich damit sehr notwendiger Unterscheidungen. Es ist ein großer Unterschied, ob man schreibt: er hatte eine tiefe, staatsmännische Einsicht oder: eine tiefe staatsmännische Einsicht — hier schließt der erste, historische Abschnitt oder: der erste historische Abschnitt des

*) In dem hübschen Scherz: Der Papierreisende (Gesammelte Schriften, Bd. 2).

Buches. In dem ersten Falle stehen die beiden Attribute parallel zu einander, das zweite erläutert das erste: er hatte eine tiefe, (wahrhaft oder echt) staatsmännische Einsicht — hier schließt der erste, (nämlich) historische Abschnitt des Buches. In dem zweiten Falle bildet das zweite Attribut mit dem Hauptwort einen einzigen Begriff, sodaß thatsächlich nur ein Attribut übrig bleibt: er hatte staatsmännische Einsicht, und diese war tief — das Buch hat mehrere historische Abschnitte, und hier schließt der erste davon. Auf solche Weise kann sogar ein drittes Attribut wieder dem zweiten übergeordnet werden. Es darf also kein Komma stehen in folgenden Verbindungen: ein starker demokratischer Zug, eine liebenswürdige alte Jungfer, die nackteste persönliche Herrschsucht, der unvermeidliche tragische Ausgang, von gewissen hohen österreichischen Offizieren, die ganze vielgepriesene englische Kirchlichkeit. Ebenso muß ohne Komma geschrieben werden: das andre der klassischen Richtung angehörige Drama — wenn der betreffende Dichter mehrere der klassischen Richtung angehörige Dramen geschrieben hat, wogegen das Komma nicht fehlen dürfte, wenn er nur zwei Dramen geschrieben hätte, ein der modernen und ein der klassischen Richtung angehöriges.

Wenn zwei Hauptsätze oder auch zwei Nebensätze durch und verbunden werden, so gilt im allgemeinen die verständige Regel, daß vor und ein Komma stehen müsse, wenn hinter und ein neues Subjekt folgt, dagegen das Komma wegbleiben müsse, wenn das Subjekt dasselbe bleibt. Natürlich ist dabei unter Subjekt das grammatische Subjekt zu verstehen, nicht das logische. Seinem Begriffe nach mag das zweite Subjekt dasselbe sein wie das erste: sowie es grammatisch durch ein Fürwort (er, dieser) erneuert wird, darf auch das Komma nicht fehlen. Dagegen wird niemand vor und ein Komma setzen, wo und nur zwei Wörter verbindet. Doch sind Ausnahmefälle denkbar, z. B. er welkt, und blüht nicht mehr — in Leipzig, wo man so viel, und so viel gute Musik hören kann — er war unfähig als Heerführer, und als Mensch unbedeutend und wenig sympa-

thisch. Er blüht und duftet nicht mehr — da wäre das Komma überflüssig. In solchen Fällen tritt der zweite Zweck der Interpunktion, die Pausen und die Betonung der lebendigen Sprache auszudrücken, selbst abweichend von dem ersten, die Gliederung des Satzbaues zu unterstützen, in seine Rechte.

Auch vor einem Infinitiv mit zu ist es wohl allgemein üblich, ein Komma zu setzen. Manche lassen es zwar hier jetzt grundsätzlich weg, namentlich wenn der Infinitiv ganz unbekleidet ist; sie halten es für überflüssig, ein so kurzes, nur aus zwei Wörtern bestehendes Glied durch ein besondres Zeichen abzutrennen. Es ist aber doch gut, es überall zu setzen, da sonst leicht Zweifel oder Mißverständnisse entstehen können. Wenn jemand schreibt: es ist schwer zu verstehen — so kann der Sinn nur sein: es ist zu verstehen, aber schwer — und wenn geschrieben wird: ohne den Genuß zu empfinden, so kann Genuß nur als Objektiv zu empfinden aufgefaßt werden. Wenn man aber ausdrücken will: es bereitet Schwierigkeiten, es zu verstehen — ohne den Genuß, der darin besteht, daß man empfindet? Das kann nur durch ein Komma deutlich gemacht werden. Man muß also unterscheiden zwischen: es ist nicht gut, zu verlangen und: es ist nicht gut zu verlangen — es war ein Fest, zu sehen und: es war ein Fest zu sehen. Aber auch in Sätzen wie: er befahl ihm Gläser zu bringen — die ultramontane Presse verstand es bald allerlei Mißverständnisse aufzufinden — entsteht der Zweifel: wozu gehört ihm? wozu gehört bald? zu verstehen oder zu auffinden? Ein Komma hebt den Zweifel.

Nur in einem Falle ist es nicht nur überflüssig, sondern geradezu störend, vor den Infinitiv mit zu ein Komma zu setzen, nämlich dann, wenn der Infinitiv ein Objekt oder ein Adverb bei sich hat und dies vor dem regierenden Verbum steht, von dem der Infinitiv abhängt, z. B. diesen Gedanken könnte man versucht sein, mit Wallenstein herzlich dumm zu nennen. Diesen Gedanken könnte man versucht sein — das ist nur ein Satzbruchstück ohne allen Sinn, was soll da das Komma?

Es ist aber auch durch die lebendige Sprache hier nicht gerechtfertigt, denn niemand wird hinter versucht sein im Sprechen anhalten, alles drängt zu dem Infinitiv hin, der erst das Objekt verständlich macht, das vorläufig noch in der Luft schwebt. Es empfiehlt sich also, ohne Komma zu schreiben: bares Geld gelang es ihm nicht sich anzueignen — thatsächliche Irrtümer dürfte es schwer sein in dem bändereichen Werke aufstöbern — was bemüht man sich mit dem Worte Sozialismus zu benennen? — alle Abfälle hatte sie sich ausgebeten ihm bringen zu dürfen — auf die Erhaltung des Waldes war die Behörde geneigt das entscheidende Gewicht zu legen — gegen diese Szene liegt es uns fern uns hier zu ereifern — ich gebe dir keinen Rat, den ich nicht bereit wäre selber zu befolgen — die Anforderungen, die wir uns gewöhnt haben an eine solche Aufgabe zu stellen — der Wust von Aberglauben, den der Vorgänger sich rühmte ausgefegt zu haben — den Unterschied, den der Offizier gewohnt ist zwischen seiner Stellung als solcher und der als Gentleman zu machen — die Oberamtsrichter, denen manche geneigt sind die Rektoren gleichzustellen — seine Verwandten, für die es vor allem seine Pflicht wäre zu sorgen.

Unbegreiflich ist es, daß man die beiden grundverschiednen ja, die es giebt, das beteuernde und das steigernde, fast nie richtig unterschieden findet, und doch sind sie durch die Interpunktion so leicht zu unterscheiden. Nur hinter das beteuernde ja gehört ein Komma, denn nur hinter diesem wird beim Sprechen eine Pause gemacht: ja, es waren herrliche Tage; das steigernde ja dagegen wird mit dem folgenden Worte in eins verschmolzen: sie duldete diese Mißhandlungen, ja sie schien sie zu verlangen — hinter Frankreich liegt der Atlantische Ozean, ja man kann sagen die ganze andre Welt. Was soll da ein Komma? Ebenso unrichtig ist es, ein doppeltes ja (ja ja) und ein doppeltes nein (nein nein) durch Kommata zu trennen, wie man es in Erzählungen und Schauspielen fast immer gedruckt lesen muß. Man spricht doch nicht ja (Pause), ja, sondern jajjah, als ob es nur ein Wort wäre.

Ganz verkehrt wird von vielen das Kolon (:) angewandt: sie setzen es statt des Semikolons (;) und stören damit den, der die Bedeutung der Satzzeichen kennt, auf die ärgerlichste Weise. Das Semikolon schließt ab, wie der Punkt; das Kolon schließt — auf, es hat vorbereitenden, spannungerweckenden, aussichteröffnenden Sinn, ein gut gesetztes Kolon wirkt, wie wenn ein Vorhang weggezogen wird. Daher steht es vor allem vor jeder direkten Rede (vor die indirekte gehört das Komma!); es ist aber auch überall da am Platze, wo es so viel bedeutet wie nämlich, z. B.: der Verfasser hat mehr gethan als diesen Wunsch erfüllt: er hat die Aufsätze vielfach erweitert und ergänzt — oder wo es dazu dient, die Folgen, das Ergebnis, das erwartete oder unerwartete Ergebnis des vorhergeschilderten einzuleiten, z. B.: wir baten, flehten, schmollten: er blieb ungerührt und sprach von etwas anderm.

Geschmacklos ist es, die der Betonung dienenden Zeichen, das Fragezeichen und das Ausrufezeichen, zu verdoppeln, zu verdreifachen oder mit einander zu verbinden: ??, !!!, ?! Dergleichen schreit den Leser förmlich an, und das darf man sich doch wohl verbitten. Eine Abgeschmacktheit ohne gleichen aber ist es, halbe oder ganze Zeilen mit Punkten oder Gedankenstrichen zu füllen, wie es unsre Romanschreiber und Feuilletonisten jetzt lieben. Das soll geistreich aussehen, den Schein erwecken, als ob der Verfasser vor Gedanken oder Bildern beinahe platzte, sie gar nicht alle aussprechen oder ausführen könnte, sondern dem Leser sich auszumalen überlassen müßte. Es ist aber meistens Wind; wer etwas zu sagen hat, der sagt es schon.

Fließender Stil

Man spricht so viel von fließendem Stil, beneidet wohl auch den und jenen um seinen fließenden Stil. Ist das Sache der Begabung, oder ist es etwas erlernbares?

Zum Teil beruht das, was man fließenden Stil nennt, unzweifelhaft auf der Klarheit des Denkens und

der Folgerichtigkeit der Gedankenentwicklung, zum Teil auch auf dem Rhythmus — es wird viel zu viel stumm geschrieben, während man doch nichts drucken lassen sollte, was man sich nicht selber laut vorgelesen hat!*) — zum größten Teil aber beruht es auf gewissen technischen Handgriffen beim Satzbau — Handwerksvorteilchen könnte man sagen —, die man eben kennen muß, um sie anwenden zu können. Unbewußt und unwillkürlich wendet sie niemand an. Es giebt allerdings auch einen fließenden Naturburschenstil, der den Leser bisweilen eine halbe Seite lang täuschen kann; dann kommt aber plötzlich ein Satz, der deutlich verrät, daß der Verfasser nur zufällig, nicht mit Bewußtsein fließend geschrieben hat.

Den angenehmen Eindruck, daß jemand fließend schreibe, hat man dann, wenn beim Lesen das Verständnis, die geistige Auffassung des geschriebnen immer gleichen Schritt hält mit der sinnlichen Auffassung, die durch das Auge vor sich geht. Ist das nicht der Fall, ist man öfter genötigt, stehen zu bleiben, mit den Augen wieder zurückzugehen, einen ganzen Satz, einen halben Satz oder auch nur ein paar Worte noch einmal zu lesen, weil man sieht, daß man das gelesene falsch verstanden hat, so spricht man von holprigem oder höckrigem Stil. Solch ärgerliches Mißverständnis kann aber die mannichfachsten Ursachen haben. Wer diese Ursachen zu vermeiden weiß, wer den Leser jederzeit *zwingt*, gleich beim ersten Lesen richtig zu verstehen, der schreibt einen fließenden Stil. Das ist das ganze

*) Bedingungssätze statt mit *wenn* mit dem Verbum anzufangen ist an sich nicht übel, nur darf das Verbum dann nicht unmittelbar hinter dem des Hauptsatzes stehen, z. B. ein gewissenhafter Mann *darf*, *will* er seinen Ruf nicht gefährden — oder: es ist manches verschwiegen, was gesagt werden *müßte*, *sollte* die Veröffentlichung überhaupt Berechtigung haben. Wer laut schreibt, wird so etwas nie schreiben. Die beiden Verba platzen hier auf einander wie ein paar Lokomotiven. Schreibt man *wenn*, so mündet der Nebensatz leicht und natürlich ein wie ein Nebenflüßchen, das den Fluß des Hauptsatzes beschleunigt. Hüten muß man sich auch vor der Häufung einsilbiger Wörter. Doch kann auch eine lange Reihe einsilbiger Wörter ganz fließend klingen, wenn sie durch den Accent zu Gruppen zusammengefaßt werden, z. B. ein Umstand, wie es ihn | bis jetzt | nach fast gar nicht | gegeben hat.

Geheimnis. Im folgenden sollen einige der Haupthindernisse eines fließenden Stils zusammengestellt werden.

Zu diesen Hindernissen gehört vor allem die leider in unsrer Sprache weitverbreitete, ungemein beliebte und doch das Verständnis, namentlich dem Ausländer, aber auch dem Deutschen selbst überaus erschwerende Unsitte, (so, wie es hier soeben geschehen ist!) zwischen den Artikel und das zugehörige Hauptwort langatmige Attribute einzuschieben, statt diese Attribute in Nebensätzen nachzubringen. Dergleichen Verbindungen sind geradezu eine Qual für den Leser. Man sieht einen Artikel: die. Dann folgt eine ganze Reihe von Bestimmungen, von denen man zunächst gar nicht weiß, worauf sie sich beziehen: verbreitete, beliebte, erschwerende. Endlich kommt das erlösende Hauptwort: Unsitte! Während also das Auge weiter gleitet, weiter irrt, wird unmittelbar hinter dem Artikel der Strom der geistigen Auffassung unterbrochen, es entsteht eine Lücke, und der Strom schließt sich erst wieder, wenn endlich das Hauptwort kommt. Dann ist es aber zu spät, man hat die Übersicht über das eingeschobne längst verloren, muß wieder umkehren und das Ganze noch einmal lesen. Eine solche Unterbrechung tritt zwar bei jedem eingeschobnen Attribut ein, aber bei kurzen Attributen doch in so verschwindend kleinem Maße, daß man sie gar nicht fühlt. Je länger das Attribut ist, desto empfindlicher und störender wird die Lücke. Nur der gute Stilist hat ein richtiges und feines Gefühl dafür, was er dem Leser in dieser Beziehung zumuten darf. Unsre Kanzlisten und Zeitungsschreiber haben meist keine Ahnung davon; sie schreiben seelenvergnügt, indem sie immer ein Attribut ins andre schachteln: das zu der durch Brandschaden zerstörten Mühle in Südhorste gehörige Areal soll nebst der Wasserkraft, welche durch die aus dem zum Schaumburger Steinkohlenwerke gehörigen Stollen zu Tage tretenden Wasser erzeugt wird, meistbietend verkauft werden, oder: mit einem vor dem auf der nach dem Wasser zu gelegnen Veranda aufgestellten Musikkorps

des ersten Gardedragonerregiments geblasenen Choral wurde die Feierlichkeit eröffnet.

Das zweite Haupthindernis eines fließenden Stils ist schon früher besprochen worden und soll hier nur noch einmal kurz erwähnt werden: es ist der unvorsichtige Gebrauch der Fürwörter (vgl. S. 208). Wie ärgerlich wird man oft beim Lesen aufgehalten durch ein er, sie, ihm, ihn, sein, ihr, diesem, wenn man nicht sofort sieht, auf wen oder was es sich bezieht! Wo irgend ein Mißverständnis möglich ist, da sollte immer statt des Fürworts wieder das Hauptwort gesetzt werden.

Eine dritte Unsitte, die das Verständnis alles deutschgeschriebnen in neuerer Zeit in der peinlichsten Weise erschwert, besteht darin, daß man das eigentliche und wirkliche Hauptwort des Satzes, das Verbum, immer in ein Substantiv verwandelt, entweder in ein wirkliches Substantiv oder in einen substantivirten Infinitiv. Da wird z. B. geschrieben: auf Grund der Erreichung der gesetzlichen Mehrheit (statt: weil man die gesetzliche Mehrheit erreicht hat) — die Forderung einer gesteigerten Beschäftigung von Lehrerinnen an Mädchenschulen (statt: mehr Lehrerinnen zu beschäftigen) — der Zuhilfenahme eines besondern Rechts der Persönlichkeit bedarf es nicht (statt: ein besondres Recht zu Hilfe zu nehmen ist nicht nötig) — beim Unterbleiben einer baldigen Inangriffnahme des Projekts (statt: wenn das Projekt nicht bald in Angriff genommen wird) — nach Umarbeitung eines Teils der Lieder zum Zwecke der Herstellung ihrer Sangbarkeit für Männerchöre an höhern Schulen (statt: nachdem ein Teil der Lieder umgearbeitet ist, um sie sangbar zu machen) — trotz der seitens des Vorsitzenden erfolgten Ablehnung des Antrags des Angeklagten auf Vorladung des Kellners (statt: obgleich der Vorsitzende den Antrag des Angeklagten ablehnte, den Kellner vorzuladen) — das plötzliche Hinüberlaufen eines normal entwickelten sieben bis acht Jahre alten Kindes über den Straßendamm vor einem schnell herankommenden sichtbaren und durch sein Rollen hör-

baren Pferdebahnwagen, ohne auf die Warnung andrer Personen zu hören, kann den Kinde zum Verschulden angerechnet werden (statt: wenn ein Kind plötzlich *hinüberläuft*, ohne usw.) — das *Mißlingen* des Versuchs muß natürlich sein *Aufgeben* zur *Folge* haben (statt: wenn der Versuch mißlingt, muß er natürlich aufgegeben werden) — für die *Mehrzahl* der Reisenden hat die *Erweiterung* des Gesichtskreises aufgehört der *Reisezweck* zu sein (statt: die meisten reisen nicht mehr, um ihren Gesichtskreis zu erweitern) — die *Voraussetzung* für die Patentirung eines Advokaten bildet eine mehrjährige *Hilfsarbeiterschaft* in einem Büreau (statt: wer als Advokat patentirt sein will, muß mehrere Jahre Hilfsarbeiter gewesen sein) — es giebt eine Grenze, bei deren *Überschreitung* die *Vermehrung* der *Bevölkerung* nicht zur *Erhöhung*, sondern zur *Verminderung* des Wohlstandes führt (statt: die Bevölkerung hat eine Grenze; wird diese überschritten, so wird der Volkswohlstand nicht vermehrt, sondern vermindert). Es giebt Schriftsteller, bei denen diese Art, sich ausdrücken, vollständig zur Manier geworden ist; sie haben sich so hinein verrannt, daß sie gar nicht wieder herauskönnen. Jeder Gedanke, der vor ihrer Seele auftaucht, nimmt sofort die Gestalt eines Substantivs an, jeder Hauptsatz, jeder Nebensatz gerinnt ihnen zu einem Substantiv. *Erweitern* — das können sie gar nicht mehr denken, sie denken nur noch *Erweiterung*.*) Statt um zu, weil, so daß, wenn schwebt ihnen sofort Zweck, *Grund*, *Folge*, *Voraussetzung* vor. Wenn ein gewissenhafter Redakteur mit solchen Mitarbeitern zu thun hat, so bleibt ihm gar nichts weiter übrig, als Satz für Satz die harten Substantivschalen entzwei zu

*) Sehr komisch ist es, wenn unwillkürlich einmal die gesunde Natur durch die Manier durchbricht, wo es zu spät ist. Dann entstehen Sätze wie: es ist zu bedauern, was für ein *Aufwand* von Zeit und Mühe darauf *verwendet* worden ist — die Erfahrungen, die man in Dresden mit dieser Einrichtung gemacht hat, dürften den *Beweis* für die Notwendigkeit derselben genügend *bewiesen* haben — eine telegraphische Nachricht, wonach die *Möglichkeit* einer persönlichen Begegnung für *möglich* erachtet wurde.

schlagen und überall den weichen Verbalkern heraus-zuholen, mit andern Worten: Satz für Satz umzu-schreiben, aus der Substantivsprache in die Verbal-sprache zu übersetzen. Verba erhalten den Satzbau geschmeidig und flüssig, sie lassen sich in der mannich-faltigsten Weise bekleiden, ohne daß die Sätze beschwert würden und dadurch schleppend würden. Sowie man aber den Verbalbegriff substantivirt, entstehen nicht nur so häßliche Bildungen, wie Zuhilfenahme, Inan-griffnahme, Inanspruchnahme, Beiseiteschie-bung, Zugänglichmachung, Zurannahmebrin-gung, Inanklagestandversetzung, sondern diese zähen Verbalextrakte müssen nun auch erst wieder durch irgend einen wässrigen, gehaltlosen Zusatz wie statt-finden, erfolgen, bewirken in den für den Satz-bau doch unbedingt nötigen flüssigen Zustand zurück-versetzt werden. Außerdem verbaut man sich durch solche Substantivirung selbst den Weg, verfitzt sich den Satz, und adverbielle Bestimmungen geraten in die Gefahr, falsch bezogen zu werden, wie in folgenden Sätzen: man verzichtete auf die Beantwortung einer Thronrede durch eine Adresse (statt: durch eine Adresse zu beantworten) — K. wurde der Körper-verletzung mittels eines schweren Werkzeuges angeklagt (statt: mittels eines schweren Werkzeuges verletzt zu haben) — ein Expedient wurde wegen Unterschlagung von 750 Mark zum Nachteil seines Prinzipals verhaftet (statt: weil er zum Nachteil seines Prinzipals unterschlagen hatte) — die Fischerinnung hat das Befahren der Flüsse innerhalb der Stadtflur mit Boten und Kähnen verboten (statt: mit Boten und Kähnen zu befahren). Eine adverbielle Bestimmung gehört, wie ihr Name sagt, zunächst zum Verbum; wird dieses Verbum substantivirt, so flüchtet sie sich eben zu einem andern Verbum, und — der Unsinn ist fertig. Namentlich in unsrer Gesetz- und Verordnungssprache spielt dieser Fehler eine große Rolle; tausende von Bekanntmachungen, Verordnungen, Warnungen und Verboten, aber auch die einzelnen Punkte von Tagesordnungen und Protokollen fangen

gewöhnlich gleich mit einem Verbalsubstantiv oder einem substantivirten Infinitiv an und quälen dann sich und die Leser mit allem, was darauf folgt.

Ein vierter, unendlich häufiger Fehler, aus dem das gerade Gegenteil eines fließenden Stils entspringt, besteht darin, daß ein casus obliquus eines Hauptworts so im Satze gestellt wird, daß er beim ersten Lesen entweder nicht erkannt wird oder falsch bezogen werden muß. Sehr gewöhnlich ist es z. B., daß ein Satz mit einem Akkusativ angefangen wird, der, weil er ein Femininum, ein Neutrum oder ein Plural ist, nicht eher als Akkusativ erkannt wird, als bis — oft ziemlich spät — das Subjekt folgt; bis dahin hält ihn jeder Leser für den Nominativ, also für das Subjekt des Satzes, z. B.: die Pflege und die Wartung des jüngsten Kindes besorgt die Hausfrau selbst — die Frage, ob es richtig war, auch die schon seit längerer Zeit ansässigen Einwandrer auszuweisen, untersuche ich hier nicht — die beste Schilderung Corneliens, zugleich ein herrliches Denkmal dankbarer Liebe, haben wir in Wahrheit und Dichtung — seine Erziehung hatte bisher nach der allgemeinen Gewohnheit in hochadlichen Familien ein Priester geleitet — das Orchester führte schneidig und mit Umsicht Herr Kapellmeister Porst — das große Pferd, dessen mythologische Bedeutung schon durch die Statue auf der Säule nahe gelegt wird, hat Thausing als Herkules gedeutet — das geistige Leben beherrscht auf der einen Seite die bald in scholastischer Erstarrung erstickende lutherische Theologie, auf der andern der Jesuitismus — anerkannte Namen von bestem Klange wie aufstrebende neue Talente hat unsre Mitarbeiterliste aufzuweisen — die Herren, die sich an unserm Fortbildungskursus beteiligen wollen, ersuchen wir usw. Aber auch zahlreiche andre Fälle kommen vor, wie folgende Beispiele zeigen (das Mißverständnis, in das jeder Leser zunächst verfällt, soll durch den Druck hervorgehoben werden): diese volle Unabhängigkeit fordernde Stelle — in einem Ende November 1862 an das Ministerium gerichteten Schreiben — die Sozialdemo-

kratie besteht noch in dem Staate gefahrdrohender Weise — es handelt sich um eine sehr weite Kreise interessirende Angelegenheit — um sie zu allen Anforderungen entsprechenden Soldaten zu machen — die Absicht, den Platz mit dem Festzweck entsprechenden Dauerbauten zu versehen — sie hat ihm zu seinem Aufsehen erregenden Mädchenbilde gesessen — mit Rücksicht auf die Befähigten zu erteilender Ausbildung — das nationale Gefühl ist durch Jahrhunderte lange Trennung geschwächt — wegen Schenkung eines Bauplatzes mit dem Rat in Unterhandlung zu treten, oder die Schenkung eines solchen Namens des Vereins anzunehmen usw. In allen diesen Sätzen verbindet man im ersten Augenblicke falsch; im nächsten Augenblicke sieht man natürlich die richtige Verbindung, aber seinen Stoß hat man doch weg.

Seitenlang könnten hier Beispiele der verschiedensten Art aufgezählt werden, die alle darauf hinauslaufen, daß der Leser beim ersten Lesen falsch versteht, an einer gewissen Stelle merkt, daß er falsch verstanden hat, und deshalb umkehren und das gelesene gleichsam umdenken muß. Sehr häufig ist der Fall, daß dem Schreibenden bei einem Fürwort, einem Partizip, einem Adverb ein erst später kommendes Hauptwort oder Zeitwort vorschwebt, während es der Leser, der das nicht wissen kann, auf ein bereits dagewesenes bezieht. Welche Störung dann! Da wird z. B. geschrieben: in Berlin gelang es Bandel nicht, festen Fuß zu fassen; mit der brutalen Deutlichkeit, die ihm eigen war, erklärte ihm Schadow usw. (hier wird jeder Leser ihm zunächst auf Bandel beziehen, während es auf Schadow gehen soll) — die Gedichte wurden meine Einführungsbriefe bei den Dichtern Münchens, die ich fast alle in diesen Jahren im Hause meines Vaters kennen lernte; als Glied des Leseausschusses, als Regisseur, als Träger der Heldenrollen und wahrlich nicht am wenigsten als einsichtsvoller und wohlwollender Berater, als ein in allen Stücken prächtiger Mann war er von den Herren gar eifrig gesucht (hier bezieht der Leser alle

die schönen Prädikate des zweiten Satzes auf ich, bis er ganz zuletzt merkt, daß sie auf er gehen) — wie sehr unsre Landsleute am Vaterlande hängen, bewies die reiche Spende, die sie zum Bismarckdenkmal herübersandten. In herrlichem Gartengrün verborgen, umgeben von tropischer Blumenpracht, hat der deutsche Verein in Honolulu sein eignes Heim (hier versucht man, die Partizipia verborgen und umgeben zunächst auf Spende zu beziehen, bis man endlich merkt, daß sie zu Heim gehören sollen) — diese Idee kam von außen, aus der römisch gebildeten Umgebung des Königs und aus den Bedürfnissen des römischen Papsttums erwuchs sie (hier merkt man erst ganz zuletzt, daß man das zweite aus und was darauf folgt, fälschlich mit kam verbunden hat) — obgleich ich nicht wußte, ob ich sitzen bleiben dürfte oder mich zurückziehen müßte, blieb ich doch sitzen. So sehr hatte mich die bewundernswerte Persönlichkeit des Grafen gefangen genommen, daß ich selbst die gewöhnlichsten Gesellschaftsregeln außer Acht ließ (hier bezieht man so sehr zunächst auf das vorhergehende sitzen bleiben, es soll aber den kommenden Folgesatz vorbereiten) — das ist zum erstenmale der volle, unvergleichliche Beethoven; und angesichts dieser Stelle kann man es nur mit der Eile, mit der er schrieb, entschuldigen, daß Berlioz in dieser Sinfonie nur Haydnsche Musik gesehen hat (hier bezieht jeder Leser das er, womit Berlioz gemeint ist, zunächst auf Beethoven). Auch wenn geschrieben wird: diese Urkunden ändern das Bild, das man sich von jenen Sekten und von der zu ihrer Vertilgung eingesetzten Inquisition gemacht hatte, nicht wesentlich — die jetzige ritterschaftliche Vertretung besitzt in ihrer Mehrheit das nötige Verständnis für die Aufgaben ihrer Zeit nicht —, so liegt derselbe Fehler vor. Daß die Urkunden das Bild nicht wesentlich ändern, erfährt der Leser viel zu spät; bis dahin hat er glauben müssen, sie änderten es.

Abzuhelfen ist solchen Anstößen, wie man sieht, auf die verschiedenste Weise, aber immer sehr leicht: ein denkender Schriftsteller wird sich überall schnell zu

helfen wissen, sobald er nur — den Anstoß bemerkt. Aber das ist ja eben das schlimme, daß der Schriftsteller selbst gewöhnlich solche Anstöße nicht bemerkt, nur der Leser bemerkt sie. Wie dem abzuhelfen sei? Vor allem dadurch, daß man sich bei dem Lesen dessen, was andre geschrieben haben, überall da, wo man hängen bleibt, sorgfältig darüber Rechenschaft giebt, warum man hängen bleibt, und dann dergleichen vermeidet. Man kann es darin bei einigem guten Willen sehr bald zu einer gewissen Fertigkeit bringen. Ein andres, sehr einfaches Mittel ist, daß man nichts naß in die Druckerei giebt, sondern alles, was man geschrieben hat, wenn auch nicht nonum in annum, so doch einige Tage lang beiseite legt und dann aufs neue vornimmt. In dieser Zwischenzeit ist es einem gewöhnlich so fremd geworden, daß man von all den Anstößen, die jeden andern Leser verletzen würden, selbst verletzt wird, sie also noch rechtzeitig beseitigen kann.

Auf jeden Fall sollten folgende stilistischen Haus- und Lebensregeln beobachtet werden: 1. schreibe Verba, nicht Substantiva! 2. schreibe Substantiva, nicht Pronomina! 3. schachtle nicht, sondern schreibe Nebensätze! 4. schreibe laut! schreibe nicht immer bloß für die Augen, sondern vor allem auch für die Ohren! Mit der Beobachtung dieser Regeln und Ratschläge wird man freilich noch lange kein großer Schriftsteller, aber ohne sie auch nicht. Wie der Maler malen, so muß der Schriftsteller schreiben können, und der geistvollste Schriftsteller kann sich um alle Wirkung bringen, wenn er seine Leser aller Augenblicke durch Ungeschicklichkeiten und lumpige technische Schnitzer stört und ärgert.

Zum Wortschatz und zur Wortbedeutung

Die Stoffnamen

Zahllose Fehler und Geschmacklosigkeiten werden endlich auch in der Wahl und Anwendung der Wörter begangen.

Alle Stoffnamen, wie Wein, Bier, Blut, Eisen, können von Rechts wegen nur im Singular gebraucht werden, und so priesen denn auch früher unsre Kaufleute immer nur ihren guten Lack oder Firniß an, auch wenn sie noch so viel Sorten hatten. Von einigen solchen Wörtern hatte man aber doch gewagt, den Plural zu bilden, um die Mehrzahl der Sorten zu bezeichnen, und wir haben uns daran gewöhnt. Schon im Faust heißt es: ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern, und die Chemie und die Technologie reden schon lange von Ölen und Fetten. Neuerdings wird aber doch diese Pluralbildung in unerträglicher Weise ausgedehnt; man empfiehlt nicht nur Lacke, Firnisse, Öle und Seifen, sondern auch Mehle, Griese, Essige, Salate, Tabake, Zwirne, Garne, Tuche, Flanelle, Plüsche, Tülle, Battiste, Kattune, Barchente — Thees, Kaffees, Cacaos, Buckskins usw. Diese Formen, die die immer unerträglicher werdende Reklamesprache unsrer Kaufleute geschaffen hat, haben etwas stammelndes, sie klingen wirklich wie Kindergelall. Wenn auf diesem Wege weitergegangen würde, müßte man in Zukunft auch Wachse, Leime, Kalke, Porzellane, ja sogar Fleische, Wurste, Korne, Glase, Stahle anpreisen können. Denn Würste, Körner, Gläser,

Stähle (Plättstähle sagt man in Leipzig) sind doch etwas andres, sie bezeichnen die einzelnen Stücke, aber nicht die Sorten. Wo ist die Grenze? Und wie will man überhaupt eine Mehrzahl bilden von Sand, Schiefer, Linoleum, Seide, Zucker, Obst, Milch, Butter, Käse? Das Bedürfnis, die verschiednen Sorten auszudrücken, ist doch bei diesen Waren ebenso stark wie bei den andern. An der Firma einer Leipziger Stahlhandlung steht: Stahl aller Art. Wie vornehm klingt das! Man freut sich jedesmal, wenn man vorüber geht. Wie dumm dagegen ist die Mehrzahl Abfallseifen, die man auch an Leipziger Läden lesen kann! Wenn es irgend etwas giebt, was man nicht in den Plural setzen kann, so ist es doch das Sammelsurium, das man als „Abfallseife" zu bezeichnen pflegt.

Ein wunderliches Gegenstück zu diesen anstößigen Pluralen ist es, daß von manchen Wörtern der Plural jetzt auffällig vermieden wird. Von den schönen Haaren einer Frau zu sprechen, gilt nicht für fein; nur daß sie schönes Haar habe, hört sie gern. Und beim Schneider bestellt man sich nicht mehr neue Hosen — das wäre ja ganz plebejisch! —, nein, eine neue Hose. Was will man denn aber mit einer Hose? Man hat doch zwei Beine, also wird man auch immer ein Paar Hosen brauchen. Feine Leute haben allerdings auch keine Beine mehr, sondern nur noch Füße. Ich habe mich an den Fuß gestoßen, sagt die vornehme Dame; wenn man sie aber nach der Stelle fragt, zeigt sie auf den Oberschenkel.

Verwechselte Wörter

Nicht bloß Kindern, auch Erwachsenen, oft sogar recht „gebildeten" Erwachsenen begegnet es, daß sie ein Wort in falschem Sinne gebrauchen oder zwei Wörter mit einander verwechseln. Es fehlt ihnen dann an der nötigen Spracherfahrung. Sie haben die Wörter noch nicht oft genug gehört oder gelesen, oder sie haben nicht scharf genug auf den Zusammenhang geachtet, worin sie ihnen vorgekommen sind, und so verbinden sie nun

einen falschen Sinn damit. So werden jetzt oft verwechselt von Hauptwörtern: Neuheit und Neuigkeit, Wirkung und Wirksamkeit, Folge und Erfolg, von Zeitwörtern: zeigen, zeichnen, bezeichnen und kennzeichnen, verlauten und verlautbaren, von Adverbien: regelmäßig und in der Regel, anscheinend, scheinbar und augenscheinlich, zumal und besonders.

Neuheiten liegen in dem Schaufenster des Modewarenhändlers; in dem des Buchhändlers liegen Neuigkeiten. Bis vor kurzem wenigstens ist dieser Unterschied stets gemacht und von litterarischen Erzeugnissen dasselbe Wort gebraucht worden, wie von neuen Nachrichten: Neuigkeit. Es hat einen geistigern Inhalt als Neuheit, und die Schriftsteller sollten es sich verbitten, wenn man jetzt ihre Erzeugnisse mit denen des Schneiders auf eine Stufe stellt.

Von der Wirksamkeit des Saxlehnerschen Bitterwassers zu reden ist ebenso verkehrt, wie zu sagen: diese Maßregel verliert auf die Dauer ihre Wirksamkeit. Der Pfarrer wirkt in seinem Amte, eine Maßregel wirkt vielleicht im Verkehr, und das Bitterwasser wirkt in den Gedärmen; aber nur der Pfarrer hat eine Wirksamkeit, die beiden andern haben eine Wirkung.

Ebenso sinnwidrig ist es, von dem Erfolg zu knapper Mittel zu reden, statt von den Folgen, denn ein Erfolg ist etwas positives, erfreuliches, zu knappe Mittel sind etwas negatives, unerfreuliches.

Kennzeichnen ist zum Modewort geworden, seitdem man es als Ersatz für das Fremdwort charakterisiren gebraucht. Es wird aber oft ganz gedankenlos verwendet. Wenn geschrieben wird: welche Stellung er zur Revolution einnahm, ist schon oben kurz gekennzeichnet worden — durch ihre Aussprüche kennzeichnen sie ihre Zugehörigkeit zur stillen Gemeinde — wir haben das Buch als das gekennzeichnet, was es ist: als eine Tendenzschrift — der ungeheure Verbrauch von Offizieren muß als ein Luxus gekennzeichnet werden — das heutige Erwerbsleben bringt Erscheinungen mit sich, die von jedem Unparteiischen

als schädlich *gekennzeichnet* werden müssen — die ganze Kläglichkeit der heutigen Handwerkspolitik hat kürzlich Stieda trefflich *gekennzeichnet* — so liegt auf der Hand, daß in den ersten drei Sätzen *zeigen* (andeuten, verraten, nachweisen), in den zwei nächsten *bezeichnen*, in dem letzten einfach *zeichnen* (schildern) gemeint ist.

Verlauten ist ein intransitives Zeitwort und bedeutet: *laut werden*. Es *verlautet* etwas — heißt: man erzählt es, man spricht davon. *Verlautbaren* dagegen (ein schreckliches Kanzleiwort!) ist transitiv und bedeutet: *laut aussprechen*, bekannt machen. Ganz verkehrt ist es also, zu sagen: es *verlautbart* etwas.*)

Regelmäßig ist dasselbe wie *immer*, *in der Regel* aber ist nicht dasselbe wie *immer*. Wer regelmäßig früh um fünf Uhr aufsteht, leistet mehr, als wer es bloß in der Regel thut. Die Regel leidet eine Ausnahme, die Regelmäßigkeit leidet keine.

Mit *scheinbar* wird ein Anschein gleich für falsch erklärt, mit *augenscheinlich* wird er gleich für richtig erklärt, mit *anscheinend* wird gar kein Urteil ausgesprochen. Er verzichtet *scheinbar* auf einen Gewinn — heißt: in Wahrheit ist er ganz gierig darnach; er verzichtet *anscheinend* — heißt: es kann sein, daß er verzichtet, es kann auch nicht sein; er verzichtet *augenscheinlich* — heißt: er verzichtet offenbar.

Durch *zumal* erfährt eine Behauptung eine in der Sache selbst liegende, also selbstverständliche Steigerung, z. B.: die Protokolle sind schwer lesbar, *zumal* im siebzehnten Jahrhundert (wo man überhaupt schlecht schrieb — ist der Sinn) — du solltest dich sehr in acht nehmen, *zumal* im Winter. Ganz unangebracht ist es dagegen in folgendem Satze: als ich die Quellen zur Geschichte des Bistums durcharbeitete, stieß ich, *zumal* in zwei Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, auf zahlreiche Aktenstücke. Hier kann es nur *besonders* oder *namentlich* heißen.

---

*) In Leipzig wird ein Hauskauf nicht ins Grundbuch geschrieben, sondern *grundbücherlich* (so!) *verlautbart*.

Keine Verwechslung, sondern eine bloße Ziererei ist es, für erstens immer zu schreiben einmal: ich muß das aus verschiednen Gründen ablehnen, einmal weil, sodann weil usw. Wer einmal darauf aufmerksam gemacht worden ist, der unterläßt es. Es ist wirklich eine Abgeschmacktheit.

Hingebung und Hingabe. Aufregung und Aufgeregtheit

Von manchen wird ein lebhafter Kampf gegen die Wörter auf ung geführt. Sie klängen häßlich, heißt es, ja sie seien geradezu eine Verunstaltung unsrer Sprache. Im Unterricht wird gelehrt, man solle sie möglichst vermeiden. Irgend jemand hat sogar die witzige Bemerkung gemacht, unsre Sprache mit ihren vielen ung-ung-ung klinge wie lauter Unkenrufe.

Das ist zunächst eine Übertreibung. Die Endung ung ist tonlos und fällt nicht in solchem Grade ins Gehör, daß sie, in kurzen Zwischenräumen wiederholt, stören könnte. Wenn das Ohr durch nichts schlimmeres in unsrer heutigen Sprache verletzt würde als durch die Endung ung, so wäre es gut. Ein Satz wie folgender: über die Voraussetzungen zu einer Schließung des Reichstags enthält die Verfassung keine ausdrückliche Bestimmung — hat gar nichts anstößiges. In lebendiger Rede hört man es kaum, daß hier kurz hinter einander vier Wörter auf ung stehen. Hebt man freilich die Endung auffällig hervor, so kann es wohl lächerlich klingen; aber auf diese Weise kann man auch hundert andre Spracherscheinungen lächerlich machen.

Nicht die Wörter auf ung muß man bekämpfen, sondern eine immer mehr um sich greifende garstige Gewohnheit, die dazu verleitet, eine Menge wirklich häßlicher Wörter auf ung zu bilden, darunter Ungetüme, wie: Inbetriebsetzung, Außerachtlassung, Inwegfallbringung, Zurdispositionstellung, Außerdienststellung u. a., die Gewohnheit nämlich, eine Handlung, einen Vorgang nicht durch das Verbum auszudrücken, sondern durch ein Substantiv in Verbindung mit irgend einem farblosen Zeit-

wort des Geschehens (mit Vorliebe stattfinden oder erfolgen). Da ist es aber nicht die Endung ung, die verletzt, sondern das schleppende Wortungetüm, das damit gebildet ist, und der ganze unlebendige, halb versteinerte Gedankenausdruck (vgl. S. 312). Im Gegenteil: wir haben allen Anlaß, die Endung ung zu schützen, ja zu verteidigen gegen thörichte Neubildungen, die sich ihr an die Seite drängen wollen.

Die Wörter auf ung bezeichnen zunächst eine Handlung, einen Vorgang; Bildung, Erziehung, Aufklärung, Einrichtung bedeuten zunächst die Handlung, die Thätigkeit des Bildens, des Erziehens, des Aufklärens, des Einrichtens. Aus dieser Bedeutung entwickelt sich aber leicht eine weitere, nämlich die des Ergebnisses, das die Handlung hat, des Zustandes, der durch sie herbeigeführt worden ist; Bildung, Erziehung, Aufklärung bedeuten auch den Zustand des Gebildetseins, des Erzogenseins, des Aufgeklärtseins, Einrichtung auch das Eingerichtete selbst, Teuerung sogar ausschließlich den Zustand, wo das Brot teuer ist. Vielfach hat nun die Sprache, um den Unterschied zwischen der Handlung und ihrem Ergebnis zu bezeichnen, neben dem Worte auf ung noch ein kürzeres, meist mit Ablaut, unmittelbar aus dem Stamme geschaffen, also eine starke Bildung neben der schwachen. So haben wir Anlage neben Anlegung und können geradezu reden von der Anlegung von Gartenanlagen oder von der Anlegung von Gas- und Wasseranlagen. Nun können freilich auch solche kurze, unmittelbar aus dem Stamme gebildete Formen manchmal ebensogut die Handlung bezeichnen, z. B. Verkauf; niemand spricht von Verkaufung. So steht auch Versuch neben Versuchung, Vertrieb neben Vertreibung, beide bedeuten eine Handlung, jedes in anderm Sinne. Wie verfährt man aber jetzt? Da, wo die Sprache die Unterscheidung an die Hand giebt, wo sie es ermöglicht, einen Unterschied zu machen (da ist gleich wieder ein Beispiel: Unterscheidung und Unterschied!), verschmäht man ihn und redet von Hingabe, Freigabe, Erwerb

(in jedem Bande stand auf dem Titelblatte das Datum des Erwerbs!), Gewinn, Bezug, Vollzug, Entscheid, Entsatz, Ersatz, Vergleich, Ausgleich, Aufgebot, Freispruch (des Angeklagten), Zusammenschluß, wo Hingebung, Freigebung (der Sonntagsarbeit), Erwerbung (der amerikanischen Staatsangehörigkeit), Gewinnung (Schlesiens), Beziehung, Vollziehung, Entscheidung, Entsetzung (Emin Paschas), Ersetzung, Vergleichung, Aufbietung (aller Kräfte), Zusammenschließung das Richtige wäre, weil man die Handlung meint.*) Von dem Freispruch des Richters könnte man zur Not sprechen, aber beim Angeklagten doch nur von Freisprechung. Andrerseits: da, wo die Sprache wirklich beides, Handlung und Zustand, mit demselben Worte, und zwar auf ung, ausgedrückt hat, schafft man künstlich einen Unterschied durch häßliche Neubildungen auf heit (sie schießen wie Pilze aus der Erde!) und läßt die Menschen aus Geneigtheit oder Abgeneigtheit, in der Zerstreutheit, in der Verzücktheit, in der Verstimmtheit, in der Aufgeregtheit, in der ersten Überraschtheit, mit Gefaßtheit, unter Merkmalen von Geistesgestörtheit thun, was sie früher aus Neigung oder Abneigung, in der Zerstreuung, in der Verzückung, in der Verstimmung, in der Aufregung, in der ersten Überraschung, mit Fassung, in einem Anfalle von Geistesstörung thaten. Ja man redet sogar von der Vertiertheit des Proletariats und sieht mit Gespanntheit den Ereignissen entgegen. Hier überall gilt es, die alte Bildung auf ung zu schützen und das einschlummernde Sprachgefühl wieder zu wecken. Der Strafvollzug, von dem unsre Juristen, die innige Hingabe, von der unsre Biographen immer reden, sind greulich. Wird jemand Anziehung und Anzug verwechseln, oder Eingebung und Eingabe, und sagen: er that das aus

*) Ein Domküster erklärt sogar ein Bild als den Ausweis aus dem Paradiese. Man könnte ebensogut von einem Rekrutenaushub reden oder von einem sinnlichen Ausschweif.

göttlicher Eingabe? Das fürchterlichste ist der Bezug. Früher kannte man Bezüge nur an Bettkissen, Stuhlpolstern und Regenschirmen. Jetzt steht Bezug überall für Beziehung, und da nun die, die das Wort so gebrauchen, die Bedeutung der Handlung, die darin liegen soll, ihm doch nicht recht anfühlen, was haben sie gemacht? Sie haben das herrliche Wort Bezugnahme erfunden. Das kann man aber doch bequemer haben: was mühselig durch das zusammengesetzte schleppende Wort Bezugnahme ausgedrückt werden soll, das liegt ja eben in dem einfachen Beziehung. Aber nur ja kein Wort auf ung! Bald wird es als ein Zeichen von Mangel an Erzug und Gebildetheit gelten, so veraltete Wörter wie Erziehung und Bildung noch in den Mund zu nehmen.

Vertauschung der Hilfszeitwörter

Eine vollständige Verschiebung der Bedeutung scheinen manche jetzt unter den Hilfszeitwörtern durchsetzen zu wollen (können, mögen, wollen, dürfen, sollen, müssen). Und warum? Aus bloßer Ziererei, nur um es einmal anders zu machen, als es bisher gemacht worden ist. Da schreibt einer: es mag für ältere Mitglieder von Interesse sein, die Mitgliederliste kennen zu lernen. Nun denkt man doch, er werde fortfahren: aber für die jüngern hat es kein Interesse, und darum teile ich sie nicht mit. Bewahre, er teilt sie mit. Er hat also sagen wollen: die Liste kann oder wird vielleicht von Interesse sein, darum will ich sie mitteilen; mag drückt ja ein Zugeständnis aus. Eine Zeitschrift macht bekannt: Abonnenten wollen die Fortsetzung bei der Expedition bestellen. Das ist doch nichts als eine Nachäfferei des Französischen (veuillez); deutsch kann es nur heißen: mögen sie bestellen, oder wenn das nicht höflich genug scheint, werden gebeten, sie zu bestellen. Sehr beliebt ist es jetzt, zu schreiben: ich darf endlich noch hinzufügen — hier darf zum Schluß noch angeführt werden usw. Darf? Wer erlaubt es denn? Der Schreibende erlaubt es sich doch selbst, er nimmt es sich heraus. Er kann also nur sagen:

hier darf wohl zum Schluß noch angeführt werden; mit dem wohl sucht man sich höflich der Zustimmung des Lesers zu versichern. Ganz abgeschmackt aber ist der Mißbrauch, der jetzt mit sollen getrieben wird. Da wird geschrieben: eines nähern Eingehens auf diese Punkte glaube ich mich enthalten zu sollen — wir glauben, diesen Satz auf das ganze Werk ausdehnen zu sollen — in der Zeit, wo Nordfrankreich den Landsleuten im Süden Mangel an Patriotismus vorwerfen zu sollen glaubte — wir glaubten die Eröffnung nicht vornehmen zu sollen, ohne die maßgebenden Persönlichkeiten dazu einzuladen — im Interesse des Publikums hat die Behörde geglaubt, den Betrieb nicht in städtische Regie nehmen zu sollen. Sollen bezeichnet einen Befehl, einen Auftrag. In den angeführten Beispielen aber handelt sichs um eine Möglichkeit oder eine Notwendigkeit. Weshalb also nicht können, müssen, dürfen? Es ist wirklich nichts als dumme Ziererei.

Der Dritte und der Andre

Daß der Dreizehnte eine sprichwörtliche Berühmtheit hat, ist bekannt; bald wird sie auch der Dritte haben, wenigstens wenn sich immer mehr herausstellt, daß manche Zeitungsschreiber und Juristen thatsächlich nicht mehr „bis dreie zählen" können, sondern auf den Ersten gleich den Dritten folgen lassen. Da berichtet eine Zeitung, daß ein Klempner von einem Baugerüst gefallen sei: ein Verschulden Dritter an dem Unglücksfall ist ausgeschlossen; eine andre erzählt: der junge Mann besuchte darauf ein Restaurant, wo möglicherweise dritte Personen von seinem Gelde Kenntnis erlangten. Aber auch Juristen schreiben ganz gedankenlos: die juristische Wissenschaft zeigt dem Verwaltungsbeamten die Schranken, die seinem Handeln durch entgegenstehende Rechte Dritter gesetzt sind — das Archivgeheimnis, wonach die Archive die Rechte Dritter zu wahren haben — bei einer solchen Verpachtung würde die Stadtgemeinde das Eigentumsrecht behalten und nur auf eine Reihe von Jahren einem Dritten ein

Benutzungsrecht einräumen — auch der wahre Künstler, der aus innerm Drange schafft, wird früher oder später erlahmen, wenn er fortwährend zusehen muß, wie Dritte den ihm zukommenden Ruhm genießen.

Die Herren Juristen sind so daran gewöhnt, mit zwei Parteien zu thun zu haben, zu denen dann irgend ein „Dritter" kommt, daß ihnen schließlich der Dritte auch dann in die Feder läuft, wenn gar nicht von zweien die Rede gewesen ist. Er vertritt schon vollständig die Stelle des Andern.

Verwechslung von Präpositionen

Mancherlei Verwirrung herrscht auch auf dem Gebiete der Präpositionen. So werden jetzt z. B. sehr oft durch und wegen verwechselt, obwohl sie doch so leicht auseinanderzuhalten wären, denn durch giebt das Mittel, wegen den Grund an. Da wird z. B. geschrieben: das Buch ist durch seine prachtvolle Ausstattung ein wertvolles Geschenk — die Marienkirche enthält viele durch Kunst und Geschichte bemerkenswerte Sehenswürdigkeiten — der Streit ist durch seine lange Dauer von mehr als bloß örtlicher Bedeutung gewesen — durch die verkehrte Methode seines Lehrers machte er lange Zeit keine Fortschritte — Falb, der durch seine kritischen Tage vielgenannte Wetterprophet — die Mißernten bleiben dann nur noch durch Regen zu fürchten — durch körperliches Leiden ist als sicher anzunehmen, daß sie sich ein Leid angethan hat — durch sein liebenswürdiges und aufrichtiges Wesen werden wir stets seiner in Ehren gedenken. In allen diesen Sätzen muß es wegen heißen, denn man fragt hier nicht: wodurch? sondern weshalb oder warum? Ebenso werden für und vor, für und zu, für und über jetzt oft vertauscht. Früher hatte man Liebe zu jemand, faßte Neigung zu jemand, hegte Achtung vor etwas, hatte Sinn oder Interesse für etwas; jetzt gilt es für fein, das alles durch für zu erledigen: daher seine merkwürdige Neigung für alle Verkommnen und Gescheiterten — der Sozialismus

hat wenig Achtung für rein geistige Arbeit. Eine Stadtgemeinde giebt Verwaltungsberichte heraus für das abgelaufne Jahr. Nein, Kalender und Adreßbücher druckt man für ein Jahr, Berichte kann man nur über ein Jahr schreiben. Besonders anstößig ist es, wie oft sich — offenbar unter dem Einflusse des Lateinischen — die Präposition in an Stellen drängt, wo sie nicht hingehört. In gutem Deutsch hat man Vertrauen zu jemand, Hoffnung auf jemand und Mißtrauen gegen jemand. Das wird jetzt alles durch in besorgt: man hat Vertrauen in die Kriegsleitung (scheußlich!), verliert die Zuversicht in sich selbst, ist ohne jedes persönliche Mißtrauen in die Behörden und setzt seine Hoffnung in die Zukunft. Ja die Juristen reden sogar von einer Vollstreckung in verschuldeten Besitz, einer Zwangsvollstreckung in Liegenschaften und verurteilen einen Angeklagten in die Kosten. Das alles ist schlechterdings kein Deutsch, es ist das offenbarste Latein. Früher ging man auch auf einem Wege vorwärts, und nur wenn einen auf diesem Wege jemand hinderte, sagte man: er tritt mir in den Weg, er steht mir im Wege, er mag mir aus dem Wege gehen. Unsre Juristen aber möchten nur noch im Wege vorwärtsgehen oder vielmehr „vorschreiten," sei es nun im Wege der Gesetzgebung oder im Wege der Verordnung oder im Wege des Vergleichs oder im Wege der Güte. Man denkt sich die Herren unwillkürlich in einer Schlucht oder einem Hohlwege stehen, „rings von Felsen eingeschlossen," wenn sie so „im Wege vorschreiten." In der Juristensprache bedeutet aber doch das Wort wirklich noch den eingeschlagnen Weg, das Verfahren. Wenn aber gar eine Bibliothek berichtet, daß ihr Bücher zugegangen seien im Wege der Schenkung, des Tauschs oder des Kaufs, so ist das doch ganz abgeschmackt, denn da ist doch nur von der Art und Weise die Rede: die Bücher sind ihr durch Schenkung, Tausch oder Kauf zugegangen.

Der neueste Unsinn dieser Art ist, daß man nicht mehr schreibt: nach der und der Zeitung oder dem und dem Telegramm ist das und das geschehen, sondern:

zufolge (!) der Zeitung oder des Telegramms, als ob die Zeitung oder das Telegramm die Ursache, die Veranlassung des Ereignisses wäre! Da ist hier eine Ministerkrisis ausgebrochen, dort ein Luftschiffer verunglückt, hier beim Rennen ein Pferd gestürzt, dort ein Leprafall vorgekommen, alles zufolge von Zeitungen! Es ist zu dumm. Aber es ist neu, darum wird es schleunigst mitgemacht.

Hin und her

Auch für den Unterschied von hin und her scheinen nur wenig Menschen jetzt noch ein Gefühl zu haben; daß hin die Richtung, die Bewegung von mir weg nach einem andern Orte, her die Richtung, die Bewegung von einem andern Orte auf mich zu bedeutet — man vergleiche geh hin! mit komm her! —, wie wenige wissen das noch! In ihrem Sprachgebrauch wenigstens, dem mündlichen wie dem schriftlichen, wird hinein und herein, hinaus und heraus, hinan und heran, hinauf und herauf fortwährend zusammengeworfen. Ein klassisches Beispiel dieser Verwirrung ist die vulgäre Redensart: er ist reingefallen. Daß jemand in eine Grube hereingefallen sei, kann man doch nur dann sagen, wenn man selber bereits drinliegt. Die aber, die mit Vorliebe diese Redensart im Munde führen, fühlen sich doch stolz als draußen stehend, sie stehen oben am Rande der Grube und blicken schadenfroh auf das Opfer, das unten liegt. Das Opfer ist also hineingefallen oder neingefallen. Wer auf der Straße bleibt, kann nur sagen: geh hinauf und wirf den Schlüssel herunter! Wer oben am Fenster steht, kann nur fragen: willst du heraufkommen, oder soll ich den Schlüssel hinunterwerfen? Aber der Volksmund, auch der der Gebildeten, drückt jetzt beides durch rauf und runter aus, es gilt das offenbar jetzt für feiner als nauf und nunter. Wenn auch niemand drin ist, ich will doch einmal reinsehen — so sagen auch gebildete Leute. Wenn zwei an einem Graben stehen, der eine hüben, der andre drüben, so kann jeder von beiden

fragen: willst du herüberspringen, oder soll ich hinüberspringen? Heute springen beide nur noch rüber: willst du rüberspringen, oder soll ich rüberspringen? Die Herren von der Feder aber machens nicht um ein Haar besser, auch sie verwechseln hin und her. Nicht bloß der Zeitungsschreiber schreibt: bis in die jüngste Zeit hinein, auch der Historiker: auf die Sturm- und Drangzeit folgte die klassische Periode, die in unser Jahrhundert hineinragt. Wir sind aber doch drin in unserm Jahrhundert! In einen Raum oder Zeitraum, worin wir uns befinden, kann etwas doch nur hereinragen. Etwas andres ist, wenn von einer Erscheinung des sechzehnten Jahrhunderts gesagt wird, sie lasse sich bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgen; das ist richtig, denn wir sind nicht drin im siebzehnten Jahrhundert.

Nun ist es freilich eine merkwürdige Erscheinung, daß bei allen Zeitwörtern mit übertragner Bedeutung, bei denen man die Vorstellung einer äußern Richtung nur noch undeutlich oder gar nicht mehr hat, hin durch her vollständig verdrängt worden ist; man sagt z. B.: sich herablassen, mit Verachtung herabblicken, den Preis herabsetzen, ein Buch herausgeben, in seinen Vermögensverhältnissen herunterkommen u. a. Die Neigung, her dem hin vorzuziehen, ist also augenscheinlich in der Sprache vorhanden. Man sollte aber doch meinen, daß überall da, wo noch deutlich eine äußere Richtung ausgedrückt wird, eine Verwechslung ganz unmöglich sei. Wie kann man also sagen, daß die Steuern heraufgeschraubt werden? Wir stehen doch unten und möchten auch gern unten bleiben; also werden die Steuern hinaufgeschraubt. Wir erhielten Befehl, an den Feind heranzureiten — wer kann so schreiben? Der Feind kann wohl an uns heranreiten, wir aber an den Feind doch nur hinan. Eine bittre Pille oder einen Vorwurf — schluckt man sie herunter oder hinunter? Da man sein Ich lieber im Kopfe denkt als im Magen, so kann man sie doch nur hinunterschlucken. Auch sonst, nicht bloß bei hin und her wird der örtliche Gegensatz jetzt oft ver-

wischt. Hüben und drüben wird allenfalls noch unterschieden, aber haußen und hinnen getraut sich kaum noch jemand zu schreiben; jetzt heißt es: sie holen von draußen, was drinnen fehlt. Aber wo bin denn ich, der Schreibende? Irgendwo muß ich mich doch denken!

Ge, be, ver, ent, er

Wenn auf solche Weise Wörter mißverstanden und mit einander verwechselt werden können, deren Sinn und Bedeutung man sich mit ein wenig Nachdenken noch klar machen kann, um wieviel mehr sind Wörter dem Mißverständnis und dem Mißbrauch ausgesetzt, wie die kleinen Präfixe ge, be, ver, ent, er, deren Bedeutung nicht mehr klar am Tage liegt, sondern nur noch mehr oder weniger dunkel gefühlt wird!. Wie oft wird brauchen und gebrauchen verwechselt! Und doch heißt das eine nötig haben, das andre anwenden. Wie oft liest man das dumme belegen sein (ein Haus ist in der oder der Straße belegen), wie oft das gespreizte beheben (die Hindernisse werden sich hoffentlich beheben lassen), wie oft das widersinnige beeidigen (die Zeugen wurden beeidigt)! Im gewöhnlichen Leben sagt man: hier wird Trottoir gelegt; sowie es aber eine Tiefbauverwaltung besorgt, dann wird es verlegt. Warum denn ver? Was man verlegt hat, das findet man ja nicht wieder. Wie oft muß man das lächerliche entnüchtern lesen (statt ernüchtern), auch schon entwehren (statt erwehren)! Wird jemand entledigen und erledigen verwechseln? Wie abgeschmackt ist der Gebrauch von entfallen und entlohnen, mit dem sich jetzt die Zeitungen täglich spreizen! Fabrikarbeiter werden ja nicht mehr bezahlt, sie werden nur noch entlohnt, und von der neuen Fernsprechstrecke Berlin—Wien, die 660 Kilometer beträgt, entfallen 430 auf österreichisches und 230 auf deutsches Gebiet. Warum denn ent? Wem entfallen sie denn? Es wird aber auch nichts mehr gehofft, sondern alles nur erhofft (der erhoffte

Erfolg blieb aus). Das allerschönste aber ist erbringen, das jetzt in keiner Zeitungsnummer fehlt. Beweise und Nachweise, die früher gebracht oder geliefert wurden und im Volksmunde noch jetzt gebracht werden, in der Zeitung werden sie nur noch erbracht. Ja selbst Beispiele werden schon erbracht (Koschat erbringt dafür ein lebendiges Beispiel — schreibt der Musikschwätzer), und sogar Spuren: von einem Sinken des Richterstandes ist bis jetzt nicht eine Spur erbracht. Warum denn er? was heißt den er?

Er ist verwandt mit ur, wie noch erlauben neben Urlaub zeigt, und beide sind aus us entstanden, das aus bedeutete. Diese ursprüngliche Bedeutung von er ist nun in vielen damit zusammengesetzten Zeitwörtern noch recht gut zu fühlen: gewöhnlich bedeuten sie den Anfang oder das Ende einer Handlung, wie auch das Wort ausgehen beides bedeutet (vgl. wir sind davon ausgegangen, und: die Sache ist übel ausgegangen). Den Anfang, den Ausgangspunkt einer Handlung bezeichnet er z. B. in erblühen, den Endpunkt dagegen in erlangen, erreichen, erfinden, erfüllen, ertrinken, ersticken. Weislingen im Götz sagt mit bewußter Unterscheidung: ich sterbe und kann nicht ersterben. Was da nun erhoffen bedeuten soll, ist unverständlich; es könnte doch nur heißen: so lange auf etwas hoffen, bis es eintritt. Jedenfalls ist es ein Widerspruch, zu sagen: der erhoffte Erfolg blieb aus, es genügt: der gehoffte.*) Auch ein Brief wird nicht eröffnet, wie die kaiserlich deutsche Post sagt (amtlich eröffnet!), sondern einfach geöffnet; eine Aussicht wird mir eröffnet, ein Beschluß der Behörde, ein neues Geschäft, dann wird es aber jeden Morgen nur geöffnet. Auch weshalb die Eisenbahndirektion Sonntags einen Sonderzug erstellt, ist nicht einzusehen; man ist doch schon zufrieden, wenn sie ihn stellt. Das thörichtste aber sind die erbrachten Beweise, Nachweise, Belege, Beispiele und Spuren.

*) In erwarten hat freilich das Präfix seine Bedeutung auch verloren.

Einen Beweis oder Nachweis *erbringen* könnte zur Not einen Sinn haben, wenn man damit den durchgeführten, bis aufs letzte Tipfelchen gelungnen Beweis im Gegensatz zu dem bloß versuchten bezeichnen wollte. Aber daran ist doch in den seltensten Fällen zu denken. *erbringen* wird mit ganz gedankenlosem Gespreiz für *bringen* gesagt. In *bringen* liegt ja schon der Begriff des Vollendens, des Beendigens; *bringen* verhält sich zu *tragen* wie *treffen* zu *werfen* oder *schießen*. Man könnte eben so gut sagen: Kellner, *erbringen* Sie mir ein Glas Bier!

Ent (urverwandt mit dem lateinischen ante und dem griechischen ἀντί, vgl. Antlitz, Antwort) bedeutet eigentlich *vor*, *gegen*, *gegenüber*. Mit Zeitwörtern zusammengesetzt, drückt es daher zunächst aus, daß sich von einem Ganzen ein Teil ablöst und ihm als ein selbständiges Ganze gegenübertritt, so in *entstehen*, *entspringen*. Daraus entwickelt sich dann überhaupt der Begriff der Trennung, Lösung, Befreiung und auch Beraubung, wie in *entkommen*, *entfliehen*, *entwenden*, *entlehnen*, *entkleiden*, *enthüllen*, *entblättern*, *entkräften*, *entthronen*, *entfesseln*, *entlarven*, und endlich, bei gänzlicher Verblassung der eigentlichen Bedeutung, eine bloße Verstärkung des Verbalbegriffs, wie in *entlassen*, *enttäuschen*, *entfremden*. Wenn man also neuerdings *entrechten* und *enthaften* gebildet hat, so ist dagegen nichts weiter einzuwenden, als daß das zweite sehr überflüssig ist. *Entlohnen* aber kann doch nur heißen: einem seinen Lohn wegnehmen (wahrscheinlich hat dem Schöpfer des Wortes zugleich *lohnen* und *entlassen* vorgeschwebt), und *entnüchtern* nur: einen betrunken machen, und was das ent in einem Satze wie: auf den Quadratkilometer *entfallen* 200 Seelen — bedeuten soll, ist ebenso unverständlich. Man könnte dann auch sagen: auf den Quadratkilometer *entkommen* 200 Seelen.*) Höchst geschmacklos ist es,

*) Bei diesem jetzt so beliebten *entfallen* mag wohl das lateinische dis vorgeschwebt haben, das in distrahere die Trennung, in distribuere die Verteilung bedeutet.

wenn sogar ein Dichter singt: Als jüngst auf mich im Pfänderspiel die etwas heikle Pflicht entfiel usw. Auch wenn Bibliotheken um gütige Entleihung oder Entlehnung eines Buches gebeten werden, so ist das sinnwidrig; die Bibliothek verleiht ihre Bücher, der Leser aber leiht oder entleiht sie.

Lebhafter Streit ist darüber geführt worden, ob es richtig sei, zu sagen: er entblödete sich nicht. Das Grimmische Wörterbuch erklärt die Verneinung bei sich entblöden für falsch. In der That liegt es auch am nächsten, sich entblöden mit Zeitwörtern wie entbehren, enthüllen, entschuldigen, entführen, entwischen zu vergleichen, sodaß es bedeuten würde: die Blödigkeit (d. h. Schüchternheit) ablegen, sich erdreisten, sich erfrechen. Dann wäre natürlich die Verneinung falsch, denn sich erdreisten — das will man ja gerade mit sich nicht entblöden sagen. Neuerdings ist aber behauptet worden, daß die Vorsilbe ent hier gar nicht verneinenden (privativen) Sinn habe, sondern wie in entschlafen, entbrennen, entzünden, entblößen das Eintreten in einen Zustand bezeichne, sodaß dann sich entblöden bedeuten würde: sich schämen, sich scheuen, und die Verneinung davon: sich erdreisten. Die Unsicherheit über die eigentliche Bedeutung des Wortes bestand schon im vorigen Jahrhundert. Wieland schreibt bald: Verwegner, darfst du dich entblöden (d. h. dich erfrechen), bald: du solltest dich entblöden (d. h. dich schämen). Das klügste wäre, man brauchte eine Redensart überhaupt nicht mehr, die so veraltet und in ihrer Bedeutung so abgeblaßt ist, daß ihr niemand mehr unmittelbar anfühlt, ob sie mit oder ohne Verneinung das ausdrückt, was man ausdrücken will.

Ver giebt dem Zeitwort meist einen schlimmen Sinn, es bezeichnet, daß gleichsam ein Riegel vor eine Sache geschoben ist, daß sie nicht wieder rückgängig gemacht werden kann, und schließlich auch, da man doch manche eben gern wieder rückgängig machen möchte, daß sie falsch gemacht worden ist. Man

denke an: versichern, versprechen, verbinden, verpflichten, verkaufen, verpfänden, sich verlieben, sich verloben, sich verheiraten, verstellen, verdrehen, verrücken, verlieren, verderben, vergiften, verschwinden, verschlimmern, versauern (allerdings auch: verbessern, versüßen). Für meinen also zu sagen vermeinen, wie es der Amtsstil liebt, ist eigentlich nur dann recht am Platze, wenn die Meinung als irrig bezeichnet werden soll (vgl. vermeintlich), und von jemand, der einfach seine Wohnung oder seinen Aufenthalt gewechselt hat, zu sagen: er ist nach Dresden verzogen, er ist auf die Elisenstraße verzogen, ist geradezu lächerlich, denn es klingt, als ob er damit verschwunden und gänzlich unauffindbar geworden wäre. Ebenso unverständlich aber ist es, warum, wie in Leipzig, Trottoir immer verlegt wird, oder wie in Hamburg, Kaffee verlesen wird, oder wie in Magdeburg, Rüben verzogen werden. Es ist doch genug, wenn sie gelegt, gelesen und gezogen werden.

Am meisten verblaßt ist die Bedeutung von be und ge. Be ist aus bei abgeschwächt; ge, in der ältern Sprache ga (wie noch in Gastein), ist urverwandt mit dem lateinischen con und bedeutet einen Zusammenhang, eine Vereinigung. Am deutlichsten wird sein Sinn noch in Bildungen wie gerinnen, gefrieren, Gedicht, Gebüsch, Gewölk, Gebirge, Gefühl, Gehör, Gewissen (vgl. scientia und conscientia). Aber wenn sich auch die ursprüngliche Bedeutung noch so sehr abgeschwächt hat, so kann man doch immer noch durch umsichtige Vergleichung dahinterkommen, weshalb es unnötig ist, zu sagen: einem die Möglichkeit benehmen, Geld zu beschaffen, oder: ein Haus beheizen, wie unsre Techniker jetzt auch sagen (sie meinen offenbar: beöfnen, mit Öfen versehen) oder: die bei Goslar belegnen geistlichen Stiftungen, weshalb es lächerlich ist, wenn Schmerzen, Krankheiten, Hindernisse immer behoben werden (statt gehoben), und weshalb es befremdlich klingt, wenn Juristen davon reden, daß ein Zeuge beeidigt werden müsse. Ein Zeuge kann seine

Aussage **beeidigen** (vgl. **beschwören**), aber er selbst kann nur **vereidigt** werden (vgl. **verpflichten**). Und ebenso läßt sich recht gut fühlen, weshalb es unnötig ist, zu sagen: die 1876 gebornen haben sich heuer zu **gestellen**, oder: der Zwang, sich persönlich dem Richter zu **gestellen**, und wiederum weshalb es nichts als dumme Ziererei ist, wenn einer schreibt: Bach war als Instrumentalkomponist durch den größten Teil Deutschlands **gekannt**.

Groß in solchen Verschiebungen und Vertauschungen sind namentlich die Kanzleimenschen, die Techniker und alle, die sich ein fachmännisches Ansehen geben möchten. Sie suchen etwas darin, und wirklich verblüffen sie auch oft die große Masse durch dieses wohlfeile Mittelchen.*)

Der Unterricht kann sehr viel thun, das abgestorbne Sprachgefühl in solchen Fällen wieder zu beleben. Wem die Bedeutung von **ent** und **er** einmal auseinandergesetzt worden ist, der wird nie wieder **entnüchtern** statt **ernüchtern** schreiben, er wird aber auch bald die Leute auslachen, die sich immer mit **entfallen** und **erbringen** spreizen.

Neue Wörter

Kein Tag vergeht, ohne daß einem in Büchern oder Zeitungen neue Wörter entgegenträten. Nun wird niemand so thöricht sein, ein neues Wort deshalb anzufechten, weil es neu ist. Jedes Wort ist zu irgend einer Zeit einmal neu gewesen; von zahlreichen Wörtern, die uns jetzt so geläufig sind, daß wir sie uns gar nicht mehr aus der Sprache wegdenken können, läßt sich nachweisen, wann und wie sie ältern Wörtern an die Seite getreten sind, bis sie diese allmählich

*) Auch mit den Präpositionen springen sie in derselben Weise um wie mit den Präfixen. In der gewöhnlichen Sprache werden Sandsteinfiguren an einem Hause **angebracht**, und wenn man eine Stube tapeziren läßt, so werden die Möbel vorher **zugedeckt**; sowie aber der Architekt davon spricht, werden die Figuren **aufgebracht** und die Möbel **abgedeckt**! Für gewöhnlich wird ein Vogel von der Stange **abgeschossen**, und unnütze Sperlinge werden **geschossen** oder **weggeschossen**; sowie aber der Herr Landrat davon redet, werden die Sperlinge **abgeschossen**, usw.

ganz verdrängten. Wohl aber darf man neuen Wörtern gegenüber fragen: sind sie nötig? und sind sie richtig gebildet?

Neue Gegenstände, neue Vorstellungen und Begriffe verlangen unbedingt auch neue Wörter. Ein neu erfundnes Gerät, ein neu ersonnener Kleiderstoff, eine neu entdeckte chemische Verbindung, eine neu beobachtete Krankheit, eine neu entstandne politische Partei — wie sollte man sie mit den bisher üblichen Wörtern bezeichnen können? Sie alle verlangen und erhalten auch alsbald ihre neuen Namen. Aber auch alte Dinge fordern bisweilen neue Bezeichnungen. Wörter sind wie Münzen im Verkehr: sie greifen sich mit der Zeit ab und verlieren ihr scharfes Gepräge. Ist dieser Vorgang so weit fortgeschritten, daß das Gepräge beinahe unkenntlich geworden ist, so entsteht ganz von selbst das Bedürfnis, die abgenutzten Wörter gegen neue umzutauschen. Und wie bei abgegriffnen Münzen leicht Täuschungen entstehen, so auch bei vielbenutzten Wörtern; sehr leicht verschiebt sich nämlich ihre ursprüngliche Bedeutung. Hat sich aber eine solche Verschiebung vollzogen, dann ist für den alten Begriff, der durch das alte Wort nun nicht mehr völlig gedeckt wird, gleichfalls ein neues Wort nötig. In vielen Fällen büßen die Wörter, ebenso wie die Münzen, durch den fortwährenden Gebrauch geradezu an Wert ein, sie erhalten einen niedrigen, gemeinen Nebensinn. Dieser „pessimistische Zug," wie man es genannt hat, ist gerade im Deutschen weit verbreitet und hat mit der Zeit eine große Masse von Wörtern ergriffen. Man denke an Pfaffe, Schulmeister, Komödiant, Litterat, Magd, Dirne, Mensch (das Mensch, Küchenmensch, Kammermensch), Elend, Schimpf, Hoffart, Gift, List, gemein, schlecht, frech, erbärmlich. Ihnen allen ist von Hause aus der verächtliche Nebensinn fremd, der im Laufe der Zeit hineingelegt worden ist. Sobald sie aber einmal damit behaftet waren, mußten sie, wenn der frühere Sinn ohne Beigeschmack wieder ausgedrückt werden sollte, durch andre Wörter ersetzt werden. So wurden sie

verdrängt durch Geistlicher, Lehrer, Schauspieler, Schriftsteller, Mädchen, Fremde, Scherz, Hochherzigkeit, Gabe, Klugheit, allgemein schlicht, kühn, barmherzig.

Die andre Forderung, die man an ein neu aufkommendes Wort stellen darf, ist die, daß es regelrecht, gesetzmäßig gebildet sei, und daß es mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das ausdrücke, was es auszudrücken vorgiebt. Diese Forderung ist so wesentlich, daß man, wo sie erfüllt ist, selbst davon absieht, die Bedürfnisfrage zu betonen. Verrät sich in einem neu gebildeten Wort ein besonders geschickter Griff, zeigt es etwas besonders schlagendes, überzeugendes, eine besondre Anschaulichkeit, und das alles vielleicht noch verbunden mit gefälligem Klang, so heißt man es auch dann willkommen, wenn es überflüssig ist; man läßt sichs als eine glückliche Bereicherung des Wortschatzes gefallen.

Wie wenige aber von den neuen Wörtern, mit denen wir überschwemmt werden, erfüllen diese Forderungen! Die meisten werden aus Eitelkeit oder — aus langer Weile gebildet. Schopenhauer hat einmal mit schlagender Kürze ausgesprochen, was er von einem guten Schriftsteller verlangt: man brauche gewöhnliche Wörter und sage ungewöhnliche Dinge! Die meisten machen es aber umgekehrt und hoffen, der Leser werde so dumm sein und glauben, sie hätten etwas neues gesagt. Wie quälen sich unsre Musik- und Theaterschreiber, den tausendmal gesagten Quark einmal mit andern Worten zu sagen! Wie quälen sich die Geschäftsleute in ihren Anzeigen, den „Konkurrenten" durch neue Wörter und Wendungen zu übertrumpfen!

Jahrzehntelang hat man von Zeitungsnachrichten gesprochen; jetzt heißt es: Blättermeldungen! Das eine verhält sich zum andern ungefähr wie der Essenkehrer zum Schornsteinfeger. Verfallen sein kann auf Blättermeldung nur jemand, dem Zeitungsnachricht zu langweilig geworden war. Was soll Jetztzeit? Es ist schlecht gebildet, denn unsre Sprache kennt keine Zusammensetzungen aus

22*

einem Umstandswort und einem Hauptwort,*) es klingt schlecht mit seinem tz, und es ist ganz überflüssig, denn Gegenwart hat weder etwas von seiner alten Kraft eingebüßt, noch seine Bedeutung verschoben. Gepflogenheit hat man gebildet, um eine Schattirung von Gewohnheit zu haben; ist aber nicht Brauch so ziemlich dasselbe? Ein garstiges Wort ist Einakter (für einaktiges Schauspiel). Freilich haben wir auch Einhufer, Dreimaster und Vierpfünder; dennoch ist Einakter eine häßliche Bildung, man könnte ebenso gut ein Distichon einen Zweizeiler nennen. Um für Lehrer und Lehrerin ein gemeinschaftliches Wort zu haben, hat man Lehrperson gebildet — eine entsetzliche Geschmacklosigkeit. Statt voriges Jahr sagt man jetzt Vorjahr; alle Jahresberichte spreizen sich schon damit. Das hat man aus dem Adjektivum vorjährig gebildet (wie man auch aus alltäglich und vormärzlich gedankenloserweise Alltag und Vormärz (!) gemacht hat). Es ist aber auch dem Sinne nach anstößig. Die mit Vor zusammengesetzten Hauptwörter bedeuten (wenn es nicht Verbalsubstantiva sind, wie Vorsteher, Vorreiter, Vorsänger, Vorbeter) ein Ding, das einem andern Dinge als Vorbereitung vorhergeht, wie Vorspiel, Vorrede, Vorgeschichte, Vorfrühling, Voressen, Vorgeschmack. Die Leipziger Messe hatte sonst eine Vorwoche, die der Hauptwoche vorausging. Wie kann man aber jedes beliebige Jahr das Vorjahr des folgenden Jahres nennen! Dann könnte auch der Lehrer im Unterricht sagen: wir haben in der Vorstunde das und das behandelt. Ebenso verfehlt wie das Vorjahr ist natürlich der Vorredner — man vergleiche ihn nur mit dem Vorsänger und dem Vorbeter!

Zu recht verunglückten Bildungen hat neuerdings öfter das löbliche Streben geführt, einen Ersatz für Fremdwörter zu schaffen. Hierher gehören namentlich

*) Höchstens Wollust und Jawort ließen sich vergleichen. Nur wenn das Hauptwort ein Verbalsubstantiv ist, sind solche Zusammensetzungen möglich, z. B. Leisetreter.

der Fehlbetrag (Defizit), das Lebewesen (animal), die Begleiterscheinung (Symptom), der Werdegang (Genesis) und die Strafthat (Delikt). Ein Verbalstamm als Bestimmungswort einer Zusammensetzung bedeutet stets den Zweck des Dinges (vgl. Leitfaden, Trinkglas, Schießpulver und S. 68).*) Ein Fehlbetrag ist aber doch nicht ein Betrag, der den Zweck hat, zu fehlen, sondern es soll ein fehlender Betrag sein (ganz anders gebildet sind Fehlbitte, Fehltritt, Fehlschuß, Fehlschluß; hier ist fehl nicht der Verbalstamm, sondern das Adverbium), ebenso soll Lebewesen ein lebendes Wesen, Begleiterscheinung eine begleitende Erscheinung bedeuten. In Werdegang vollends soll der Verbalstamm den Genitiv ersetzen (Gang des Werdens); es scheint nach Lehrgang gebildet zu sein, aber es scheint nur so, denn Lehrgang ist mit Lehre zusammengesetzt. Die verunglückteste Bildung ist jedenfalls Strafthat — wer mag die auf dem Gewissen haben! Das Wort ist gebildet, um eine gemeinschaftliche Bezeichnung für Vergehen und Verbrechen zu schaffen. Was soll man sich aber dabei unter Straf denken? das Hauptwort oder den Verbalstamm? Eins ist so unmöglich wie das andre. Im ersten Falle würde das Wort auf einer Stufe stehen mit Frevelthat, Gewaltthat, Greuelthat, Schandthat, Wunderthat. Alle diese Zusammensetzungen bezeichnen eine Eigenschaft der That und zugleich des Thäters; in Strafthat aber würde — die Folge der That bezeichnet sein! Im zweiten Falle würde es auf einer Stufe stehen mit Trinkwasser, und das wäre der helle Unsinn, denn dann wäre es eine That, die den Zweck hätte, bestraft zu werden! Solche ungeschickte Wörter sind freilich auch früher schon als Übersetzung von Fremdwörtern „von plumpen Puristenfäusten geknetet“ worden, man denke nur an Beweggrund (für Motiv), Fahrgast (für Passagier) u. ähnl.; müssen wir denn das aber fortsetzen?

*) Auch Wörter wie Pflegemutter, Schreihals, Stinktier, Sägemühle, Blasebalg machen nur scheinbar eine Ausnahme.

Unter den Eigenschaftswörtern sind ebenso geschmacklose wie überflüssige Neubildungen: erhältlich (in allen Apotheken erhältlich), erstklassig (ein erstklassiges Etablissement), erstrangig (ein erstrangiges Hotel), zweitstellig (eine zweitstellige Hypothek), innerpolitisch (die innerpolitische Lage), kapitalkräftig, treffsicher (eine treffsichere Charakteristik), parteilos (für unparteiisch), lateinlos (die lateinlose Realschule!); unter den Adverbien: fraglos, debattelos (es wurde debattelos genehmigt), verdachtlos (ein Fahrrad wurde verdachtlos gestohlen — abgesehen davon, daß hier weder das grammatische Subjekt, das Fahrrad, noch das logische Subjekt, der Dieb, einen Verdacht haben kann). Ganz wunderlich gebraucht man seit einiger Zeit rückständig, nämlich für zurückgeblieben und veraltet; man spricht von rückständigen Bevölkerungsklassen und rückständigen Anschauungen; bisher hatte man nur von rückständigen Geldsummen gesprochen. Nach jahrein jahraus hat man neuerdings tagein tagaus gebildet — ganz verfehlt! Das Jahr ist ein großer Ring oder Kreis, in das tritt man ein und wieder aus; die kurzen Tage aber gleichen einzelnen Schritten, darum sagt man viel treffender: Tag für Tag, wie Schritt für Schritt.

Besonders gern werfen die Techniker unnötige neue Wörter in die Sprache. So haben sie lochen und durchlochen gebildet (neben durchlöchern), angeblich um das Planmäßige auszudrücken; eine Scheibe auf dem Schießstande werde durchlöchert, ebenso ein Buch durch Würmerfraß, aber eine „Fahrkarte," ein Stuhlsitz oder die Metallscheibe eines Leierkastens — bitte um Entschuldigung: eines „Musikwerks"! — werde durchlocht. Ein Ding, womit man ein Zimmer heizt, nannte man früher einen Ofen, und ein Ding, womit man ein Zimmer beleuchtet, einen Leuchter (Armleuchter, Kronleuchter). Jetzt nennt man das eine Heizkörper, das andre Beleuchtungskörper. Lehrperson und Heizkörper — es ist eins immer schöner als das andre!

Modewörter

Verbreitet werden neue Wörter namentlich durch die Jugend und durch die Ungebildeten, die keine Spracherfahrung haben, die nicht wissen, ob ein Wort alt oder neu, gebräuchlich oder ungebräuchlich ist, sie werden sogar oft in kurzer Zeit zu Modewörtern. Daß es Sprachmoden giebt so gut wie Kleidermoden, und Modewörter so gut wie Modekleider, Modefarben und Modefrisuren, darüber kann gar kein Zweifel sein. Es giebt Wörter und Redensarten, die alle Kennzeichen einer Modeschöpfung an sich tragen. Die Mode wird ja gemacht von Leuten, die gewöhnlich nicht den besten Geschmack haben. Oft ist sie so dumm, daß man sich ihre Entstehung kaum anders erklären kann, als daß man annimmt, der Fabrikant habe absichtlich etwas recht dummes unter die Leute geworfen, um zu sehen, ob sie darauf hineinfallen würden. Aber immer fällt die ganze große Masse darauf hinein, denn Geschmack ist, wie Verstand, „stets bei wenigen nur gewesen.“ Zuletzt, wenn eine Mode so gemein (d. h. allgemein) geworden ist, daß sie auch dem beschränktesten als das erscheint, was sie für den einsichtigen von vornherein gewesen ist, als gemein (d. h. niedrig), verschwindet sie wieder, um einer andern Platz zu machen, die dann denselben Lebenslauf hat. Vornehme Menschen halten sich stets von der Mode fern. Es giebt Frauen und Mädchen, die in ihrer Kleidung alles verschmähen, was an die jeweilig herrschende Mode streift; und doch ist nichts in ihrem Äußern, was man absonderlich oder gar altmodisch nennen könnte, sie erscheinen so modern wie möglich und dabei so vornehm, daß alle Modegänschen sie darum beneiden könnten.

Genau so geht es mit gewissen Wörtern und Redensarten. Man hört oder liest ein Wort irgendwo zum erstenmale, bald darauf zum zweiten, dann kommt es öfter und öfter, und endlich führt es alle Welt im Munde, es wird so gemein, daß es selbst denen, die es eine Zeit lang mit Wonne mitgebraucht haben,

widerwärtig wird, sie anfangen, sich drüber lustig zu machen, es gleichsam nur noch mit Gänsefüßchen brauchen, bis sie es endlich wieder fallen lassen. Aber es giebt immer auch eine kleine Anzahl von Leuten, die, sowie ein solches Wort auftaucht, von einem unbesieglichen Widerwillen davor ergriffen werden, es nicht über die Lippen, nicht aus der Feder bringen. Und da ist auch kein Zweifel möglich; wer überhaupt die Fähigkeit hat, solche Wörter zu erkennen, erkennt sie sofort und erkennt sie alle. Er sagt sich sofort: dieses Wort nimmst du nie in den Mund, denn das wird Mode. Und wenn zwei oder drei zusammenkommen, die den Modewörterabscheu teilen, und sie vergleichen ihre Liste, so zeigt sich, daß sie genau dieselben Wörter drauf haben — ein Beweis, daß es an den Wörtern liegt und nicht an den Menschen, wenn manche Menschen manche Wörter unausstehlich finden. Ihrer Ausdrucksweise merkt aber deshalb niemand an, daß sie die Wörter vermeiden, die klingt so modern wie möglich, kein Mensch vermißt die Modewörter drin. Leider begegnet es auch „ersten“ Schriftstellern nicht selten, daß sie auf Modewörter hineinfallen.

Im folgenden sollen einige Wörter zusammengestellt werden, die jetzt, entweder überhaupt oder doch in der Bedeutung, in der sie jetzt fast ausschließlich angewandt werden, unzweifelhaft Modewörter sind. Die meisten davon stehen jetzt in vollster Blüte; einige haben zwar ihre Blütezeit schon hinter sich, sollen aber doch nicht übergangen werden, weil sie am besten zeigen können, wie schnell dergleichen veraltet.

Darbietung. Als solche wird jetzt alles bezeichnet, was in einem Konzert gespielt oder gesungen wird: die gelungenste Darbietung des Abends — die Darbietungen des diesjährigen Pensionsfondskonzerts — das Programm enthielt auch einige solistische Darbietungen usw.

Ehrung. Für Ehrenbezeigung oder Auszeichnung. In Ehrungen wird jetzt ungeheuer viel geleistet.

Prozentsatz. Für *Teil.* Aus der Sprache der Statistik. Man sagt nicht mehr: ein großer *Teil* der Studenten ist faul, sondern man klagt über den Unfleiß (!) eines großen *Prozentsatzes* der „Studirenden."

Rückschluß, Rückschlag und *Rückwirkung.* Für *Schluß, Einfluß* und *Wirkung.* *Schlüsse* werden nicht mehr gemacht, nur noch *Rückschlüsse.* Von Rück ist aber meist gar nicht die Rede.

Thunlich und *angängig.* Lieblingswörter der Kanzleisprache für *möglich.*

Belangreich und *belanglos.* Zwei herrliche Wörter, obgleich eigentlich niemand recht weiß, was *Belang* ist, und ob es *der* Belang oder *das* Belang heißt.

Einwandfrei. Schöner neuer Ersatz für *tadellos* und zugleich für *unanfechtbar:* ein sittlich *einwandfreier* Priester. Daß man nur von Dingen *frei* sein kann, die einem auch anhaften können (vgl. *fehlerfrei, fieberfrei*), daran wird gar nicht gedacht.

Minderwertig. Feig verhüllender Ausdruck für *schlecht, wertlos, unbrauchbar.* Irgend einen Menschen oder eine Sache *schlecht* zu nennen, hat man nicht mehr den Mut; man spricht nur noch von *minderwertigem* Fleisch, *minderwertigen* Kartoffeln, *minderwertigen* Existenzen, sogar von *minderwertigen* Referendaren.

Hochgradig. Für *hoch* oder *groß.* Aus der Sprache der Ärzte: *hochgradiges* Fieber. Dann auch *hochgradige* Erregung, *hochgradige* Erbitterung usw.

Zielbewußt. Von der sozialdemokratischen Presse erfunden und eine Zeit lang von ihr mit blutigem Ernst gebraucht. Heute nur noch scherzhaft und mit Gänsefüßchen möglich: ein „zielbewußter" Autographensammler u. ähnl.

Unerfindlich. Für *unbegreiflich* oder *unverständlich.* Verfehlt gebildet, da *erfinden* in dem Sinne, wie es in *unerfindlich* verstanden werden soll, ganz ungebräuchlich ist. Trotzdem eine Zeit lang sehr beliebt, jetzt ebenfalls stark im Rückgange.

Eigenartig. Äußerst beliebt als Ersatz für das

Fremdwort originell und zugleich für eigentümlich, worunter man jetzt nur noch so viel wie wunderlich oder seltsam zu verstehen scheint. Oft auch bloßer Schwulst für eigen: ein eigenartiger*) Reiz, ein eigenartiger Zauber, eine eigenartige Weihe usw. Steht in vollster Blüte.

Selbstlos. Kühne Bildung. Eine Zeit lang sehr beliebt zur Bezeichnung des höchsten Grades von Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit. Hat schon stark abgewirtschaftet.

Verläßlich. Modewort für zuverlässig. Unbegreifliche Verirrung! Zuverlässig ist ein schönes, kräftiges Wort; wer zuverlässig ist, auf den kann man sich wirklich verlassen. Einem verläßlichen ist nicht über den Weg zu trauen, das Wort hat gleich so etwas widerwärtig weichliches.

Jugendlich. Modewort für jung. Junge Arbeiter, junge Verbrecher heißen stets jugendliche Arbeiter, jugendliche Verbrecher. An den großen Unterschied der beiden Wörter und daran, daß auch ein Siebzigjähriger jugendlich sein kann, denkt man gar nicht.

Schneidig. Blühendes Modewort zur Bezeichnung der eigentümlichen Verbindung von äußerlicher Schniepelei und innerlicher Roheit, Gigerltum und Landsknechtswesen, in der sich ein Teil unsrer jungen Männerwelt jetzt gefällt. Beim Verlassen eines Straßenbahnwagens mit elegantem Schwung die Thür derart hinter sich zuzuschmeißen, daß die Glasscheibe zerspringt, ist schneidig.

Erheblich. Altes Kanzleiwort, das man schon für tot und begraben gehalten hatte, das aber seit einiger Zeit wieder vorgesucht und nun, als Adjektiv wie als Adverb, zum Lieblingswort aller Juristen, Beamten und Zeitungsschreiber geworden ist (für groß, wichtig, bedeutend, wesentlich). Es giebt nichts mehr in der Welt, was nicht entweder erheblich oder un-

*) Auszusprechen: ägenärtig. Ich bedauere überhaupt, daß ich dieses Kapitel dem Leser nicht vorlesen kann.

erheblich oder — nicht unerheblich wäre: eine Wunde, ein Schadenfeuer, eine Gehaltsverbesserung eine Verkehrsstockung, alles ist erheblich. Ebenso heißt es auch vor Komparativen nicht mehr viel, sondern nur noch erheblich: erheblich besser, erheblich größer usw.

Bedeutsam. Aufs unsinnigste mißbrauchtes Wort. Für wichtig, bedeutend, hervorragend. Goethe sagt in seiner Beschreibung von dem Selbstbildnis des jungen Dürer, der Maler halte das Blümlein Mannstreu bedeutsam in der Hand. Das heißt so viel wie bedeutungsvoll: der Maler habe damit sinnbildlich oder symbolisch etwas andeuten wollen. Heute schwatzt man von bedeutsamen Kunstwerken, von einer für die Kulturgeschichte bedeutsamen Veröffentlichung, von dem bedeutsamsten Teil der Wettinischen Lande, von bedeutsamen politischen Momenten (was mag das sein?), ja sogar von einem bedeutsamen Mozartinterpreten (!), von kunstvollen, bezw. (!) durch (!) die Namen ihrer einstigen Besitzer bedeutsamen Armbrüsten und von der bedeutsamen Stellung, die in der Kundschaft der Fleischer die Schänkwirte einnehmen. Jammerschade um das schöne, gehaltvolle Wort!

Besser. Wird jetzt in köstlicher Weise nicht mehr als positive Steigerung von gut, sondern als negative Steigerung von schlecht gebraucht, also in dem Sinne von weniger schlecht. Herrschaften suchen täglich in den Zeitungen bessere Mädchen, und Mädchen natürlich nun auch bessere Herrschaften oder auch, wenn sie sich verheiraten wollen, bessere Herren. Ein Zeitungsverleger versichert, daß seine Zeitung in allen bessern Cafés ausliege, und ein Geheimmittelfabrikant, daß sein Fabrikat in allen bessern Apotheken „erhältlich“ sei. Folglich ist gut jetzt besser als besser.

Vornehm. Im Superlativ ausschließlicher Ersatz für alle Zusammensetzungen, die früher mit Haupt gebildet wurden Für Hauptursache, Hauptbedingung, Hauptzweck, Hauptaufgabe heißt es jetzt nur: die vornehmste Ursache, die vornehmste Bedingung, der vornehmste Zweck, die vornehmste Aufgabe.

Fremdwort originell und ... desto vornehmer
worunter man jetzt nur
oder seltsam zu r... Adverb zur Begriffs=
Schwulst für eige... fein, elegant, modern,
eigenartiger Z... gelehrt, verdient, be=
Steht in vollste... wichtig, ernst, feierlich,

Selbstlos ... romantisch, poetisch, inter=
beliebt zur B... befriedigend, willkommen,
eigennützigk... konservativ, kirchlich, offiziell.
abgewirtsch...

Verl... ebenfalls sehr beliebt zu demselben Zwecke
begreifl... Selten von: in seltenem Grade), z. B.: ein
kräfti... dem Sinne von selten gutem Charakter — eine selten
man... Mädchen von ... Kapitalanlage — das Publikum verhielt sich
nic... günstige ... kühl — dieser Weizen gedeiht auf leichtem
Boden und liefert selten hohe Erträge — die In=
haber dieser Bauernhöfe sind selten fleißige und
tüchtige Wirte usw. Nur schade, daß selten eben
vor allen Dingen selten bedeutet, und nicht: in sel=
tenem Grade, und daß infolgedessen gerade das
Gegenteil von dem herauskommt, was die Leute sagen
wollen. Darüber ist denn auch schon soviel gespottet
worden, daß endlich doch auch dem Harmlosesten ein
Licht aufgehen muß.*)

Gestatten. Feiner Ersatz für erlauben, das ganz ins alte Eisen geworfen ist. Hat aber seine Laufbahn rasch zurückgelegt. Auch der Handlanger sagt schon, ehe er einem auf die Füße tritt: Gestatten! sogut wie er schon die Papiercigarette vornehm nachlässig zwischen den Lippen hängen hat. Wo bleibt nun die Feinheit?

Entgegennehmen. Spreizwort für annehmen. Anfangs nahm bloß der Kaiser das Beglaubigungs=schreiben des Botschafters eines auswärtigen Souveräns entgegen. Jetzt werden auch Geldbeiträge für öffent=liche Sammlungen, Anmeldungen neuer Schüler, In=

*) Der neueste Aufputz von Adjektiven ist bekannt und allbe=kannt: der Schnittwarenhändler preist seine Stoffe in bekannt vor=züglichen Qualitäten, der Kleiderhändler seine Jacken in bekannt guten Paßformen (!) an, und Vereine für Fremdenverkehr rühmen die bekannt oder allbekannt gesunde Lage ihrer Städte.

ate für die nächste Nummer, Bestellungen auf das ...ste Quartal nur noch — entgegengenommen.

Getragen sein. Großartiges Spreizwort für erfüllt sein: von künstlerischer Überzeugung getragen — von patriotischer Wärme getragen — von religiöser Gläubigkeit getragen — von wissenschaftlichem Ernst getragen — von düsterm Pessimismus getragen usw. Man muß immer an einen Luftballon denken.

Voraufgehen. Zier- und Spreizwort für vorhergehen oder vorausgehen: die der deutschen Gewerbeordnung voraufgegangne preußische Gewerbeordnung.

Im Gefolge haben. Modephrase für: zur Folge haben. Früher hatte nur ein Fürst ein Gefolge; jetzt heißt es: die Not hatte Unzufriedenheit im Gefolge — Reformen, die die Schmälerung des Profits im Gefolge haben könnten — das Zusammenschmieden so verschiedner Elemente würde eine schwere Beeinträchtigung der Aktionsfähigkeit im Gefolge haben.

Vertrauen. Mit nachfolgendem Objektsatz (!), statt glauben oder hoffen: das Ministerium vertraut, daß der eingerissene Mißbrauch bald wieder abgestellt sein wird — die Leser können vertrauen, daß wir bei der Feststellung des Textes die größte Vorsicht haben walten lassen.

Erübrigen. Intransitiv für übrig sein oder übrig bleiben: zum Schluß erübrigt noch usw.

Erhellen. Ebenfalls intransitiv, für hervorgehen, sich ergeben: aus vorstehendem erhellt — aus dem Jahresbericht der Fabrikinspektoren erhellt — schon aus diesem flüchtigen Überblick dürfte die Bedeutung des Museums erhellen. Schon im achtzehnten Jahrhundert so gebraucht, jetzt aber Modewort.

Sich beziffern. Statt betragen, sich belaufen. Aus der Statistik, die ja keine Zahlen mehr kennt, sondern nur noch Ziffern (obwohl sich Ziffer zu Zahl verhält, wie Buchstabe zu Laut): Bevölkerungsziffer, Durchschnittsziffer, ich kann Ihnen noch einige Ziffern vorlegen — ein Personal beziffert sich auf hundert Köpfe — der Verlust beziffert sich auf 30000 Mann.

einem Umstandswort und einem Hauptwort,*) es klingt schlecht mit seinem tzt, und es ist ganz überflüssig, denn *Gegenwart* hat weder etwas von seiner alten Kraft eingebüßt, noch seine Bedeutung verschoben. *Gepflogenheit* hat man gebildet, um eine Schattirung von *Gewohnheit* zu haben; ist aber nicht *Brauch* so ziemlich dasselbe? Ein garstiges Wort ist *Einakter* (für einaktiges Schauspiel). Freilich haben wir auch *Einhufer*, *Dreimaster* und *Vierpfünder*; dennoch ist *Einakter* eine häßliche Bildung, man könnte ebenso gut ein Distichon einen *Zweizeiler* nennen. Um für *Lehrer* und *Lehrerin* ein gemeinschaftliches Wort zu haben, hat man *Lehrperson* gebildet — eine entsetzliche Geschmacklosigkeit. Statt *voriges Jahr* sagt man jetzt *Vorjahr*; alle Jahresberichte spreizen sich schon damit. Das hat man aus dem Adjektivum *vorjährig* gebildet (wie man auch aus *alltäglich* und *vormärzlich* gedankenloserweise *Alltag* und *Vormärz* (!) gemacht hat). Es ist aber auch dem Sinne nach anstößig. Die mit *Vor* zusammengesetzten Hauptwörter bedeuten (wenn es nicht Verbalsubstantiva sind, wie *Vorsteher*, *Vorreiter*, *Vorsänger*, *Vorbeter*) ein Ding, das einem andern Dinge als Vorbereitung vorhergeht, wie *Vorspiel*, *Vorrede*, *Vorgeschichte*, *Vorfrühling*, *Voressen*, *Vorgeschmack*. Die Leipziger Messe hatte sonst eine *Vorwoche*, die der Hauptwoche vorausging. Wie kann man aber jedes beliebige Jahr das *Vorjahr* des folgenden Jahres nennen! Dann könnte auch der Lehrer im Unterricht sagen: wir haben in der *Vorstunde* das und das behandelt. Ebenso verfehlt wie das *Vorjahr* ist natürlich der *Vorredner* — man vergleiche ihn nur mit dem *Vorsänger* und dem *Vorbeter*!

Zu recht verunglückten Bildungen hat neuerdings öfter das löbliche Streben geführt, einen Ersatz für Fremdwörter zu schaffen. Hierher gehören namentlich

*) Höchstens *Wollust* und *Jawort* ließen sich vergleichen. Nur wenn das Hauptwort ein Verbalsubstantiv ist, sind solche Zusammensetzungen möglich, z. B. *Leisetreter*.

der **Fehlbetrag** (Defizit), das **Lebewesen** (animal), die **Begleiterscheinung** (Symptom), der **Werdegang** (Genesis) und die **Strafthat** (Delikt). Ein Verbalstamm als Bestimmungswort einer Zusammensetzung bedeutet stets den Zweck des Dinges (vgl. **Leitfaden**, **Trinkglas**, **Schießpulver** und S. 68).*) Ein **Fehlbetrag** ist aber doch nicht ein Betrag, der den Zweck hat, zu fehlen, sondern es soll ein **fehlender** Betrag sein (ganz anders gebildet sind **Fehlbitte**, **Fehltritt**, **Fehlschuß**, **Fehlschluß**; hier ist **fehl** nicht der Verbalstamm, sondern das Adverbium), ebenso soll **Lebewesen** ein **lebendes** Wesen, **Begleiterscheinung** eine **begleitende** Erscheinung bedeuten. In **Werdegang** vollends soll der Verbalstamm den Genitiv ersetzen (Gang **des Werdens**); es scheint nach **Lehrgang** gebildet zu sein, aber es scheint nur so, denn **Lehrgang** ist mit **Lehre** zusammengesetzt. Die verunglückteste Bildung ist jedenfalls **Strafthat** — wer mag die auf dem Gewissen haben! Das Wort ist gebildet, um eine gemeinschaftliche Bezeichnung für **Vergehen** und **Verbrechen** zu schaffen. Was soll man sich aber dabei unter **Straf** denken? das Hauptwort oder den Verbalstamm? Eins ist so unmöglich wie das andre. Im ersten Falle würde das Wort auf einer Stufe stehen mit **Frevelthat**, **Gewaltthat**, **Greuelthat**, **Schandthat**, **Wunderthat**. Alle diese Zusammensetzungen bezeichnen eine Eigenschaft der That und zugleich des Thäters; in **Strafthat** aber würde — die Folge der That bezeichnet sein! Im zweiten Falle würde es auf einer Stufe stehen mit **Trinkwasser**, und das wäre der helle Unsinn, denn dann wäre es eine That, die den Zweck hätte, bestraft zu werden! Solche ungeschickte Wörter sind freilich auch früher schon als Übersetzung von Fremdwörtern „von plumpen Puristenfäusten geknetet“ worden, man denke nur an **Beweggrund** (für Motiv), **Fahrgast** (für Passagier) u. ähnl.; müssen wir denn das aber fortsetzen?

*) Auch Wörter wie **Pflegemutter**, **Schreihals**, **Stinktier**, **Sägemühle**, **Blasebalg** machen nur scheinbar eine Ausnahme.

Unter den Eigenschaftswörtern sind ebenso geschmacklose wie überflüssige Neubildungen: erhältlich (in allen Apotheken erhältlich), erstklassig (ein erstklassiges Etablissement), erstrangig (ein erstrangiges Hotel), zweitstellig (eine zweitstellige Hypothek), innerpolitisch (die innerpolitische Lage), kapitalkräftig, treffsicher (eine treffsichere Charakteristik), parteilos (für unparteiisch), lateinlos (die lateinlose Realschule!); unter den Adverbien: fraglos, debattelos (es wurde debattelos genehmigt), verdachtlos (ein Fahrrad wurde verdachtlos gestohlen — abgesehen davon, daß hier weder das grammatische Subjekt, das Fahrrad, noch das logische Subjekt, der Dieb, einen Verdacht haben kann). Ganz wunderlich gebraucht man seit einiger Zeit rückständig, nämlich für zurückgeblieben und veraltet; man spricht von rückständigen Bevölkerungsklassen und rückständigen Anschauungen; bisher hatte man nur von rückständigen Geldsummen gesprochen. Nach jahrein jahraus hat man neuerdings tagein tagaus gebildet — ganz verfehlt! Das Jahr ist ein großer Ring oder Kreis, in das tritt man ein und wieder aus; die kurzen Tage aber gleichen einzelnen Schritten, darum sagt man viel treffender: Tag für Tag, wie Schritt für Schritt.

Besonders gern werfen die Techniker unnötige neue Wörter in die Sprache. So haben sie lochen und durchlochen gebildet (neben durchlöchern), angeblich um das Planmäßige auszudrücken; eine Scheibe auf dem Schießstande werde durchlöchert, ebenso ein Buch durch Würmerfraß, aber eine „Fahrkarte,“ ein Stuhlsitz oder die Metallscheibe eines Leierkastens — bitte um Entschuldigung: eines „Musikwerks“! — werde durchlocht. Ein Ding, womit man ein Zimmer heizt, nannte man früher einen Ofen, und ein Ding, womit man ein Zimmer beleuchtet, einen Leuchter (Armleuchter, Kronleuchter). Jetzt nennt man das eine Heizkörper, das andre Beleuchtungskörper. Lehrperson und Heizkörper — es ist eins immer schöner als das andre!

Modewörter

Verbreitet werden neue Wörter namentlich durch die Jugend und durch die Ungebildeten, die keine Spracherfahrung haben, die nicht wissen, ob ein Wort alt oder neu, gebräuchlich oder ungebräuchlich ist, sie werden sogar oft in kurzer Zeit zu Modewörtern. Daß es Sprachmoden giebt so gut wie Kleidermoden, und Modewörter so gut wie Modekleider, Modefarben und Modefrisuren, darüber kann gar kein Zweifel sein. Es giebt Wörter und Redensarten, die alle Kennzeichen einer Modeschöpfung an sich tragen. Die Mode wird ja gemacht von Leuten, die gewöhnlich nicht den besten Geschmack haben. Oft ist sie so dumm, daß man sich ihre Entstehung kaum anders erklären kann, als daß man annimmt, der Fabrikant habe absichtlich etwas recht dummes unter die Leute geworfen, um zu sehen, ob sie darauf hineinfallen würden. Aber immer fällt die ganze große Masse darauf hinein, denn Geschmack ist, wie Verstand, „stets bei wenigen nur gewesen.“ Zuletzt, wenn eine Mode so gemein (d. h. allgemein) geworden ist, daß sie auch dem beschränktesten als das erscheint, was sie für den einsichtigen von vornherein gewesen ist, als gemein (d. h. niedrig), verschwindet sie wieder, um einer andern Platz zu machen, die dann denselben Lebenslauf hat. Vornehme Menschen halten sich stets von der Mode fern. Es giebt Frauen und Mädchen, die in ihrer Kleidung alles verschmähen, was an die jeweilig herrschende Mode streift; und doch ist nichts in ihrem Äußern, was man absonderlich oder gar altmodisch nennen könnte, sie erscheinen so modern wie möglich und dabei so vornehm, daß alle Modegänschen sie darum beneiden könnten.

Genau so geht es mit gewissen Wörtern und Redensarten. Man hört oder liest ein Wort irgendwo zum erstenmale, bald darauf zum zweiten, dann kommt es öfter und öfter, und endlich führt es alle Welt im Munde, es wird so gemein, daß es selbst denen, die es eine Zeit lang mit Wonne mitgebraucht haben,

widerwärtig wird, sie anfangen, sich drüber lustig zu machen, es gleichsam nur noch mit Gänsefüßchen brauchen, bis sie es endlich wieder fallen lassen. Aber es giebt immer auch eine kleine Anzahl von Leuten, die, sowie ein solches Wort auftaucht, von einem unbesieglichen Widerwillen davor ergriffen werden, es nicht über die Lippen, nicht aus der Feder bringen. Und da ist auch kein Zweifel möglich; wer überhaupt die Fähigkeit hat, solche Wörter zu erkennen, erkennt sie sofort und erkennt sie alle. Er sagt sich sofort: dieses Wort nimmst du nie in den Mund, denn das wird Mode. Und wenn zwei oder drei zusammenkommen, die den Modewörterabscheu teilen, und sie vergleichen ihre Liste, so zeigt sich, daß sie genau dieselben Wörter drauf haben — ein Beweis, daß es an den Wörtern liegt und nicht an den Menschen, wenn manche Menschen manche Wörter unausstehlich finden. Ihrer Ausdrucksweise merkt aber deshalb niemand an, daß sie die Wörter vermeiden, die klingt so modern wie möglich, kein Mensch vermißt die Modewörter drin. Leider begegnet es auch „ersten" Schriftstellern nicht selten, daß sie auf Modewörter hineinfallen.

Im folgenden sollen einige Wörter zusammengestellt werden, die jetzt, entweder überhaupt oder doch in der Bedeutung, in der sie jetzt fast ausschließlich angewandt werden, unzweifelhaft Modewörter sind. Die meisten davon stehen jetzt in vollster Blüte; einige haben zwar ihre Blütezeit schon hinter sich, sollen aber doch nicht übergangen werden, weil sie am besten zeigen können, wie schnell dergleichen veraltet.

Darbietung. Als solche wird jetzt alles bezeichnet, was in einem Konzert gespielt oder gesungen wird: die gelungenste Darbietung des Abends — die Darbietungen des diesjährigen Pensionsfondskonzerts — das Programm enthielt auch einige solistische Darbietungen usw.

Ehrung. Für Ehrenbezeigung oder Auszeichnung. In Ehrungen wird jetzt ungeheuer viel geleistet.

Prozentsatz. Für Teil. Aus der Sprache der Statistik. Man sagt nicht mehr: ein großer Teil der Studenten ist faul, sondern man klagt über den Unfleiß (!) eines großen Prozentsatzes der „Studirenden."

Rückschluß, Rückschlag und **Rückwirkung.** Für Schluß, Einfluß und Wirkung. Schlüsse werden nicht mehr gemacht, nur noch Rückschlüsse. Von Rück ist aber meist gar nicht die Rede.

Thunlich und **angängig.** Lieblingswörter der Kanzleisprache für möglich.

Belangreich und **belanglos.** Zwei herrliche Wörter, obgleich eigentlich niemand recht weiß, was Belang ist, und ob es der Belang oder das Belang heißt.

Einwandfrei. Schöner neuer Ersatz für tadellos und zugleich für unanfechtbar: ein sittlich einwandfreier Priester. Daß man nur von Dingen frei sein kann, die einem auch anhaften können (vgl. fehlerfrei, fieberfrei), daran wird gar nicht gedacht.

Minderwertig. Feig verhüllender Ausdruck für schlecht, wertlos, unbrauchbar. Irgend einen Menschen oder eine Sache schlecht zu nennen, hat man nicht mehr den Mut; man spricht nur noch von minderwertigem Fleisch, minderwertigen Kartoffeln, minderwertigen Existenzen, sogar von minderwertigen Referendaren.

Hochgradig. Für hoch oder groß. Aus der Sprache der Ärzte: hochgradiges Fieber. Dann auch hochgradige Erregung, hochgradige Erbitterung usw.

Zielbewußt. Von der sozialdemokratischen Presse erfunden und eine Zeit lang von ihr mit blutigem Ernst gebraucht. Heute nur noch scherzhaft und mit Gänsefüßchen möglich: ein „zielbewußter" Autographensammler u. ähnl.

Unerfindlich. Für unbegreiflich oder unverständlich. Verfehlt gebildet, da erfinden in dem Sinne, wie es in unerfindlich verstanden werden soll, ganz ungebräuchlich ist. Trotzdem eine Zeit lang sehr beliebt, jetzt ebenfalls stark im Rückgange.

Eigenartig. Äußerst beliebt als Ersatz für das

Fremdwort originell und zugleich für eigentümlich, worunter man jetzt nur noch so viel wie wunderlich oder seltsam zu verstehen scheint. Oft auch bloßer Schwulst für eigen: ein eigenartiger*) Reiz, ein eigenartiger Zauber, eine eigenartige Weihe usw. Steht in vollster Blüte.

Selbstlos. Kühne Bildung. Eine Zeit lang sehr beliebt zur Bezeichnung des höchsten Grades von Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit. Hat schon stark abgewirtschaftet.

Verläßlich. Modewort für zuverlässig. Unbegreifliche Verirrung! Zuverlässig ist ein schönes, kräftiges Wort; wer zuverlässig ist, auf den kann man sich wirklich verlassen. Einem verläßlichen ist nicht über den Weg zu trauen, das Wort hat gleich so etwas widerwärtig weichliches.

Jugendlich. Modewort für jung. Junge Arbeiter, junge Verbrecher heißen stets jugendliche Arbeiter, jugendliche Verbrecher. An den großen Unterschied der beiden Wörter und daran, daß auch ein Siebzigjähriger jugendlich sein kann, denkt man gar nicht.

Schneidig. Blühendes Modewort zur Bezeichnung der eigentümlichen Verbindung von äußerlicher Schniepelei und innerlicher Roheit, Gigerltum und Landsknechtswesen, in der sich ein Teil unsrer jungen Männerwelt jetzt gefällt. Beim Verlassen eines Straßenbahnwagens mit elegantem Schwung die Thür derart hinter sich zuzuschmeißen, daß die Glasscheibe zerspringt, ist schneidig.

Erheblich. Altes Kanzleiwort, das man schon für tot und begraben gehalten hatte, das aber seit einiger Zeit wieder vorgesucht und nun, als Adjektiv wie als Adverb, zum Lieblingswort aller Juristen, Beamten und Zeitungsschreiber geworden ist (für groß, wichtig, bedeutend, wesentlich). Es giebt nichts mehr in der Welt, was nicht entweder erheblich oder un-

*) Auszusprechen: ägenärtig. Ich bedauere überhaupt, daß ich dieses Kapitel dem Leser nicht vorlesen kann.

erheblich oder — nicht unerheblich wäre: eine Wunde, ein Schadenfeuer, eine Gehaltsverbesserung eine Verkehrsstockung, alles ist erheblich. Ebenso heißt es auch vor Komparativen nicht mehr viel, sondern nur noch erheblich: erheblich besser, erheblich größer usw.

Bedeutsam. Aufs unsinnigste mißbrauchtes Wort. Für wichtig, bedeutend, hervorragend. Goethe sagt in seiner Beschreibung von dem Selbstbildnis des jungen Dürer, der Maler halte das Blümlein Mannstreu bedeutsam in der Hand. Das heißt so viel wie bedeutungsvoll: der Maler habe damit sinnbildlich oder symbolisch etwas andeuten wollen. Heute schwatzt man von bedeutsamen Kunstwerken, von einer für die Kulturgeschichte bedeutsamen Veröffentlichung, von dem bedeutsamsten Teil der Wettinischen Lande, von bedeutsamen politischen Momenten (was mag das sein?), ja sogar von einem bedeutsamen Mozartinterpreten (!), von kunstvollen, bezw. (!) durch (!) die Namen ihrer einstigen Besitzer bedeutsamen Armbrüsten und von der bedeutsamen Stellung, die in der Kundschaft der Fleischer die Schänkwirte einnehmen. Jammerschade um das schöne, gehaltvolle Wort!

Besser. Wird jetzt in köstlicher Weise nicht mehr als positive Steigerung von gut, sondern als negative Steigerung von schlecht gebraucht, also in dem Sinne von weniger schlecht. Herrschaften suchen täglich in den Zeitungen bessere Mädchen, und Mädchen natürlich nun auch bessere Herrschaften oder auch, wenn sie sich verheiraten wollen, bessere Herren. Ein Zeitungsverleger versichert, daß seine Zeitung in allen bessern Cafés ausliege, und ein Geheimmittelfabrikant, daß sein Fabrikat in allen bessern Apotheken „erhältlich“ sei. Folglich ist gut jetzt besser als besser.

Vornehm. Im Superlativ ausschließlicher Ersatz für alle Zusammensetzungen, die früher mit Haupt gebildet wurden Für Hauptursache, Hauptbedingung, Hauptzweck, Hauptaufgabe heißt es jetzt nur: die vornehmste Ursache, die vornehmste Bedingung, der vornehmste Zweck, die vornehmste Aufgabe.

Je öfter man *vornehm* schreibt, desto vornehmer kommt man sich selber vor.

Hoch. Einzig gebräuchliches Adverb zur Begriffssteigerung folgender Adjektiva: *fein, elegant, modern, herrschaftlich, gebildet, gelehrt, verdient, bedeutend, bedeutsam, wichtig, ernst, feierlich, tragisch, komisch, romantisch, poetisch, interessant, erfreulich, befriedigend, willkommen, achtbar, adlich, konservativ, kirchlich, offiziell*. Das wird genügen.

Selten. Ebenfalls sehr beliebt zu demselben Zwecke (in dem Sinne von: *in seltenem Grade*), z. B.: ein Mädchen von *selten gutem* Charakter — eine *selten günstige* Kapitalanlage — das Publikum verhielt sich *selten kühl* — dieser Weizen gedeiht auf leichtem Boden und liefert *selten hohe* Erträge — die Inhaber dieser Bauernhöfe sind *selten fleißige* und *tüchtige* Wirte usw. Nur schade, daß *selten* eben vor allen Dingen *selten* bedeutet, und nicht: *in seltenem Grade*, und daß infolgedessen gerade das Gegenteil von dem herauskommt, was die Leute sagen wollen. Darüber ist denn auch schon soviel gespottet worden, daß endlich doch auch dem Harmlosesten ein Licht aufgehen muß.*)

Gestatten. Feiner Ersatz für *erlauben*, das ganz ins alte Eisen geworfen ist. Hat aber seine Laufbahn rasch zurückgelegt. Auch der Handlanger sagt schon, ehe er einem auf die Füße tritt: *Gestatten!* sogut wie er schon die Papiercigarette vornehm nachlässig zwischen den Lippen hängen hat. Wo bleibt nun die Feinheit?

Entgegennehmen. Spreizwort für *annehmen*. Anfangs nahm bloß der Kaiser das Beglaubigungsschreiben des Botschafters eines auswärtigen Souveräns *entgegen*. Jetzt werden auch Geldbeiträge für öffentliche Sammlungen, Anmeldungen neuer Schüler, In-

*) Der neueste Aufputz von Adjektiven ist *bekannt* und *allbekannt*: der Schnittwarenhändler preist seine Stoffe in *bekannt vorzüglichen* Qualitäten, der Kleiderhändler seine Jacken in *bekannt guten* Paßformen (!) an, und Vereine für Fremdenverkehr rühmen die *bekannt* oder *allbekannt gesunde* Lage ihrer Städte.

serate für die nächste Nummer, Bestellungen auf das nächste Quartal nur noch — entgegengenommen.

Getragen sein. Großartiges Spreizwort für erfüllt sein: von künstlerischer Überzeugung getragen — von patriotischer Wärme getragen — von religiöser Gläubigkeit getragen — von wissenschaftlichem Ernst getragen — von düsterm Pessimismus getragen usw. Man muß immer an einen Luftballon denken.

Voraufgehen. Zier- und Spreizwort für vorhergehen oder vorausgehen: die der deutschen Gewerbeordnung voraufgegangne preußische Gewerbeordnung.

Im Gefolge haben. Modephrase für: zur Folge haben. Früher hatte nur ein Fürst ein Gefolge; jetzt heißt es: die Not hatte Unzufriedenheit im Gefolge — Reformen, die die Schmälerung des Profits im Gefolge haben könnten — das Zusammenschmieden so verschiedner Elemente würde eine schwere Beeinträchtigung der Aktionsfähigkeit im Gefolge haben.

Vertrauen. Mit nachfolgendem Objektsatz (!), statt glauben oder hoffen: das Ministerium vertraut, daß der eingerissene Mißbrauch bald wieder abgestellt sein wird — die Leser können vertrauen, daß wir bei der Feststellung des Textes die größte Vorsicht haben walten lassen.

Erübrigen. Intransitiv für übrig sein oder übrig bleiben: zum Schluß erübrigt noch usw.

Erhellen. Ebenfalls intransitiv, für hervorgehen, sich ergeben: aus vorstehendem erhellt — aus dem Jahresbericht der Fabrikinspektoren erhellt — schon aus diesem flüchtigen Überblick dürfte die Bedeutung des Museums erhellen. Schon im achtzehnten Jahrhundert so gebraucht, jetzt aber Modewort.

Sich beziffern. Statt betragen, sich belaufen. Aus der Statistik, die ja keine Zahlen mehr kennt, sondern nur noch Ziffern (obwohl sich Ziffer zu Zahl verhält, wie Buchstabe zu Laut): Bevölkerungsziffer, Durchschnittsziffer, ich kann Ihnen noch einige Ziffern vorlegen — ein Personal beziffert sich auf hundert Köpfe — der Verlust beziffert sich auf 30000 Mann.

Bekannt geben. Für bekannt machen, weil machen nicht mehr für fein gilt. Es wird freilich ein bißchen viel gemacht: ein Mädchen macht sich erst die Haare, dann macht sie die Betten, dann macht sie Feuer usw. Sonntags macht der Leipziger sogar nach Dresden. Dennoch ist bekannt geben eine Abgeschmacktheit.

Zubilligen. Für bewilligen oder zugestehen: den Arbeitern wurde eine Unterredung zugebilligt — jeder höhern Lehranstalt sind für Bibliothekszwecke jährlich tausend Mark zugebilligt.

In die Wege leiten. Herrliche neue Modephrase der Amts- und Zeitungssprache für: in Gang bringen.

Vorbestrafen. Lieblingswort aller Berichterstatter über Gerichtsverhandlungen: ein schon zehnmal vorbestrafter Kellner — ein schon fünfzehnmal vorbestrafter Riemergeselle. Als ob nicht bestraft genügte! als ob es eine besondre Art von Strafen gäbe, die man Vorstrafen nennt!

Erzielen. Ausschließlicher Ersatz für erreichen. Erreicht wird gar nichts mehr; Nutzen, Gewinn, Vorteil, Ergebnisse, Resultate, alles wird erzielt.

Einsetzen. Aus der Sprache der Musiker (in einer Fuge setzen die einzelnen Stimmen nach einander ein, d. h. eine immer in die andre). Heute ganz gedankenlos für anfangen und beginnen gebraucht: die Untersuchungen über die Grenzen der Instrumentalmusik setzen erst nach Beethoven ein; sogar: die offen gebliebnen Fragen dürften zu erneutem Einsetzen einer weitern Untersuchung anregen.

Abstürzen. Für herabstürzen oder hinabstürzen. Von den Alpenfexen eingeführt. In den Zeitungen stürzen aber schon nicht mehr bloß Bergkletterer ab, sondern auch Steinblöcke in Steinbrüchen, Turner vom Reck, Kinder vom Pferdebahnwagen usw. Man setze fallen für stürzen, und man wird die Lächerlichkeit fühlen! Ab mit Zeitwörtern zusammengesetzt bedeutet ja gar nicht mehr die Richtung nach unten, sondern bloß noch die Trennung, die Entfernung;

vgl. abfallen, abgehen, abfahren, absenden, abspringen, abheben, abnehmen, absetzen, abreißen, abhauen, abschneiden usw.

Zerfallen (in). Modewort für bestehen (aus): das deutsche Heer zerfällt in zwanzig Korps, die Mathematik zerfällt in Arithmetik und Geometrie, Luthers Katechismus zerfällt in fünf Hauptstücke, eine Predigt zerfällt in drei Teile, eine Giebelgruppe zerfällt in zwei Hälften, ja sogar eine Blume zerfällt in Wurzel, Stengel und Blüte.

Auslösen. Aus der Mechanik, wo es soviel bedeutet, wie durch Beseitigung einer Hemmung irgend etwas in Bewegung oder Thätigkeit setzen: der Dichter will uns nicht seine Gedanken aufnötigen, sondern unsre eignen Gedanken auslösen. Schön gesagt!

Schreiten. Für gehen oder sich wenden. Man schreitet oder noch lieber: man verschreitet zur Abstimmung, zur Operation, ja sogar zum Aufgießen des Thees — immer mit hochgehobnen Beinen, wie die Rekruten auf dem Drillplatze.

Treten. Ebenso beliebt wie schreiten. Einer Frage wird näher getreten, das Ministerium ist zu einer Beratung zusammengetreten, ganz besonders aber wird in etwas eingetreten: Arbeiter treten in einen Streik, sogar in einen Ausstand ein, eine Versammlung tritt in eine Verhandlung ein, der Reichskanzler ist in ernstliche Erwägungen eingetreten, und Gelehrte schreiben: ich will auf dieses Gebiet hier nicht näher eintreten — ich mag hier nicht in den Streit über die Bedeutung Hamerlings eintreten. Das schönste aber ist: in die Erscheinung treten (statt erscheinen oder allenfalls zur Erscheinung kommen): es ist bei dieser Gelegenheit scharf (!) in die Erscheinung getreten (es hat sich deutlich gezeigt) — dabei tritt das Gesetz in die Erscheinung (dabei kann man beobachten). Wie vornehm glauben sich die Leute mit diesem fortwährenden Getrete auszudrücken, und — wie lächerlich ist es!

Darstellen. Schauderhaft gespreizter Ersatz für bilden oder — sein. Schon bilden war überflüssige

Ziererei, wenn man an seine wirkliche Bedeutung denkt. Nun vollends darstellen! Und doch wird jetzt nur noch geschrieben: ein Staatspapier, wie es unsre Konsols bisher darstellten — der Jahresbericht, den die zweite Lieferung des Buches darstellt — diese Vorschläge stellen eine Veranschaulichung des jetzigen Rechts dar — die Zusammenkünfte sollen ein kollegialisches Bindemittel darstellen — diese Bahn stellt den nächsten Landweg von Mitteleuropa nach Indien dar — diese Beschäftigung stellt keine ausreichende Thätigkeit dar — die Menschheit, die trotz aller Mängel doch nicht bloß eine Schar von armen Sündern darstellt — Bücherschätze, die ein herrliches Zeugnis für die Freigebigkeit früherer Jahrhunderte darstellen usw. Kann es einen unsinnigern Sprachschwulst geben?

Ausgestalten. Modewort für ausbilden. Hier tritt gestalten an die Stelle von bilden. Bilden gilt nun einmal nichts mehr, wahrscheinlich infolge davon, daß die „Bildung" so wohlfeil geworden ist.

Zumeist. Modewort für meistens.

In erster Linie. Für: vor allem. Äußerst beliebt.

Weitaus. Modezusatz zum Superlativ: weitaus der beste — in weitaus den meisten Fällen.

Nahezu. Modewort für fast oder beinahe.

Zudem. Für außerdem oder überdies.

Bislang. Für bisher. Provinzialismus aus Hannover, namentlich seit 1866 stark verbreitet, heute fast vergessen.

Erstmals. Neues Spreizwort für zuerst oder zum ersten male: eine Fülle von Material ist in dem Buche erstmals erschlossen.

Vornehmlich. Ausschließlich gebrauchter Ersatz für besonders, namentlich und hauptsächlich Briefe Wielands, vornehmlich an Sophie la Roche. (Vgl. vornehm.)

Unentwegt. Schweizer Provinzialismus, für fest, beharrlich. Ist schon zu oft lächerlich gemacht worden, hat seine Rolle ziemlich ausgespielt.

Selbstredend. Für selbstverständlich. Lieblingswort der Wein- und Cigarrenreisenden, Ladendiener, Friseure und Kellner. In andre Kreise hat es wohl niemals Eingang gefunden.

Naturgemäß. Aus Berlin (naturjemäß). Hat sich mit wahrhaft lächerlicher Schnelligkeit an die Stelle von natürlich (d. h. selbstverständlich) gedrängt, sodaß man sich, wo es einmal in seiner wirklichen Bedeutung erscheint (die soziale Bewegung ist naturgemäß erwachsen), erst förmlich besinnen muß, daß es ja diese Bedeutung auch noch haben kann. Sonst heißt es nur noch: wir beginnen naturgemäß mit den preisgekrönten Entwürfen — naturgemäß ist die Studentenzeit zum Lernen bestimmt — die Wiedergabe durch Lichtdruck läßt naturgemäß manches unklar — die Sorge beginnt naturgemäß gleich bei der Aufnahme der Lehrlinge — naturgemäß konnte die Stadtbahn nicht durch den glänzendsten Teil der Hauptstadt gelegt werden — naturgemäß ist der Grund der Unsicherheit nicht in allen Fällen der gleiche — die Unbilligkeit verstärkt sich naturgemäß mit jedem Jahre usw. Der Unsinn geht aber weiter; man redet auch schon von einer vernunftgemäßen (!) Auswahl der Schreibfeder, statt von einer vernünftigen.

Voll und ganz. Modephrase ersten Ranges, die ihren Weg aber wohl „voll und ganz“ zurückgelegt hat.*) Sehr beliebt ist es jetzt, voll allein zu brauchen

*) Die früheste Anwendung von voll und ganz, freilich in gehaltvollerm Sinne als in Parlaments- und Festreden, wiewohl auch ein bischen als Lückenbüßer, steht in Tiecks Übersetzung von Shakespeares Antonius und Kleopatra (I, 3):

Der Zeiten strenger Zwang heischt unsern Dienst
Für eine Weile: meines Herzens Summe
Bleibt dein hier voll und ganz.
(The strong necessity of time commands
Our services a while; but my full heart
Remains in use with you.)

In einer Erinnerung an Gottfried Keller (Berliner Tageblatt vom 13. April 1891) wird erzählt, Keller habe, als in der Unterhaltung mit ihm jemand voll und ganz gebraucht habe, ausgerufen: „Voll und ganz! Hm hm! Da sieht man, was ihr für Patrone seid! Phrase, nichts als Phrase! Voll und ganz ist das charakterloseste Wort, das es giebt, trotz seiner Fülle!“

(für ganz oder vollständig): dieser Auffassung kann ich voll beipflichten — überall deckt der Ausdruck voll den Gedanken — um die Tiefe seiner Auffassung voll zu würdigen — die deutschen Gemälde hielten den Vergleich mit den französischen voll aus usw. Auch Zusammensetzungen mit Voll als Bestimmungswort schießen wie Pilze aus der Erde: Vollbild, Vollmilch, Vollgymnasium, sogar vollinhaltlich: ich kann das vollinhaltlich bestätigen — er mußte das Leben der Gefangnen vollinhaltlich mitleben.

Vielmehr. Ausschließlicher Ersatz für sondern: diese Preisbewegung ist nicht bloß dem Getreide eigentümlich, sie stimmt vielmehr mit den übrigen Ackerbauerzeugnissen überein — der Leser wird nicht mit einem Ballast von Erläuterungen überschüttet, vielmehr halten die Anmerkungen das rechte Maß ein. So jetzt überall.

Indessen. Äußerst beliebtes Spreizwort für aber und doch.

Außer solchen allgemein gebräuchlichen Modewörtern und Modephrasen giebt es aber noch eine Masse andrer, die auf einzelne Kreise beschränkt sind. In der Sprache der Geschäftsleute, der Zeitungsschreiber, wohin man nur blickt: Mode, nichts als Mode. Schänkwirte machen jetzt auf die kleinen Preise ihrer „Speisenkarte" aufmerksam, haben also keine Ahnung davon, daß man von kleinen und großen Preisen nur in dem Sinne von praemium reden kann, in dem Sinne von pretium aber nur von hohen und niedrigen Preisen. Kaufleute reden aber überhaupt nicht mehr von Preisen, sondern nur noch von Preislagen, an die Stelle der frühern Sorten sind die Qualitäten, die Genres und die Marken getreten, und geschätzten Aufträgen sehen sie gerne (!) entgegen. Wie freundlich! Die Sprache der Reporter vollends ist aus nichts als Modephrasen zusammengesetzt. Kommt ein Fürst zu Besuch, so ent(!)steigt er elastischen Schritts dem Waggon und schreitet dann die Front der Ehrenkompagnie ab. Kapellmeister sind stets genial — Pultgenies hat sie kürzlich jemand

treffend genannt —, Orgelspiel ist stets weihevoll, eine Kugel schießt man sich stets in selbstmörderischer Absicht in den Kopf, Lorbeerkränze werden stets irgendwo niedergelegt, und von einer Festlichkeit wird stets versichert, sie habe einen würdigen Verlauf genommen — als ob eigentlich das Gegenteil zu erwarten gewesen wäre! Man begreift nicht, warum nicht manche Zeitungen für gewisse, besonders oft wiederkehrende wichtige Ereignisse, wie die Ankunft eines Fürsten, die Eröffnung einer Ausstellung, die Enthüllung eines Denkmals, das Jubiläum eines Geschäfts und dergleichen für ihre Berichterstatter Formulare drucken lassen, worin sie dann bloß Tag, Stunde und Namen auszufüllen hätten.

Eine feine Nase für Modewörter hat gewöhnlich der Student. Die Studentensprache wimmelt von Modewörtern; sowie ein neues aufkommt, wird sie ihr sofort „einverleibt.“ Aber der Student spricht sie fast alle mit Gänsefüßchen, er macht sich lustig über sie, während er sie gebraucht. Die Sache hat nur nicht bloß eine lustige, sie hat auch eine sehr ernste Seite. Wenn die Zahl der Modewörter zunimmt, so ist das immer ein Zeichen, daß das Denken abnimmt. Die Modewörter sind das wert- und gehaltloseste Sprachgut, das es giebt; sie sind die messingenen Zahlpfennige der Sprache.

Gesichtspunkt

Ein Modewort, mit dem ein greulicher Mißbrauch getrieben wird, der zu einer Unmasse von Bildervermengungen führt, ist Gesichtspunkt. Unter Gesichtspunkt versteht man den Punkt, von dem aus man etwas ansieht, wie unter Standpunkt den Punkt, auf den man sich gestellt hat, um etwas anzusehen. Beides ist ja so ziemlich dasselbe. Man sollte doch nun meinen, das Bild, das in diesen Ausdrücken liegt, wäre so klar und deutlich, daß es gar nicht vergessen werden könnte: Standpunkt und Gesichtspunkt bedeuten durchaus etwas Räumliches einen Punkt im Raume. Da ist es nun schon verkehrt,

wie es manche so sehr lieben, von großen oder allgemeinen Gesichtspunkten zu reden. Man kann sich weder unter einem großen, noch unter einem allgemeinen Punkt etwas denken. Offenbar wird hier der Gesichtspunkt mit dem Gesichtskreise verwechselt. Wenn ich mich hoch aufstelle und die Dinge von oben betrachte, so überblicke ich mehr, als wenn ich unten mitten unter den Dingen stehe. Es ändert sich dann auch der Maßstab der Betrachtung: was mir unten groß, im übertragnen Sinne: wichtig, bedeutend erschien, schrumpft zusammen, ja verschwindet vielleicht ganz, wenn ich es von oben betrachte. Man kann also wohl von hohen und niedrigen Gesichtspunkten reden, aber nicht von großen und kleinen. Der Geist ist klein, der sich nicht zu höhern Gesichtspunkten aufschwingen kann, auch der Gesichtskreis eines solchen Geistes ist klein, aber ein Punkt ist und bleibt — ein Punkt, er kann weder klein noch groß sein.

Was muß sich aber der Gesichtspunkt sonst noch alles gefallen lassen! Er wird nicht nur berührt, dargelegt, ausgeführt, er wird auch beachtet, betont, hervorgehoben, geltend gemacht, herausgestellt, in den Vordergrund gestellt, verworfen, er wird zu Grunde gelegt, gewonnen, er wird in die Wagschale geworfen, und zwar so, daß er ins Gewicht fällt, er ist maßgebend, er berührt sich mit etwas, es wird etwas von ihm abgeleitet, es entspringt ihm etwas usw. Der Leser schüttelt den Kopf? Hier sind die Beispiele: zum Schluß möchte ich noch zwei Gesichtspunkte berühren — er legte die Gesichtspunkte dar, die den Ausschuß veranlaßt hätten, die Versammlung zu berufen — es würde mich zu weit führen, wenn ich den angedeuteten Gesichtspunkt näher ausführen wollte — die Prügelstrafe ist nicht nur brutal, sie ist auch ehrenrührig, und diesen wichtigen Gesichtspunkt muß man vor allen Dingen beachten — als der Redner diesen Gesichtspunkt scharf betonte — erfreulich ist es, daß der Herzog auch für das Gefühl vaterländischer Ehre empfänglich ist und bei der Berück-

sichtigung der Muttersprache diesen Gesichtspunkt besonders hervorhebt — neue Gesichtspunkte wurden in der Debatte nicht geltend gemacht — er wußte immer sofort die höhern Gesichtspunkte herauszustellen — man kann den Mittelstand sehr verschieden abgrenzen, je nach den Gesichtspunkten, die man in den Vordergrund stellt — auch der Gesichtspunkt, daß (!) man mit einer stattlichen Schrift dem Auslande imponiren müsse, ist nicht zu verwerfen — überhaupt möchten wir auf den Gesichtspunkt hinweisen, den alle Gerichte ihren Rechtsprechungen auf diesem Gebiete zu Grunde zu legen haben — ich hoffe, daß sich aus meiner Darlegung gesunde (!) Gesichtspunkte werden gewinnen lassen — hier fallen finanzielle (!) Gesichtspunkte schwer ins Gewicht — diese Frage bildet den maßgebenden Gesichtspunkt, von dem aus wir dem Problem nähertreten — dieser Gesichtspunkt der Theaterdirektion berührt sich in mannichfacher Beziehung mit dem Interesse des Publikums — die allgemeinen Gesichtspunkte, aus denen sich der kritische Vorrang der Originaldrucke lutherischer Schriften ableiten läßt, sind folgende — eine innere Kolonisation, die den oben gekennzeichneten Gesichtspunkten entspringt usw. In allen diesen Sätzen ist von dem Bilde, das in dem Worte Gesichtspunkt liegt, keine Spur mehr zu finden. Es bedeutet etwas ganz andres, es steht für Umstand, Thatsache, Grund, Ansicht, Gedanke, ja bisweilen steht es für — gar nichts, es wird als bloßes Klingklangwort gebraucht. Oder bedeutet der Satz: neue Gesichtspunkte wurden nicht geltend gemacht — irgend etwas andres als: neue Gedanken wurden nicht vorgebracht? der Satz: zum Schluß möchte ich noch zwei Gesichtspunkte berühren — irgend etwas andres als: zum Schluß möchte ich noch zweierlei berühren? Das völkerpsychologische Moment (!) ist für ihn der maßgebende Gesichtspunkt — kann man einen ganz einfachen und einfach auszudrückenden Gedanken in einen unsinnigern Wortschwall

einhüllen? Von solchen Sätzen wimmelt es aber jetzt in Büchern, Broschüren und Aufsätzen, tausende lesen darüber weg, haben das dumpfe Gefühl, irgend etwas gelesen zu haben, aber denken können sie sich nichts dabei.

Infolge des fortwährenden Mißbrauchs ist es denn auch dahin gekommen, daß dieses gute Wort, das ein so klares und deutliches Bild enthält, und das bisweilen kaum zu entbehren ist, einen lächerlichen Beigeschmack angenommen hat, sodaß man es in der Unterhaltung kaum noch anders als ironisch gebrauchen kann. Und eine weitere Folge ist, daß gewisse Leute, um das Wort zu vermeiden, es neuerdings durch Gesichtswinkel ersetzt haben, das nun freilich gleich von vornherein mit Recht dem Spott verfallen ist.

Das Können und das Fühlen

Eine richtige Modenarrheit ist es, gewisse Hauptwörter immer durch einen substantivirten Infinitiv zu umschreiben — wenns nicht manchmal bloßes Ungeschick ist! Und bloßes Ungeschick ist wohl anzunehmen, wenn jemand statt Ende schreibt: das Aufhören, oder statt Mangel: das Fehlen. Eine Modenarrheit aber liegt ohne Zweifel in der Art, wie jetzt das Wissen, das Können, das Wollen, das Fühlen und das Empfinden gebraucht wird — Wörter wie Kenntnis, Fähigkeit, Fertigkeit, Geschick, Absicht, Gefühl, Empfindung scheinen ganz vergessen zu sein. Den Anfang hatte wohl das Streben gemacht,*) dann kam das Wissen: er hat ein ganz hervorragendes Wissen. Jetzt spricht man aber auch von dichterischem Wollen: anfangs ein Dorfgeschichtenerzähler, wurde Rosegger allmählich ein Poet von großem Wollen — auch diese Kompositionen zeigen die künstlerische Zielbewußtheit (!) seines Wollens. In höchster Blüte aber steht das Können und das Fühlen: folgendes Gedicht mag das Können des Dichters veranschaulichen — das Konzert lieferte

*) Abgesehen natürlich von Infinitiven, die ganz zu Substantiven geworden sind, wie Leben, Essen, Vergnügen, Vermögen, Wohlwollen u. a.

einen glänzenden Beweis für das künstlerische (!) Können des Vereins — Beethoven widmete ihr die Cis-moll-Sonate, kein geringes Zeugnis für das musikalische Können der Angebeteten — die Dame hat sich unter dieser vortrefflichen Leitung bereits ein achtunggebietendes Können angeeignet — die Schüler sollen mit einem solchen Können des Deutschen aus der Schule gehen — Herr W. hat damit eine neue Probe seines bedeutenden gärtnerischen (!) Könnens gegeben (es handelt sich um ein Teppichbeet) — die Gedichte zeigen ein gesundes, ursprüngliches Fühlen — in allen Briefen giebt er nur dem einen Fühlen Ausdruck — Tilgner hat den Geist (!) des österreichischen Empfindens am besten zum Ausdruck gebracht usw. Es kann einem ganz schlimm und übel dabei werden.

Bedingen

Wie unter den Hauptwörtern Gesichtspunkt, so ist unter den Zeitwörtern das am unsinnigsten mißbrauchte Modewort jetzt bedingen. Der erste Band von Grimms Wörterbuch (1854) erklärt bedingen durch aushalten, bestimmen, ausnehmen. Im Sandersschen Wörterbuche (1860) sind folgende Bedeutungen aufgezählt und belegt: verpflichten, festsetzen, ausmachen, beschränken, von etwas abhängig machen, außerdem eine Anwendung, die bei Grimm fehlt, und die heute fast die einzige ist, in der das Wort gebraucht wird: eine Sache bedingt die andre, oder passiv: eine Sache ist oder wird durch die andre bedingt; das Aktivum erklärt Sanders hier durch notwendig machen, erheischen, erfordern, das Passivum durch abhängig sein von etwas.

Nun vergleiche man damit den heutigen Sprachgebrauch (der Sinn, in dem das Wort gebraucht ist, soll stets in Klammern hinzugefügt werden). Da schreiben die einen: eine Laufbahn, die akademische Vorbildung bedingt (vorausgesetzt, verlangt, erfordert, erheischt, notwendig macht — der große Aufwand, den die Aufführung dieser Oper bedingt (ebenso) — die ange-

gebnen Preise *bedingen* die Abnahme des ganzen Werkes (machen zur Pflicht) — die Ausgaben für Saalmiete, Beleuchtung und Annoncen *bedingen* einen Berg von Kosten (verursachen) — unsre ganzen Zeitverhältnisse *bedingen* den zurückgegangnen Theaterbesuch (sind die Ursache, bringen mit sich, sind Schuld an) — die Lage der Bergarbeiter zu studiren, ist es nötig, auch die Verhältnisse zu berühren, die diese Lage *bedingen* (schaffen, hervorbringen, hervorrufen, erzeugen) — der Sand- und Lehmboden *bedingt* eine besondre Flora (ebenso) — dieses Corset *bedingt* eleganten Sitz (!) des Kleides (schafft, bewirkt) — der humanistische Charakter des akademischen Studiums *bedingt* das ganze Wesen unsrer Universitäten (ist von Einfluß auf) — bei Lessing *bedingte* stets die kritische Einsicht das dichterische Schaffen (ebenso) — Thatsache ist, daß gewisse Affekte den Eintritt des Stotteranfalls *bedingen* (herbeiführen) — die Stellung der Thüren in den Wänden *bedingt* wesentlich die Nutzbarkeit der Räume (von ihr hängt ab) — nur körperliches Leiden (Laokoongruppe!) *bedingt* eine so gewaltsame Anspannung aller Muskeln (macht erklärlich, macht begreiflich) — dieser Zweck *bedingt* sowohl die Mängel als die Vorzüge des Werkes (aus ihm erklären sich) usw.

Nun der passive Gebrauch. Da wird geschrieben: die hohen Ränder des Sees und der dadurch *bedingte* Reichtum malerischer Wirkungen (geschaffne) — diese durch die Lage Englands *bedingte* Gunst des Glückes (ebenso) — durch die Verkehrserleichterungen ist ein Rückgang des Kommissionsgeschäfts *bedingt* worden (bewirkt worden, herbeigeführt worden) — die durch die Großstadt *bedingte* Vermehrung der Arbeitsgelegenheit (bewirkte, verursachte) — rascher Fortschritt wird durch zahlreiche Mitarbeiter *bedingt* (entsteht) — der Ausfall der Wahlen ist durch unzählige, nicht in der Macht der Regierung liegende Verhältnisse *bedingt* (hängt ab von) — die Zulassung zur Fakultät war durch den Nachweis des philosophischen Magistergrades *bedingt* (hing ab von) — der Erfolg des

Mittels war durch die Zuverlässigkeit der Leute bedingt (ebenso) — die Überholung Leipzigs durch Berlin ist durch die Macht der äußern Verhältnisse bedingt (ist die Folge) — diese Aussichtslosigkeit war durch die seit drei Jahren gemachte Erfahrung bedingt (war entstanden, war die Folge) — Glück wird durch Leistungsfähigkeit bedingt (entsteht) — die Gefahr für den innern Frieden ist durch den Gegensatz zwischen Besitz und Besitzlosigkeit bedingt (liegt in, beruht auf, entsteht aus) — die durch den Reichtum bedingten Lebensgenüsse (ermöglichten) usw.

Überblicken wir die angeführten Beispiele, so ergiebt sich folgendes. Die einen gebrauchen bedingen in dem Sinne von: zur Voraussetzung haben. A bedingt B — das heißt: A hat B zur Voraussetzung, A hängt von B ab, A ist undenkbar, wenn nicht B ist, A verlangt also, erheischt, erfordert B. Das ist die vernünftige und berechtigte Anwendung des Wortes; aus ihr erklärt sich das Wort Bedingung. Die Aufführung der Oper bedingt großen Aufwand — das versteht jedermann; es heißt: die Oper ist ohne großen Aufwand nicht aufführbar, der Aufwand ist die Voraussetzung, die Bedingung einer wirkungsvollen Aufführung.

Nun brauchen aber andre das Wort in dem Sinne von bewirken und den zahlreichen sinnverwandten Wörtern (schaffen, erzeugen, hervorbringen, hervorrufen, verursachen, zur Folge haben). A bedingt B — das heißt dann: A ist die Ursache von B; passiv ausgedrückt: B wird durch A bedingt heißt: B ist die Folge von A. Wie dieser Bedeutungswandel möglich sein soll, ist schwer zu begreifen; es ist nicht einzusehen, wie der Begriff der Voraussetzung zu dem der Schöpfung soll werden können.

Es wird aber noch ein weiterer Schritt gethan, namentlich in der passiven Anwendung des Wortes. B wird durch A bedingt — das heißt endlich nicht bloß: B wird durch A bewirkt, sondern B wird nur (!) durch A bewirkt, es kann durch nichts andres entstehen als durch A, also mit andern Worten: B hat

A *zur Voraussetzung*. Und da wären wir denn glücklich bei der vollständigen Verrücktheit angelangt. Denn wenn es ganz gleichgiltig sein soll, ob jemand sagt: A hat B zur Voraussetzung, oder B hat A zur Voraussetzung, B ist die Voraussetzung von A, oder A ist die Voraussetzung von B, wenn das beides (!) mit dem Satze soll ausgedrückt werden können: A bedingt B (oder passiv: B wird durch A bedingt), mit andern Worten: wenn es ganz gleichgiltig sein soll, ob jemand sagt *bedingen* oder *bedingt werden*, so ist das doch die vollständige Verrücktheit. Auf diesem Punkte stehen wir aber jetzt. Geschrieben wird: Glück *wird* durch Leistungsfähigkeit *bedingt* — die Zulassung zur Fakultät *wurde* durch den Magistergrad *bedingt*, also aktiv ausgedrückt: Leistungsfähigkeit *bedingt* Glück — der Magistergrad *bedingte* die Zulassung zur Fakultät. Gemeint ist aber: Glück *bedingt* (d. h. ist nicht denkbar ohne) Leistungsfähigkeit — die Zulassung zur Fakultät *bedingte* (d. h. war nicht zu erlangen ohne) den Magistergrad.

Man übertreibt nicht, wenn man den gegenwärtigen Gebrauch von *bedingen* etwa so bezeichnet: wenn der Deutsche eine dunkle Ahnung davon hat, daß zwei Dinge in irgend einem ursächlichen Zusammenhange stehen, aber weder Neigung noch Fähigkeit, sich und andern diesen Zusammenhang klar zu machen, so sagt er: das eine Ding *bedingt* das andre. In welcher Reihenfolge er dabei die beiden Dinge nennt, ob er sagt: Kraft *bedingt* Wärme oder: Wärme *bedingt* Kraft, ist ganz gleichgiltig; der Leser wird sich schon etwas dabei denken.

Soll man sich denn aber nicht darüber freuen, daß dieses Wort eine solche chamäleonartige Verwandlungsfähigkeit erlangt hat? Wenn es vor vierzig Jahren, wie die Wörterbücher zeigen, nur einen kleinen Bruchteil der zahlreichen Bedeutungen hatte, die es heute hat, so ist das doch ein Beweis für die wunderbare Triebkraft, die noch in unsrer Sprache lebt. Aus einem einzigen Wort entfaltet sie noch jetzt einen solchen Reichtum! — Die Sache ist doch wohl anders an-

zusehen. Wenn zwanzig sinn- und lebensvolle Wörter und Wendungen, die zur Verfügung stehen, und die die feinste Schattirung des Gedankens ermöglichen, verschmäht werden einem hohlen, ausgeblasnen Wortbalg wie diesem bedingen zuliebe, so ist das weder Reichtum noch Triebkraft, sondern nur eine alberne Mode und zugleich ein schlimmes Zeichen von der zunehmenden Verschwommenheit unsers Denkens.

Stellen und legen

Höchst merkwürdig ist es, daß man gleichzeitig mit bedingen, diesem abstraktesten aller Zeitwörter, jetzt Ausdrücke mit möglichst sinnlicher, handgreiflicher Bedeutung liebt. Die Fähigkeit, sich etwas vorzustellen (die Phantasie), ist zurückgegangen; alles will man sehen, alles betasten, alles mit Händen greifen. Nur so erklärt sich die außerordentliche Vorliebe für die Zusammensetzungen mit stellen und legen, die jetzt statt früherer Abstrakta Mode geworden sind. Stellen und legen — dazu braucht man keine geistige Anstrengung, das macht man mit den Händen. So wird denn jetzt nichts mehr vollendet, berichtigt, gesichert, geklärt, sondern alles wird fertiggestellt, richtiggestellt, sichergestellt, klargestellt, klargelegt, festgelegt usw. Man sieht, wir leben in dem Zeitalter der Technik und Mechanik.

Auf den ersten Blick scheint es ja, als ob sich die Wörter durch eine gewisse Anschaulichkeit empföhlen. Bei richtigstellen soll man wohl nicht an die Zeiger der Uhr denken, sondern eher an ein Bild, das falsch beleuchtet gewesen ist und nun in die richtige Beleuchtung gestellt wird, oder an Gerätschaften im Zimmer, die durch einander geraten sind und wieder auf ihren Platz gestellt werden; ähnlich, kann man sagen, werden Thatsachen, die verschoben sind, zurechtgerückt oder ins rechte Licht gestellt. Das läßt sich hören. Aber was soll fertigstellen sein? Das Wort kann doch vernünftigerweise nichts andres bedeuten, als eine Sache so lange hin- und herrücken, so lange an ihr

gleichsam herumstellen, bis sie — steht. Das will man aber doch gar nicht sagen, das Wort wird einfach für beendigen oder vollenden gebraucht; von einem Gemälde oder einem Romanmanuskript so gut wie von einer Schleuße oder einem Straßenpflaster heißt es: es ist fertiggestellt.*) Ganz thörichte Wörter sind klarlegen und klarstellen. Klar brauchen wir in sinnlicher Bedeutung nur von der Luft und von Flüssigkeiten.**) Wie soll man die auf eine feste Unterlage legen oder stellen? Beide Wörter sind gedankenlos gebildet nach freistellen und bloßstellen, freilegen, bloßlegen und lahmlegen. Gerade diese aber können den Unterschied zeigen: wie richtig sind sie gebildet! Wie anschaulich wird gesagt: den Dom freilegen (nämlich durch Wegreißen der Nachbarhäuser) oder: einen Schaden bloßlegen — unwillkürlich denkt man an den Arzt, der Haut und Muskeln auf die Seite legt, bis der verletzte Knochen bloßliegt, oder: einen in seiner Thätigkeit lahmlegen — denn wer gelähmt ist, der ist ja zum Liegen verurteilt! Besser ist festlegen gebildet; man redet z. B. davon, daß die Ostertage festgelegt werden sollen. Bisher hatten wir nur feststellen und festsetzen, aber beides drückt doch das nicht recht aus, was man sagen will: etwas bewegliches gleichsam aufschrauben, daß es sich nicht mehr rühren kann, etwa wie die Pfote eines Hündchens bei der Vivisektion. Gräßliches Bild! Aber man geht vielleicht nicht fehl damit, wenn man nach der Herkunft von festlegen sucht.

Fort oder weg?

Nichts weiter als eine Modeziererei ist es auch, daß man neuerdings das Adverbium weg zu verdrängen und überall fort an seine Stelle zu setzen

*) Neuerdings wird das Wort sogar für anfertigen, schaffen gebraucht; er hat sich ein paar neue Stiefel fertigstellen lassen — eine Sonate ist mit weniger Zeit und Mühe fertigzustellen als eine Symphonie!

**) Von festen Körpern nur in dem Sinne von zerkleinert: klarer Zucker, klares Holz.

sucht. Die Mode stammt aus dem Niederdeutschen, hat sich zunächst in das Berliner Deutsch eingedrängt und frißt nun von da aus weiter.

Unleugbar giebt es eine Anzahl von Zeitwörtern, bei denen zwischen weg und fort kein fühlbarer Unterschied ist. Aber ebenso sicher giebt es eine Anzahl andrer, bei denen bisher nicht bloß ein feiner, sondern ein ziemlich grober Unterschied gemacht worden ist, den alle guten Schriftsteller beobachtet haben und noch beobachten. Fort nämlich (verwandt mit vor und vorn) steht in dem Sinne von vorwärts, wobei meist ein bestimmtes Ziel vorschwebt; es wird überdies nicht bloß vom Raume, sondern auch von der Zeit gebraucht. Weg dagegen (dasselbe wie Weg) wird nur räumlich gebraucht und bedeutet: aus dem Wege, auf die Seite, wobei man mehr an ein Verschwinden denkt. In einer Volksmasse wird jemand mit fortgerissen, d. h. in die Strömung hinein, auch von Begeisterung wird jemand fortgerissen, z. B. dem hohen Ziele zu, zu dem uns der Künstler führen will; aber eine Mauer, ein Haus, ein Damm wird weggerissen. Wer aus der großen Stadt auf ein einsames Dorf zieht, kommt sich anfangs wie weggesetzt vor, aber nicht wie fortgesetzt. Der Bruder sagt zur Schwester: setze deine Malerei jetzt weg, wir wollen Klavier spielen; nach einer Stunde aber: es ist genug, setze deine Malerei nun fort. Wenn ich ein Bild abmale, auf dem auch ein Sperling dargestellt ist, so kann ich den Sperling weglassen, wenn ich aber einen lebendigen Sperling in der Hand habe, so kann ich ihn fortlassen. Auf sumpfiger Landstraße kann man schlecht fortkommen, aber bei einem verunglückten Geschäft kann man schlecht wegkommen. Von zwei Hunden, die aus einem Napfe saufen sollten, kann ich sagen: der große hat dem kleinen alles weggesoffen; ein bekannter § 11 aber lautet: es wird fortgesoffen. Wie alle diese Unterschiede auf einmal sollen verwischt werden können, ist unverständlich. Aber die Zahl derer, die sich einbilden, weg sei gemein, fort (oder vielmehr focht!) sei fein, wird immer

größer; man sagt nur noch: die beiden letzten Sätze der Symphonie wurden fortgelassen — wo wurden sie den hingelassen? die Mauern auf der Akropolis sind fortgebrochen worden — wo sind sie denn hingebrochen worden? Sie hatte das Bild fortgeschlossen — der Damm wurde durch Überschwemmung fortgerissen — es ist eine nicht fortzuleugnende (!) Thatsache — ich habe darüber fortgelesen (!) — meine Bleistifte kommen mir immer fort (!) — er hat mir meine Mütze fortgenommen (!) — so ist es richtig Berlinisch, und wer ein feiner Mann sein will, der macht es mit. Vielleicht setzt man sich auch noch über einen schweren Verlust fort oder spricht sich fortwerfend über jemand aus, und in den Berliner Gymnasien singt man vielleicht schon in Uhlands gutem Kameraden: ihn hat es fortjerissen, er liegt zu meinen Füßen usw.

Schwulst

Daß die Sprachmode wie die Kleidermode auch den Schwulst liebt, ist kein Wunder. Schon die bisherigen Beispiele haben es zum Teil gezeigt, aber es giebt noch viele andre. Auch die Sprache hat ihre Reifröcke, ihre Schinkenärmel, ihre Schleppen; die Sucht, sich möglichst breit auszudrücken, geht durch unsre ganze Schriftsprache. Wo für einen Begriff zwei Wörter zur Verfügung stehen, ein kurzes und ein langes, da wird gewiß immer das lange vorgezogen. Man schreibt nicht sein, haben, können, kommen, geben, sehen, sondern sich befinden (z. B. in großer Verlegenheit), besitzen, vermögen (die Hälfte der Bevölkerung vermag weder zu lesen noch zu schreiben), gelangen, verleihen (Ausdruck wird immer verliehen, nicht gegeben), erblicken. Und doch, wie unpassend ist das oft! Erblicken z. B. bezeichnet ja den Augenblick, wo ich etwas zu sehen anfange (vgl. S. 333), wo mir etwas ins Auge fällt, mag ich es nun vorher gesucht haben oder nicht: eine Stunde lang hatte ich mich in dem Menschengewühl nach ihm umgesehen, endlich erblickte ich ihn. Aber: ich erblicke darin einen großen Fehler,

oder: darin ist ein großer Fortschritt zu erblicken — wie jetzt immer geschrieben wird —, oder: die meisten haben sich verleiten lassen, in dem Märchen eine Verherrlichung des Freimaurertums zu erblicken — ist doch ganz sinnwidrig; denn da handelt sichs um eine dauernde Ansicht, und die kann nur durch das schlichte, einfache sehen ausgedrückt werden.

Zahllos sind die Fälle, wo ein einfaches Verbum ganz unnötigerweise durch eine Redensart umschrieben wird, wie Folge leisten, Verzicht leisten, Abbitte leisten u. ähnl., oder durch eine schleppende Weiterbildung verdrängt wird. Geld wird ja jetzt nicht mehr eingenommen und ausgegeben, sondern nur noch vereinnahmt und verausgabt. Die Kosten einer Sache werden nicht mehr so und so hoch angeschlagen, sondern veranschlagt. Prozente werden nicht mehr abgezogen, sondern verabzugt, Porto wird nicht ausgelegt, sondern verauslagt, und ein kluger, aufgeweckter Junge heißt nicht mehr glücklich angelegt, sondern beanlagt oder veranlagt. Lauter fürchterliche Wörter — aus dem Zeitwort erst ein Hauptwort gebildet, und aus dem Hauptwort dann wieder ein Zeitwort! Freilich sind sie nicht schlimmer als beauftragt, beansprucht (statt angesprochen), bevorzugt (statt vorgezogen), beeinflußt, bewerkstelligt (man überlege sich einmal, was Werkstelle heißt!), Wörter, an die wir uns längst gewöhnt haben, und die bei ihrem ersten Auftauchen für feinfühligere Ohren gewiß ebenso fürchterlich gewesen sind, wie für uns heute vereinnahmt und verauslagt; aber es ist doch gut, sich einmal des Schwulstes bewußt zu werden. Auch in der Häufung der Präfixe und Präpositionen vor den Zeitwörtern können sich manche gar nicht genug thun. Da werden anlangen und betreffen beide zu anbelangen und anbetreffen verlängert, man lebt sich in einen Gedanken hinein (statt ein), man führt ein Musikwerk mit Hinweglassung des Chors auf (statt: ohne Chor), vor allen Dingen aber bildet sich nichts mehr aus, sondern alles bildet sich heraus: schon lange vor Einführung

der Buchdruckerkunst hatte sich bei der Kirche die Sitte herausgebildet usw. Woherraus denn? Der Ausdruck hat etwas so gewaltsames, daß man die Sitte förmlich aus einem Krater hervorbrodeln sieht. Am Ende werden gar noch Trinksprüche hinausgebracht und einem ein paar Hiebe hinaufgezählt. Und welcher Schwulst, wenn jedes viel durch zahlreich, jedes oft durch häufig, jedes nur durch lediglich ersetzt, jedes sehr und mehr umschrieben wird durch: in hohem Grade, in ausgedehntem Maße, in höherm Grade, in erhöhtem Maße, jedes so durch: auf diese Art und Weise, oder wenn jemand Bericht erstattet nicht als Rektor oder Vorsitzender, sondern in seiner Eigenschaft als Rektor, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender, wenn schwere Bedenken oder Vorwürfe zu schwerwiegenden Bedenken und Vorwürfen, eine erste Aufführung und eine erste Einrichtung zu erstmaligen gemacht werden, (die erstmalige Zusammenkunft der deutschen Architekten fand 1842 in Leipzig statt),*) oder wenn immer von Vorahnung, Voranschlag, Vorbedingung, Rückerinnerung, Beihilfe, Herabminderung geredet wird, als ob man Bedingungen auch hinterher stellen, sich an etwas auch voraus erinnern oder irgend etwas hinaufmindern könnte!

Rücksichtnahme und Verzichtleistung

Erzeugnisse des Sprachschwulstes sind unter den Substantiven besonders die Zusammensetzungen mit nahme, die in neuerer Zeit so beliebt geworden sind: Parteinahme, Stellungnahme, Rücksichtnahme, Einsichtnahme, Anteilnahme, Abschriftnahme, sogar Einflußnahme und Rachenahme! Einige dieser Bildungen sind ganz überflüssig. Oder könnte es wirklich mißverstanden werden, wenn jemand sagt: er handelte ohne Rücksicht auf seine Freunde — lege mir die Papiere zur Einsicht vor — ich erhielt von

*) Wollen wir vielleicht auch weiter zählen: die zweitmalige, die drittmalige usw.?

ihm die Tafeln zur Abschrift? Was soll da das nahme? Offenbar soll es die Handlung ausdrücken. Aber die liegt doch deutlich genug in Rücksicht, Einsicht und Abschrift, fühlt man das gar nicht mehr? Recht thöricht ist Einflußnahme, denn Einfluß hat man entweder, oder man gewinnt ihn, man kann ihn auch zu gewinnen suchen, sich ihn sogar anmaßen, aber man „nimmt" ihn nicht. Anteilnahme (in Leipzig Ahnteilnahme ausgesprochen!) ist nichts als eine häßliche Verbreiterung von Teilnahme. Man scheint sich jetzt einzubilden, Teilnahme sei auf traurige Ereignisse, Unglücksfälle, Todesfälle u. dgl. zu beschränken, in allen andern Fällen müsse es Anteilnahme heißen. Ein vernünftiger Grund zu einer solchen Unterscheidung liegt nicht vor. Es wäre doch lächerlich, wenn nicht auch bei einem freudigen Ereignis meine Teilnahme genügte! Parteinahme und Stellungnahme scheinen auf den ersten Blick unentbehrlich zu sein, aber doch nur deshalb, weil man immer in ein Substantivum zusammenquetschen zu müssen glaubt, was man mit dem Verbum sagen sollte.

Wie mit Rücksichtnahme aber verhält sichs mit Hilfeleistung und Verzichtleistung; Hilfe und Verzicht sagen genau dasselbe. Aber Hilfe in der Not — das giebt es wohl noch im Volksmunde, der Zeitungsschreiber kennt nur noch Hilfeleistung im Notstande!

Anders, andersartig und anders geartet

Ein entsetzlicher Schwulst greift neuerdings unter gewissen Eigenschaftswörtern um sich: man fühlt nicht mehr oder thut, als ob man nicht mehr fühlte, daß diese Eigenschaftswörter eben die Eigenschaft, die Art eines Dinges bezeichnen, sondern glaubt, das noch besonders ausquetschen zu müssen, indem man das Wort Art zu Hilfe nimmt. Bildungen wie gutartig, bösartig und großartig sind ja schon alt und haben mit der Zeit einen Sinn angenommen, der sich von dem einfachen gut, böse und groß merklich unterscheidet,

wiewohl zwischen einem *bösen* Hund und einem *bösartigen* Hund, einer *großen* Auffassung und einer *großartigen* Auffassung ein recht geringer Unterschied ist. Aber schon *fremdartig* und *verschiedenartig* ist doch oft nichts als eine überflüssige Verbreiterung von *fremd* und *verschieden*. Oder wäre es wirklich nicht mehr deutlich, wenn man sagt: es ist dem innersten Wesen des Deutschen *fremd*, oder wenn man Gaslicht und elektrisches Licht *verschiednes* Licht nennt? Vollends unnötiger Schwulst aber ist in den meisten Fällen das neumodische *andersartig* für *anders*. Ist es etwa nicht mehr zu verstehen, wenn jemand sagt: die Befriedigung, die wir aus der Kunst schöpfen, ist eine ganz *andre*, als die, die uns die Natur gewährt? (Vgl. auch, was S. 346 über *eigen* und *eigenartig* gesagt ist.)

Nun begnügt man sich aber nicht mehr mit den Zusammensetzungen von *artig* — das scheint noch nicht schwülstig genug zu sein —, sondern man hat das herrliche Partizip *geartet* erfunden und schreibt nun nicht bloß von einer *anders gearteten* Zeit und *anders gearteten* Verhältnissen, sondern auch von einer *so gearteten* Begabung (statt von einer *solchen*), von *ähnlich gearteten* Unternehmungen (statt von *ähnlichen*) usw. Ist der heutige Sextaner *anders geartet* als der frühere? — man sah der Ausführung zwar mit *anders gearteter*, aber nicht geringerer Spannung entgegen — wären alle Deutschen Österreichs *so geartet* wie die Siebenbürger Sachsen — das Schöffengericht hat in einem ganz *ähnlich gearteten* Falle auf Freisprechung erkannt — mit der besondern Veranlassung war auch eine *besonders geartete* Zuhörerschaft gegeben — so spreizt man sich jetzt und ist dabei natürlich noch stolz auf seinen Scharfsinn, der den „subtilen" Unterschied zwischen *ähnlich* und *ähnlich geartet* ausgedifstelt hat.

Vielleicht erleben wirs noch, daß auch *anders geartet* nicht mehr genügt, und daß man sagt: die Befriedigung, die wir aus der Kunst schöpfen, ist eine ganz *andersartig geartete*, als die, die uns die

Natur gewährt. Breiter könnte dann der Ausdruck beim besten Willen nicht genudelt werden.

Haben und besitzen

Wozu es führt, wenn man ein kurzes Zeitwort immer gedankenlos und aus bloßer Neigung zur Breite durch ein längeres ersetzt, zeigt am besten der Mißbrauch von besitzen für haben. Die Grundbedeutung von haben ist halten, in der Hand haben. Aus ihr hat sich dann leicht die des Eigentums, des Besitzes entwickelt, wie sie deutlich in Habe vorliegt. Aber damit ist die Anwendung des Wortes nicht erschöpft: mit haben läßt sich fast jeder denkbare Zusammenhang, jedes denkbare Verhältnis zwischen zwei Dingen ausdrücken. Besitzen dagegen bedeutet ursprünglich auf etwas sitzen. Das erste, was der Mensch „besaß," war unzweifelhaft der Grund und Boden, auf dem er saß. Noch im siebzehnten Jahrhundert „besaß" der Richter die Bank, der Reiter das Pferd, die brütende Henne die Eier. Vom Grund und Boden ist das Wort dann auf andre Dinge übertragen worden, die unser Eigentum sind, vor allem auf das Haus, das auf dem Grund und Boden errichtet ist — auch dieses „besitzt" man noch im eigentlichen Sinne des Wortes, man sitzt drin, man ist „Insasse" des Hauses —, dann auch auf alle fahrende Habe, auf allen Hausrat und endlich auf das liebe Geld. Damit ist aber die sinngemäße Anwendung des Wortes erschöpft.

Bedenklich ist es schon, Kinder als Besitztum der Eltern zu bezeichnen: er besaß vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Eltern haben Kinder, aber sie besitzen sie nicht. Dasselbe gilt von dem Verhältnis des Herrn zum Diener, des Herrschers zu den Unterthanen, des Freundes zum Freunde. Es ist abgeschmackt, zu schreiben: er hatte viele sympathische Züge, und doch besaß er keinen Freund. Wer die Abgeschmacktheit nicht fühlen sollte, der kehre sich die Verhältnisse um; wenn Eltern Kinder, ein Herrscher Unterthanen „besitzt," dann „besitzen" auch Kinder

Eltern und Unterthanen einen Herrscher. In der That schreckt man auch davor schon nicht mehr zurück; man schreibt: er *besaß Eltern*, die thöricht genug gewesen waren, in seinen Kinderjahren die Keime der Genußsucht in seinem Herzen zu pflegen — Tycho Brahe *besaß* auch entfernte *Verwandte* in Schweden — Preußen *besitzt* in den Hohenzollern ein *Herrschergeschlecht*, um das es jedes andre Land beneiden kann. Ist das richtig, dann kann man schließlich auch einen Onkel, einen Großvater, einen Gönner, einen Widersacher „besitzen," eine Stadt kann einen Bürgermeister, eine Kompagnie einen Hauptmann „besitzen."*)

Ebenso bedenklich ist es, einen Teil unsers eignen Selbst, also entweder den Körper oder den Geist oder einen Teil des Körpers als unser Besitztum zu bezeichnen und zu schreiben: er *besaß* einen kräftigen, wohlgebauten *Körper* — sie *besaß* eine feine, schmale, wohlgepflegte *Hand* (in neuern Romanen sehr beliebt!) — er *besaß* ein *Ohr* für den Pulsschlag der Zeit — die Soldaten möchten bedenken, daß die Schwarzen auch ein *Herz besäßen*. Derselbe Fall ist es, wenn Bestandteile einer Sache als Besitztum der Sache bezeichnet werden, z. B.: das Buschweidenröschen *besitzt* einen unterirdischen wurzelartigen *Stengel* — diese Schaftstiefel *besitzen Doppelsohlen*, oben von Leder, unten von Blech — für diese Fälle dienen Glashahnbüretten, die an einer Stelle des Gummischlauchs einen *Glashahn besitzen* — wir reden ohne Anstand von Fensterscheiben, die doch zumeist vier *Ecken besitzen*.

Unzählig aber sind nun die Fälle, wo gar äußere oder innere Eigenschaften einer Person oder Sache, Zustände, Empfindungen, Geistesthätigkeiten und ähnliches unsinnigerweise als Besitztum der Person oder Sache hingestellt werden. Da schreibt man z. B.: dieser Orden wird auch an solche Leute verliehen, die keinen *Hofrang besitzen* — Herr R. *besaß* damals ein

*) Eine Leipziger Zeitung schrieb neulich: das Rathaus *besitzt* denselben Baumeister wie die Pleißenburg!

Engagement in Leipzig — so wenig wird man begriffen, wenn man die Eigenschaften des Künstlers besitzt — K. besitzt dazu weder das reife, ruhige Urteil, noch die nötige Sachlichkeit, ja auch nur die nötige Wahrheitsliebe — unsre Juden besitzen nicht die Feinheit der Empfindung, vor dieser deutlichen Ablehnung zurückzutreten — die Bodenreform besitzt eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Sozialdemokratie — der hochgeehrte Rat wolle die Güte besitzen, unser Gesuch wohlwollend in Erwägung zu ziehen — entscheidend ist die Frage, ob die bedeutendern Künstler diese Kennzeichen des Klassizismus besitzen oder nicht — fast alle englischen Offiziere besitzen Spitznamen — beide Bauten besitzen einen langgestreckten, rechteckigen Grundriß — die Passage besitzt eine Länge von dreiundvierzig Metern — die Cigarre besitzt einen schönen, angenehmen Brand — diese Sprachen besaßen nur die Stellung von Mundarten — man muß sich bewußt bleiben, daß diese Unterscheidung keinen theoretischen, sondern nur einen praktischen Wert besitzt — priesterlicher Gesang kann nicht die Töne besitzen, aus denen das leise Erzittern des frommen Herzens spricht — für die moderne Revolution besitzen Dichter und Denker kaum eine geringere Bedeutung, als die Männer der That — Elisabeth besaß ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse der Nation — die Herren Auer und Liebknecht besitzen gewiß ein großes Interesse daran, das festzustellen — die Landstreicher zerfallen in solche, deren Streben darauf gerichtet ist, bald wieder Arbeit zu finden, und solche, die dieses Streben nicht besitzen — die Behörden besaßen keine Ahnung von den ihnen obliegenden Pflichten — wer mit dem Volksleben nicht die geringste persönliche Fühlung besitzt — er besaß die moralische Überzeugung von ihrer Unschuld — die Neuberin besaß jedenfalls mehr Begeisterung für die Kunst als Pollini — jeder Preuße, der die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt — Leute, die gern Konjekturen machen, besitzen hier ein ergiebiges Arbeitsfeld — gegen die

Diphtheritis besitzen die Naturärzte eine Behandlung von ausgezeichnetem Heilerfolg — der Entschlafene besitzt ein volles Anrecht darauf, daß wir ihn durch Worte dankbarer Erinnerung ehren — es traten Persönlichkeiten auf, die zum Klagen nicht den geringsten Grund besaßen usw.

Ein Recht auf eine Sache kann gewiß unter Umständen als eine Art wertvollen Besitztums aufgefaßt werden. Dasselbe gilt von Kenntnissen und Fertigkeiten. Aber das meinen doch die gar nicht, die gedankenlos so etwas hinschreiben, wie daß der Entschlafene (!) ein Anrecht auf dankbare Erinnerung „besitze.“ Haben kann auch ein Entschlafner noch alles mögliche, besitzen kann er schlechterdings nichts mehr. Aber auch der Lebende kann alle die andern schönen Dinge, wie Begeisterung, Streben, Interesse, Verständnis, wohl haben, aber nicht besitzen. Güte haben ist ja nur eine verbreiternde Umschreibung von gut sein, Ähnlichkeit haben eine Umschreibung von ähnlich sein. Das sind aber doch Eigenschaften, keine Besitztümer.

Vollends lächerlich ist es, wenn Eigenschaften oder Zustände, die einen Schaden oder Mangel bilden, als Besitztümer bezeichnet werden. Und doch wird geschrieben: das Leiden, das er besaß, war eine Blasenfistel — beim Verhör stellte sich heraus, daß er eine tiefe Wunde am Jochbein sowie eine Schußwunde oberhalb der Herzgegend besaß. Ja sogar Schulden werden als Besitztum hingestellt: das Reich und die Einzelstaaten besitzen gegenwärtig etwas über zehn Milliarden Staatsschulden. Nettes Besitztum!

Aber auch das bloße Dasein, Vorhandensein, Bestehen einer Sache an irgend einem Orte, in einem bestimmten örtlichen Umkreis oder sonstigen Bereich läßt sich wohl mit haben ausdrücken, aber nicht mit besitzen. In Leipzig sind sechs Bahnhöfe, oder: in Leipzig giebt es sechs Bahnhöfe — dafür kann man auch sagen: Leipzig hat sechs Bahnhöfe. Aber zu schreiben: Leipzig besitzt sechs Bahnhöfe, ist Unsinn. Leipzig besitzt eine Anzahl Waldungen, Rittergüter,

auch öffentliche Gebäude, aber seine sechs Bahnhöfe hat es nur. Ebenso verhält sichs in folgenden Sätzen: Mecklenburg besitzt bekanntlich noch eine ständische Vertretung — diese Richtung besaß in Berlin eifrige Anhänger — die englischen Universitäten besitzen keine pädagogischen Seminare — die Neue Züricher Zeitung besitzt einen Berichterstatter — die Fabrik kann nicht den Anspruch erheben, ein besonders ausgewähltes Arbeitermaterial zu besitzen — die katholische Kirche besitzt Segensformeln usw. Auf die Spitze getrieben erscheint der Unsinn, wenn die Angabe des Ortes wegfällt und nur gesagt werden soll, daß eine Sache überhaupt dasei. Anstatt: es ist das die älteste Nachricht, die es hierüber giebt — kann man auch sagen: es ist das die älteste Nachricht, die wir hierüber haben, wir, nämlich alle, die sich mit der Sache beschäftigen. Welch thörichtes Gespreiz aber, dafür zu schreiben: es ist das die älteste Nachricht, die wir darüber besitzen — wir besitzen zwei Bücher, die sich in größerer und geringerer Ausdehnung mit Meißner beschäftigen — Weltrichs Buch ist die beste wissenschaftliche Biographie Schillers, die wir besitzen.

Die Neigung, besitzen zu schreiben, wo haben gemeint ist, ist freilich nicht von heute und gestern, sie findet sich schon zu Anfange dieses Jahrhunderts, ja schon im vorigen Jahrhundert. Man denke nur an die Worte des Schülers im Faust:

> Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
> Kann man getrost nach Hause tragen,

oder an den Goethischen Spruch:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Hat auch Religion;
> Wer jene beiden nicht besitzt,
> Der habe Religion.

Sieht man sich aber die Stellen, wo so geschrieben ist, näher an, so sieht man, daß es meist mit Absicht geschehen ist, weil eben die Sache, um die sichs handelt, als eine Art von Besitztum hingestellt werden soll, oder es ist der Abwechslung, des Reims, des Rhythmus

wegen geschehen.*) Zur gedankenlosen Mode ist es erst in unsrer Zeit ausgeartet. Nun hat es aber auch so um sich gegriffen, daß man auf alles gefaßt sein muß. Es ist gar nicht undenkbar, daß wir noch dahin kommen, daß einer auch Recht oder Unrecht besitzt, Zeit zu einer Arbeit, Lust zu einer Reise besitzt, Hunger und Durst besitzt, schlechte Laune besitzt, das Scharlachfieber besitzt usw.

Verbalsurrogate

Zum Sprachschwulst gehört auch die immer weiter fressende, kaum noch irgend einen Thätigkeitsbegriff verschonende Umschreibung einfacher Zeitwörter durch ziehen und bringen im Aktivum, gezogen oder gebracht werden, kommen, gelangen und finden im Passivum. Es wird ja nichts mehr erwogen, überlegt, betrachtet, berücksichtigt, sondern alles wird in Erwägung gezogen, in Überlegung, in Betracht, in Berücksichtigung gezogen. Es wird nichts mehr vorgelegt, vorgetragen, aufgeführt, dargestellt, wiederhergestellt, ausgeführt, durchgeführt, angeregt, angerechnet, vorgeschlagen, angezeigt, verkauft, verteilt, versandt, ausgegeben, angewandt, erledigt, entschieden, erfüllt, sondern alles wird zur Vorlage gebracht, zum Vortrag gebracht, zur Aufführung oder zur Darstellung gebracht, zur Ausführung oder zur Durchführung gebracht, in Anregung, in Anrechnung, in Vorschlag gebracht, zur Anzeige, zum Verkauf, zur Verteilung, zur Versendung gebracht, zur Ausgabe, zur Anwendung, zur Erledigung, zur Entscheidung, zur Erfüllung gebracht, oder es kommt oder gelangt zum Vortrage, zur Aufführung, zur Wiederherstellung, in Vorschlag, zur Anzeige, es findet Anwendung, Erledigung usw. Ein Buch wird nicht mehr gedruckt und ausgegeben, sondern erst gelangt es zum Druck, und dann ge-

---

*) Anders in „Künstlers Erdewallen," wo es von dem Kunstschatz des Reichen heißt: „Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur."

langt es zur Ausgabe. Die Train-Depot-Offiziere fallen nicht weg, sondern sie gelangen zum Fortfall. Grund und Boden gelangt zur Aufforstung, alte Schiffe gelangen zur Außerdienststellung, Rinder und Schweine gelangen zur Schlachtung, ja sogar eine Ratsvorlage gelangt bei den Stadtverordneten zur Ablehnung (als ob es Ziel und Bestimmung der Ratsvorlagen wäre, abgelehnt zu werden), und wenn die Pferdebahndirektion ihren Fahrpreis herabsetzt, so macht sie bekannt: Wir bringen hiermit zur Kenntnis, daß der seither giltige Fahrpreis von 15 Pfennigen in Wegfall kommt und der neue Tarifsatz von 10 Pfennigen zur Erhebung gelangt. So ist es richtiger Amtsstil!

Zum Schwulst gesellt sich aber hier noch etwas andres: die höchst bedenkliche Neigung, den Verbalreichtum der Sprache gleichsam auf ein paar Formeln abzuziehen, die alles Flektiren überflüssig machen. Wer von diesen sechs oder sieben Verbalsurrogaten glücklich noch ein Tempus und einen Modus bilden kann, der braucht sich nicht mehr mit Ablautsreihen und schwankenden Konjunktiven zu quälen. Wie sich das Französische für das Futurum ein Surrogat geschaffen hat in seinem avoir mit dem Infinitiv, wie das Deutsche auf dem besten Wege ist, sich für den Konjunktiv des Imperfekts ein Surrogat zu schaffen in würde mit dem Infinitiv, so ersetzen wir vielleicht in hundert Jahren das Verbum überhaupt durch bringen und gelangen mit einem Substantiv und sagen: amo, ich bringe zur Liebung — amor, ich gelange zur Liebung.

Anläßlich, gelegentlich usw.

Unrettbar dem Schwulst verfallen sind unsre Präpositionen. Als Präpositionen gebrauchte man früher eine Menge kleiner Wörtchen, die aus zwei, drei, vier Buchstaben bestanden. In unsern Grammatiken findet man sie auch jetzt noch verzeichnet, dieses lustige kleine Gesindel: in, an, zu, aus, von, auf, mit, bei, vor, nach, durch usw.; in unserm heutigen Amts- und Zeitungsdeutsch aber fristen sie nur noch ein kümmer-

liches Dasein, da sind sie verdrängt und werden immer mehr verdrängt durch schwerfällige, schleppende Ungetüme, wie: *betreffs, behufs, zwecks, seitens, angesichts, mittelst, vermittelst, vermöge, bezüglich, hinsichtlich, rücksichtlich, einschließlich, ausschließlich, anläßlich, gelegentlich, inhaltlich, ausweislich, antwortlich, abzüglich, zuzüglich, zusätzlich, vorbehältlich* usw. Wie lange wird es dauern, so wird in unsern Grammatiken der Abschnitt über die Präpositionen vollständig umgestaltet werden müssen; diese Ungetüme werden als unsre eigentlichen Präpositionen verzeichnet, die alten, wirklichen Präpositionen in — die Sprachgeschichte verwiesen werden müssen.

Früher wurde einer, der *mit* einem Messer gestochen worden war, mit einer Droschke ins Krankenhaus gebracht; so wird auch heute noch gesagt. In der Zeitung geschieht es aber nur noch *vermittelst* eines Messers und *vermittelst* einer Droschke. Ein herrliches Wort, dieses *vermittelst*! Dem Anschein nach eine Superlativbildung, aber wovon? Ein Adjektivum *vermittel* giebt es nicht, nur ein Zeitwort *vermitteln*. Daran denkt aber doch niemand bei *vermittelst*. Offenbar ist das Wort in schauderhafter Weise verdorben aus *mittels*,*) dem Genitiv von *Mittel*, der in ähnlicher Weise zur Präposition gepreßt worden ist wie *behufs* und *betreffs*, zu denen sich neuerdings noch *zwecks*, *mangels* und *namens* gesellt haben — lauter herrliche Erfindungen.**) Das Zwischenglied wäre dann *mittelst*, das es ja auch giebt; fürstliche Personen reisen stets *mittelst* Sonder=

*) Das t ist dasselbe unorganische Anhängsel wie in *jetzt* und *selbst* (entstanden aus *selbes*, dem Genitiv von *selber*). In Leipzig sagt das Volk auch *anderst*, *Rußt*, *Harzt*.

**) Früher hieß es: *im Namen* des Königs, *aus Mangel* an genügendem Angebot, jetzt nur noch *namens* des Königs — *mangels* genügenden Angebots. Schon der häßliche Gleichklang, der ganz unnötigerweise durch die Häufung der Genitiv=s entsteht, hätte von solchen Bildungen abhalten sollen. Aber manche Leute sind ganz vernarrt in diese Genitive; liest man doch auch schon: *anfangs* (!) Oktober — *eingangs* (!) der sächsischen Schweiz u. ähnl.

zugs, und ein „Etablissement," das früher mit oder durch Gas erleuchtet wurde, wird jetzt natürlich mittelst Elektrizität erleuchtet, Handelsartikel, die früher mit der Hand hergestellt wurden, werden jetzt mittelst Maschinen gewonnen, ja es geht soweit, daß sogar ausgediente Mannschaften mittelst Musik auf den Bahnhof gebracht werden!

Daß zu unter anderm auch den Zweck bezeichnet, ist dem Beamten und dem Zeitungsschreiber gänzlich unbekannt. Früher verstand man es sehr gut, wenn einer sagte: er ist der Polizeibehörde zur Einsperrung überwiesen worden — die Nummern sind zur Registrirung beigefügt worden; jetzt heißt es nur noch: behufs oder noch lieber zwecks Einsperrung, zwecks (oder zum Zwecke) der Registrirung, zwecks Feststellung der Krankenkassenbeiträge, zwecks Stellungnahme usw. Behufs Bildung einer Berufsgenossenschaft — behufs Wahrung des Prestiges der italienischen Flagge — ein Bündnis Englands mit Rußland zwecks Niederhaltung Deutschlands — die Schülerinnen sollen zwecks Schonung ihrer Augen acht Tage vom Unterrichte dispensirt werden und dann zwecks erneuter Untersuchung sich wieder in der Schule einfinden — so hufst und zweckeckst es unaufhörlich durch die Spalten unsrer Zeitungen.

Einen Brief fing man früher an: auf dein Schreiben vom 17. teile ich dir mit —; jetzt heißt es nur noch: antwortlich (oder in Beantwortung oder Erwiderung) deines Schreibens. Früher verstand es jedermann, wenn man sagte: nach der Betriebsordnung oder nach den Bestimmungen der Bauordnung, nach dem Standesamtsregister, nach Paragraph 5, das Volk spricht auch heute noch so; in den Bekanntmachungen der Behörden aber heißt es nur: auf Grund der Betriebsordnung, inhaltlich der Bestimmungen der Bauordnung, ausweislich des Standesamtsregisters, in Gemäßheit von Paragraph 5. Also statt einer einsilbigen Präposition ein so fürchterliches Wort wie Gemäßheit, flankirt von zwei Präpositionen, in und von! Früher sagte man: nach seinen Kräften, bei der herrschenden Verwirrung,

durch den billigen Zinsfuß — jetzt nur noch: nach Maßgabe seiner Kräfte, angesichts der herrschenden Verwirrung, vermöge des billigen Zinsfußes. Eine Festschrift erschien früher zum Geburtstag eines Gelehrten, beim Jubiläum eines Rektors, zur Enthüllung eines Denkmals, jetzt nur noch aus Anlaß oder anläßlich des Geburtstages, gelegentlich des Jubiläums, bei Gelegenheit der Enthüllung. Bei dem Auftreten der Influenza hat sich gezeigt — in den Verhandlungen über den Entwurf wurde bemerkt — auf der Weltausstellung in Sydney traten diese Bestrebungen zuerst hervor — versteht das niemand mehr? Es scheint nicht so, denn jetzt heißt es: gelegentlich des Auftretens der Influenza — gelegentlich der über den Entwurf gepflogenen (!) Verhandlungen — bei Gelegenheit der Weltausstellung in Sydney. Für wegen wird nur noch aus Anlaß gesagt: der Botschafter X hat sich aus Anlaß einer ernsten Erkrankung seiner Gemahlin nach B. begeben. Für über heißt es nur noch betreffs oder bezüglich: das letzte Wort betreffs der Expedition ist noch nicht gesprochen — die Mitteilung der Theaterdirektion bezüglich der Neueinstudirung des Don Juan war verfrüht. Früher verstand es jeder, wenn gesagt wurde: mit der heutigen Versammlung sind dies Jahr zehn Versammlungen gewesen, ohne die heutige neun; jetzt muß geschrieben werden: einschließlich der heutigen Versammlung, ausschließlich der heutigen Versammlung. Unsre Kaufleute reden sogar davon, was eine Ware zu stehen komme zuzüglich der Transportkosten, abzüglich der Fracht oder zusätzlich der Differenz, statt: mit den Transportkosten, ohne die Fracht, samt der Differenz, was man doch auch noch verstehen würde, und ein Verein macht bekannt, daß er den Jahresbeitrag zuzüglich der dadurch entstehenden Kosten durch Postauftrag erheben werde, statt samt oder nebst den Kosten. Ein Betrüger ist mit 10000 Mark entflohen — ist das nicht deutlich? Der Zeitungsschreiber sagt: unter Mitnahme von 10000 Mark! Endlich: mit Zuhilfename von, unter Zugrundelegung

von, in der Richtung nach, in Höhe von, an der Hand von (jetzt sehr beliebt: an der Hand der Statistik), was sind alle diese Wendungen anders als breitspurige Umschreibungen einfacher Präpositionen, zu denen man greift, weil man die Kraft und Wirkung der Präpositionen nicht mehr fühlt oder nicht mehr fühlen will? Ohne Zuhilfenahme von fremdem Material — was heißt das anders als: ohne fremdes Material? Der Staatsanwalt machte an der Hand einer Reihe von Strafthaten (!) die Schuld des Angeklagten wahrscheinlich — was heißt das anders als: mit oder an einer Reihe? Ist es nötig, daß in Bekanntmachungen einer Behörde geschrieben wird, daß ein gewisser Unternehmer eine Kaution in Höhe von 1000 Mark zu erlegen habe, daß eine Straße neu gepflastert werden solle in ihrer Ausdehnung von der Straße A bis zur Straße B? Sind wir so schwachsinnig geworden, daß wir eine Kaution von 1000 Mark nicht mehr verstehen, uns bei dem einfachen von — bis keine Strecke mehr vorstellen können? Muß das alles besonders ausgequetscht werden? Rührend ist es, wenn der „Portier“ auf dem Bahnhof ausruft: Abfahrt in der Richtung nach Altenburg, Plauen, Hof, Bamberg, Nürnberg usw. Der Büreaumensch, der das ausgeheckt hat, verdiente zum Geheimen Regierungsrat ernannt zu werden! Er wird es längst sein. Bei einem bloßen nach könnte sich ja ein Reisender beschweren und sagen: Ich wollte nach Gaschwitz fahren, das ist nicht mit ausgerufen worden, nun bin ich sitzen geblieben. Aber in der Richtung nach — da kann sich niemand beschweren. Ja, wir sind klug und weise!

Seitens

Der größte Greuel aber auf dem Gebiete unsers ganzen heutigen Präpositionenschwulstes ist wohl das Wort seitens; es ist zu einer wahren Krankheit am Leibe unsrer Sprache geworden. Zunächst ist es schon eine garstige Bildung. In den vierziger und fünfziger Jahren schrieben die Beamten und Zeitungsschreiber

beim passiven Verbum mit Vorliebe von Seiten statt des einfachen von (ebenso auf Seiten statt bei). Das war natürlich unnötiger Schwulst, aber es war doch wenigstens richtig, ja man konnte sich sogar über den schwachen Dativ Seiten freuen, den sich heute niemand mehr zu bilden getrauen würde. Mit der Zeit wurde aber doch selbst den Kanzlei- und Zeitungsmenschen dieses ewige von Seiten zu viel. Statt nun das einzig vernünftige zu thun und wieder zu dem einfachen von zurückzukehren, ließ man das von weg und sagte nur noch seiten. Aber das dauerte auch nicht lange. Kaum war die Neubildung fertig, so wurde sie einer abermaligen Umbildung unterzogen, man hängte gedankenlos, verführt durch Genitive wie behufs, betreffs, ein unorganisches s an den schwachen Dativ,*) und so entstand nun dieses Jammerbild einer Präposition, das heute das Leib- und Lieblingswort der gesamten deutschen Amts- und Zeitungssprache ist. So wie man eine Zeitung in die Hand nimmt, das erste Wort, das einem in die Augen fällt, ist: seitens. Die kleinen Pfennignotizen der Lokalreporter fangen gewöhnlich gleich damit an; wenn nicht, dann stehts gewiß auf der zweiten oder dritten Zeile. Da es die Zeitungssprache immer mehr verlernt, ein Ereignis im Aktivum mitzuteilen, da sie mit Vorliebe im Passivum erzählt, sodaß das Objekt zum grammatischen Subjekt und das logische Subjekt zum äußerlichen Agens wird, von beim Passivum ihr aber gänzlich unbekannt geworden ist, so kann sie thatsächlich nicht die kleinste Mitteilung mehr machen ohne seitens. Die Regierung, der Bundesrat, das Ministerium, der Magistrat, die Polizeidirektion, das Stadtverordnetenkollegium — sie alle thun nichts mehr, sondern alles wird gethan,

*) Ein solches s drängt sich freilich gar zu gern ein, man denke an vollends, bereits, öfters, nirgends, zusehends, durchgehends, allerdings, schlechterdings (um 1700 noch aller Dinge, schlechter Dinge). Bei den meisten dieser Wörter fühlen wir gar nicht mehr das Unorganische des s, höchstens noch bei öfters. Wir fühlen es aber sofort wieder, wenn wir das süddeutsche und österreichische weiters und durchwegs hören!

alles geschieht, erfolgt, findet statt *seitens* der Regierung, *seitens* des Bundesrates, *seitens* des Ministeriums, *seitens* des Magistrats, *seitens* der Polizeidirektion usw. Dem fortschrittlichen Kandidaten konnte *seitens* der Gegner nichts nachgesagt werden — die Maschinen können *seitens* der Interessenten jederzeit besichtigt werden — gegen solche Unart muß endlich einmal mit Ernst vorgegangen werden, *seitens* der Schule, *seitens* der Polizei, aber auch *seitens* des Publikums — es liegt darin etwas verletzendes, auch wenn dies weder *seitens* des Dichters, noch *seitens* der Darsteller beabsichtigt sein sollte; das Stück wurde *seitens* des Publikums einstimmig abgelehnt — anders wird gar nicht mehr geschrieben. Aber auch bei aktiven Verben heißt es: zahlreiche Klagen sind *seitens* (!) einflußreicher Personen eingelaufen — *seitens* des Herrn Polizeipräsidenten ist uns nachstehende Bekanntmachung zugegangen — *seitens* der Kurie hat man (!) sich noch nicht schlüssig gemacht — *seitens* der Regierung giebt man (!) sich der bestimmten Hoffnung hin. Und hier wird nun *seitens* auch für *bei* gebraucht: dabei stieß er *seitens* des Generalgouverneurs auf große Schwierigkeiten (statt: *bei* dem Generalgouverneur!) — wie er denn auch vielfache Anerkennung *seitens* der wissenschaftlichen Welt (*bei* der wissenschaftlichen Welt!) gefunden hat — das Werk wird dadurch an Teilnahme und Gunst *seitens* der Berliner (*bei* den Berlinern!) nichts einbüßen. Für den garstigen Gleichklang, der entsteht, wenn hinter *seitens* nun immer wieder Genitive auf *s* kommen, für dieses unaufhörliche Gezisch hat der Papiermensch kein Ohr. Will er ja einmal abwechseln, auf das einfache, vernünftige *von* oder gar auf das Aktivum verfällt er gewiß nicht; dann schreibt er lieber: *englischerseits*, *staatlicherseits*, *kirchlicherseits*, *päpstlicherseits*, *ministeriellerseits*, *landwirtschaftlicherseits*, ja sogar *unterrichteterseits* oder: *regierungsseitig*, *eisenbahnseitig*, *prinzipalseitig*: die Gehilfenschaft hatte die Frage in ein Gleis gebracht, an dem sich *prinzipalseitig* nichts aussetzen ließ! Ein Tierarzt macht darauf

aufmerksam — die Judenfeinde behaupten — pfui, wie simpel! Der Zeitungsschreiber sagt: tierärztlicherseits wird darauf aufmerksam gemacht — antisemitischerseits (— ◡ ◡ — ◡ ◡ —) wird behauptet. So klingts vornehm!

Damit ist aber der Wirkungskreis des garstigen Wortes noch nicht erschöpft. Seitens wird nicht nur mit Verben, es wird auch mit Verbalsubstantiven verbunden. Da schreibt man: die Beiträge zur Unfallversicherung seitens der Arbeitsherren — die Vorführung eines Spritzenzugs seitens des Branddirektors — die Behandlung der Frauen seitens der Männer — die Aufnahme des Gesandten seitens des Königs — die Abneigung gegen die Angestellten seitens der Einwohnerschaft — der Übergang über die Parthe seitens der Nordarmee — die allgemeine Benutzung der Lebensversicherung seitens der ärmern Klassen — ein Opfer von 3000 Mark seitens der Stadt — die Besitznahme dieses Küstengebiets seitens der Franzosen — die Unsitte des Trampelns im Theater seitens der Studenten — der schädigende Einfluß der Verletzung der Glaubenspflichten seitens eines Kirchenmitgliedes — das Dementi der Nachricht von der Audienz des Herrn H. beim Kaiser seitens der Konservativen Korrespondenz — Zeitungen wie Bücher sind voll von solchen Verbindungen! Wie soll man sie denn aber vermeiden? in allen diesen Beispielen ist doch ohne seitens gar nicht auszukommen? Nun, wie sind denn unsre Vorfahren ohne das Wort ausgekommen? Entweder durch vernünftige Wortstellung: die Beiträge der Arbeitsherren zur Unfallversicherung — der Übergang der Nordarmee über die Parthe — ein Opfer der Stadt von 3000 Mark; oder indem man die Präposition durch benutzte: die Behandlung der Frauen durch die Männer (was freilich auch nicht schön, aber doch noch erträglicher ist als seitens), oder endlich, und das ist das vernünftigste, dadurch, daß man Sätze bildete, anstatt, wie es jetzt geschieht, ganze Sätze immer in Substantiva zusammenzuquetschen. Zu einem Zeitwort kann man ein halbes Dutzend nähere Bestim-

mungen setzen, da hat man immer freie Bahn und kommt leicht vorwärts; sowie man aber das flüssige Zeitwort in das starre Hauptwort verwandelt, verrammelt man sich selbst den Weg, und dann werden solche Angstverbindungen fertig, wie: der redliche Erwerb der Kleidungsstücke seitens des Angeklagten ließ sich zum Glück nachweisen (statt: daß er sie redlich erworben hatte).

Nun aber das tollste: diese Angstverbindungen von Substantiven mit seitens sind den Leuten schon so geläufig geworden, und man ist so vernarrt in das Wort, daß man es auch da anwendet, wo gar keine Nötigung dazu vorliegt, daß man geradezu — den Genitiv damit umschreibt! Man sagt nicht mehr: der Besuch des Publikums, die Anregung des Vorstandes, eine Erklärung des Wirts, die freiwillige Pflichterfüllung eines Einzelnen, sondern: der Besuch seitens des Publikums, die Anregung seitens des Vorstandes, eine Erklärung seitens des Wirts, die freiwillige Pflichterfüllung seitens eines Einzelnen. Massenhaft laufen einem jetzt solche Genitive über den Weg, man braucht nur zuzugreifen: ich wollte damit etwaigen Einreden seitens der Gegner vorbeugen — der glänzende Erfolg, den der Verfasser dem ausgezeichneten Vortrage seitens des Rezitators zu danken hat — in der deutschen Litteratur haben wir ein ähnliches Beispiel einer starken Willkür seitens eines Herausgebers erlebt — er wurde die Zielscheibe vieler Angriffe seitens der Klerikalen — ein höherer Gehilfe kann nicht ohne Vertrauen seitens des Handelsherrn angestellt werden — die Frau war wegen fortgesetzter Roheiten seitens ihres Mannes ins Elternhaus zurückgekehrt — der Gesandte hatte die Stirn, zu fragen, ob man denn auch des Friedensbruches seitens Frankreichs gewiß sei — es fehlt ihm die Anerkennung seitens der Großmächte — das Urteil klingt hart, beruht aber auf sorgfältiger Prüfung seitens eines Unbefangnen — es bedarf nur der Aufforderung seitens eines geeigneten Mannes — ohne die freundliche Unterstützung seitens zahlreicher Bibliotheks-

verwaltungen würde es nicht gelungen sein — es trifft ihn die Verachtung seitens seiner Mitmenschen — es kostete große Anstrengungen seitens der bekümmerten Verwandten — an der Tafel fehlte es nicht an herzlichen Reden und Gegenreden seitens der Arbeiter und Prinzipale usw. Für einzelne dieser Beispiele scheint es ja einen Schimmer von Entschuldigung zu geben. Das Hauptwort, von dem der Genitiv abhängen würde, ist meist ein Verbalsubstantiv, und da kann ja der Zweifel entstehen, ob man die Handlung, die es ausdrückt, als aktiv oder als passiv auffassen soll. Der Besuch des Publikums — das könnte ja auch heißen, das Publikum sei besucht worden! Der Besuch seitens des Publikums — das ist nicht mißzuverstehen, da hat das Publikum besucht! Angriffe der Klerikalen -- da könnte man auch denken, die Klerikalen wären angegriffen worden; Angriffe seitens der Klerikalen — da haben sie natürlich angegriffen. Die Untersuchung des Arztes — da könnte man ja denken, der Arzt wäre untersucht worden; die Untersuchung seitens des Arztes — nun hat der Arzt untersucht. Sollte es aber wirklich Leser geben, die so überaus beschränkt wären, dergleichen mißzuverstehen?

Bez. beziehungsweise bezw.

Ein wahres Juwel unsrer Papiersprache, der Stolz aller Kanzlisten und Reporter, der höchste Triumph der Bildungsphilisterlogik ist endlich auch noch das Bindewort bez. oder bezw.

Vor vierzig Jahren gab es noch im Deutschen das schöne Wort respektive, geschrieben: resp.; man sagte z. B.: der Vater resp. Vormund, der Rektor der Schule, resp. dessen Stellvertreter hat dafür zu sorgen usw. Was wollte man mit dem Worte? Warum sagte man nicht: der Vater oder Vormund? Hätte man das etwa nicht verstanden? I nun, der gesunde Menschenverstand des Volks hätte es schon verstanden; aber der große Logiker, der Kanzleimensch, sagte sich: ein Kind kann doch nicht zugleich einen

Vater und einen Vormund haben, es kann doch nur entweder einen Vater oder (oder aber! sagte der Kanzleimensch) einen Vormund haben. Dieses Verhältnis kann man nicht mit dem bloßen oder ausdrücken, für dieses feine, bedingte oder: der Vater oder (wenn nämlich das Kind keinen Vater mehr haben sollte!) Vormund -- giebt es im Deutschen überhaupt kein Wort, das läßt sich nur durch — respektive sagen, dadurch aber auch „voll und ganz."

Als man nun auch im Kanzleistil den Fremdwörterzopf abzuschneiden anfing, erfand man als Übersetzung von respektive das herrliche Wort beziehentlich oder beziehungsweise: be-zieh-ungs-wei-se! Das war natürlich etwas zu lang, es immer zu schreiben und zu drucken, und so wurde es denn zu bez. „beziehungsweise" bezw. abgekürzt. Daß das Wörtchen oder auch nur vier Buchstaben hat und dabei ein wirkliches Wort ist, kein bloßes Wortskelett wie bezw., auf diesen naheliegenden Gedanken verfiel merkwürdigerweise niemand. Und doch, was bedeutet in folgenden Beispielen das bezw. anders als oder: in einer Zeit, wo man alles den einzelnen Kreisen bezw. Staaten überließ — alles weitere ist Spezialsache bezw. Aufgabe der spätern Jahre — über den Mord bezw. Raubmord in R. ist noch immer nichts genaues festgestellt — Windschirme mit japanischer Malerei bezw. Stickerei — der Zusammenschluß zu einem genossenschaftlichen bezw. landschaftlichen Kreisverbande — ein angebornes bezw. durch Überlieferung geschultes Geschick — die Bänder haben Wert als geschichtliche bezw. kulturgeschichtliche Erinnerungsstücke — nicht benutzte bezw. nicht abgeholte Bücher werden wieder eingestellt — es wird mit dem Kellergeschoß bezw. Erdgeschoß angefangen — zwei Dachstuben von je drei Meter Breite und drei bezw. vier Meter Länge — W. A. Lippert, welcher flüchtig ist bezw. sich verborgen hält — da die Anstalt nur solche Kinder aufnimmt bezw. behält, die eine Besserung erwarten lassen — wo Jahnsdorf liegt bezw. gelegen

hat, ist ungewiß — viele Personen sind außer stande, selbst bei langsamem Gange des Wagens auf- bezw. abzuspringen — jeder Fachmann wird die Schrift beiseite bezw. in den Papierkorb werfen — es ist anziehend, zu sehen, wie sich dieser Kreis im Laufe der Sprachentwicklung verengert bezw. erweitert. Und in folgenden Beispielen, was bedeutet da bezw. anders als und: ein Haus an der Beethoven- bezw. Rhodestraße — französische Bonnen bezw. Gouvernanten haben seit Jahrhunderten in Deutschland eine Rolle gespielt — K. und T. wurden zu viermonatiger bezw. zweimonatiger Gefängnisstrafe verurteilt — später verfaßte er pädagogische bezw. Schulbücher — alle Bestellzettel bezw. Quittungsformulare sind mit Tinte auszufüllen — Anfragen bezw. Anmeldungen sind an den Vorstand des Kunstvereins zu richten — zur Rechten bezw. Linken des Kaisers saßen der Reichskanzler und der Staatssekretär — die Zinsen werden zu Ostern bezw. zu Michaeli bezahlt — großen Einfluß auf die Zahl der Dissertationen bezw. Promotionen üben die pekuniären Anforderungen, die die einzelnen Universitäten bezw. Fakultäten stellen — wann die noch übrigen Befestigungsreste der Burg bezw. Stadt entstanden sind, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben — die Zehnpfennigmarken und die Fünfpfennigmarken sind von roter bezw. grüner Farbe — in A. sind letzte Nacht zwei Personen, ein Maler und ein Strumpfwirker, die in einem Schuppen bezw. einem Stalle nächtigten, erfroren.

Der große Logiker, der so schreibt, denkt natürlich, wenn er und brauche, so könnte ihn jemand auch so verstehen, als ob „sowohl“ die Zehnpfennigmarken „als auch“ die Fünfpfennigmarken zweifarbig wären, nämlich beide Arten rot und grün, als ob „sowohl“ der Maler „als auch“ der Strumpfwirker in zwei Räumlichkeiten, nämlich gleichzeitig in einem Schuppen und in einem Stalle genächtigt hätte. Solchen schrecklichen Gefahren wird natürlich durch bezw. vorgebeugt; nun weiß man genau, daß die Zehnpfennig-

marken rot und die Fünfpfennigmarken grün sind, daß der Maler in einem Schuppen, der Strumpfwirker in einem Stalle genächtigt hat. Maler: Schuppen = Strumpfwirker: Stall — darin liegt die tiefe Bedeutung von bezw.!

Aber damit ist der große Logiker noch nicht auf dem Gipfel seines Scharfsinns angelangt. Sein schlauestes Gesicht steckt er auf, wenn er schreibt: und (!) bezw. Die Besitzer und bezw. Pächter der Grundstücke werden darauf aufmerksam gemacht — die Eltern und bezw. Erzieher der schulpflichtigen Kinder werden hiermit aufgefordert usw. Selbst solche Dummheiten werden jetzt geschrieben „und bezw." gedruckt, und die, die sie leisten, bilden sich dabei noch ein, sie hätten sich wunder wie scharfsinnig ausgedrückt! Leider ist das widerwärtige Wort, das übrigens neuerdings fortwährend mit bezüglich vermengt wird,*) aus der Papiersprache bereits in die lebendige Sprache eingedrungen. Nicht nur in Sitzungen und Verhandlungen hört man es fortwährend, es ertönt auch immer häufiger auf Kathedern, und da es der Professor gebraucht, gebrauchts natürlich der Student mit, und selbst der Kaufmannsdiener sagt schon am Biertische: Sie erhalten Sonnabend Abend beziehentlich (oder bezüglich!) Sonntag früh Nachricht. Schließlich wird noch der Herr Assessor, der für seine Kinder Spielzeug eingekauft hat, zur Frau Assessorin sagen: ich habe für Fritz und Mariechen eine Schachtel Soldaten beziehungsweise eine Puppe mitgebracht!

Provinzialismen

Für Provinzialismen ist in der guten Schriftsprache kein Raum, mögen sie stammen, woher sie wollen. Man spricht jetzt viel davon, daß unser Sprachvorrat aus den Mundarten aufgefrischt, verjüngt, bereichert werden könnte. O ja, wenn es mit Maß und Takt geschähe, warum nicht? Überzeugende Proben davon hat man

*) Bezüglich ist Präposition und bedeutet dasselbe wie hinsichtlich, rücksichtlich.

aber noch nicht viel gesehen. Ein böses Mißverständnis wäre es, wenn man jeden beliebigen Provinzialismus für geeignet hielte, unsern Sprachvorrat zu „bereichern.“ Meist liegt kein Bedürfnis darnach vor; man legt sich dergleichen aus Eitelkeit zu, um Aufmerksamkeit zu erregen, etwa wie irgend ein Hansnarr zu seinem gut bürgerlichen Anzug einen Tiroler Lodenhut mit Hahnenfeder aufsetzt.

Namentlich sind es österreichische Ausdrücke und Wendungen (Austriazismen), die jetzt durch wörtlichen Nachdruck aus österreichischen Zeitungen in unsre Schriftsprache hereingeschleppt, dann aber auch nachgebraucht werden.

Für *brauchen* z. B. sagt der Österreicher *benötigen* (beneeticken), für *benachrichtigen* *verständigen* (*jemand verständigen*, während sich in gutem Deutsch nur zwei oder mehr *unter einander verständigen* können); beides kann man jetzt auch in deutschen Zeitungen lesen. In der Studentensprache ist das schöne Wort *unterfertigen* Mode (statt *unterzeichnen*). Das ist nichts als eine lächerliche, halb(!)-österreichische Bastardbildung. Der Österreicher sagt: der *Gefertigte*. Das ist dem deutschen Studenten, der sich zuerst damit spreizen wollte, mit dem *Unterzeichneten* in eine Mischform zusammengeronnen, und seitdem erfüllt fast in allen akademischen Vereinigungen beim „Ableben“ eines Mitgliedes der „unterfertigte“ Schriftführer „die traurige Pflicht, die geehrten a. H. a. H. und a. o. M. a. o. M. geziemend davon in Kenntnis zu setzen.“

Unerträglich in gutem Schriftdeutsch ist das österreichische *gestanden sein* und *gesessen sein* (die Personen, mit denen er in näherm Verkehr *gestanden war* — es lebten noch Männer, die in der Paulskirche *gesessen waren*); ganz unerträglich ferner die Verbindungen: *an etwas vergessen*, *auf etwas vergessen* und *auf etwas erinnern* (auf die Einzelheiten des Stückes konnte ich nicht mehr *erinnern* u. ähnl.).

Eine ganze Reihe von Eigenheiten hat der Öster-

reicher im Gebrauche der Adverbia. Er sagt: da und dort statt hie und da, im vorhinein statt von vornherein, rückwärts statt hinten, beiläufig (bailaifig) statt ungefähr (bis zur höchsten Spitze ist es beiläufig 6000 Fuß – dies ist beiläufig der Inhalt des hübschen Buches — der zweite Band erscheint in beiläufig gleicher Stärke), während in gutem Deutsch beiläufig nur bedeutet: nebenbei, im Vorbeigehen (beiläufig will ich bemerken). Für nur noch heißt es in Österreich: nur mehr: z. B. leidenschaftliche Gedichte von nur mehr geschichtlichem Wert – alle Bemühungen sind jetzt nur mehr darauf gerichtet usw. Neuerdings, das gut deutsch nichts andres heißt als: in neuerer Zeit (neuerdings ist der Apparat noch wesentlich vervollkommnet worden), wird in Österreich in dem Sinne von wiederum, nochmals, abermals, aufs neue, von neuem gebraucht, z. B.: es kommt mir nicht darauf an, oft gesagtes neuerdings zusammenzustellen — er hat mich hierdurch neuerdings zu Dank verpflichtet — eine Reise führte ihn neuerdings mit der Künstlerin zusammen — in diesem Vortrage wird neuerdings die Frage untersucht — es kam eine Schrift zur Verlesung, worin B. neuerdings für seine Überzeugung eintrat — die Geneigtheit der Kurie muß bei jedem Wahlgange neuerdings erkauft werden.*) Man möchte wirklich annehmen, daß mancher deutsche Zeitungsredakteur von all diesen Gebrauchsunterschieden gar keine Ahnung habe, sonst könnte er doch solche Sätze nicht unverändert in seiner Zeitung nachdrucken, er müßte doch jedesmal den Austriazismus erst ins Deutsche übersetzen, damit der deutsche Leser nicht falsch verstehe!

Eine Schrulle des niedern Geschäftsstils ist es, wenn jetzt angezeigt wird, daß Kohlen ab Zwickau oder ab Werke (!) oder ab Bahnhof zu haben seien, Heu ab Wiese verkauft, Flaschenbier ab Brauerei

---

*) Auf einige häßliche Austriazismen ist schon in der Formenlehre und in der Satzlehre hingewiesen worden. Vgl. S. 54 und 224.

geliefert werde, daß eine Konzertgesellschaft ab Sonntag den 7. Juni auftrete, oder daß eine Wohnung ab 1. Oktober zu vermieten sei. Ab als selbständige Präposition vor Substantiven (vgl. abhanden, d. i. ab Handen) ist schon seit dem siebzehnten Jahrhundert vollständig durch von verdrängt. Nur in Süddeutschland und namentlich in der Schweiz wird es noch so gebraucht, dort sagt man noch ab dem Hause, ab dem Lande. Aber was soll uns plötzlich dieser Provinzialismus? und noch dazu in solcher Stammelform: ab Werke, von der man nicht weiß, ob es der Dativ der Einzahl oder vielleicht gar der Akkusativ der Mehrzahl sein soll? Es ist übrigens sehr zweifelhaft, ob die Geschäftsleute, die sich neuerdings damit spreizen, wirklich das alte deutsche ab meinen, und nicht vielmehr das lateinische ab. Zuzutrauen wäre es ihnen, wenigstens wenn man pro Jahr, pro Kopf, per sofort, per bald, per Weihnachten und ähnlichen Unsinn damit vergleicht.

Fremdwörter

Auch unsre Fremdwörter sind zum guten Teil Modewörter. Bei dem Kampfe gegen die Fremdwörter, der seit einiger Zeit in Deutschland wieder entbrannt ist und namentlich von dem Allgemeinen deutschen Sprachverein geführt wird, handelt sichs natürlich nicht um die große Anzahl zum Teil internationaler technischer Ausdrücke, wiewohl sich auch von diesen so mancher recht gut ins Deutsche übersetzen ließe, sondern vor allem um die verhältnismäßig kleine Zahl ganz entbehrlicher Fremdwörter, die namentlich unsre Umgangssprache und die Sprache der Gelehrten, der Beamten und der Geschäftsleute entstellen.

Am ehesten darf man vielleicht hoffen, daß die Fremdwörter aus der Umgangssprache verschwinden werden, denn da wirkt fast nur die Mode. Die Fremdwörter unsrer Umgangssprache stammen zum Teil noch aus dem siebzehnten Jahrhundert, andre sind im achtzehnten, noch andre erst in der Franzosenzeit zu Anfange dieses Jahrhunderts eingedrungen. Aber sie

kommen eins nach dem andern aus der Mode, und neue kommen nicht viel hinzu. Viele, die vor vierzig, fünfzig Jahren noch für fein galten, fristen heute nur noch in den untersten Volksschichten ein kümmerliches Dasein; man denke an Madame, Logis, Piece, vis-à-vis, peu-à-peu (in Leipzig beeabeeh gesprochen), retour, charmant, complaisant, mechant, existiren, inkommodiren und viele andre. In den Befreiungskriegen gab es nur Blessirte; wer hat 1870 noch von Blessirten gesprochen? Wer amüsirt sich noch? anständige Leute nicht mehr; die haben längst wieder angefangen, sich zu vergnügen. Wie lange der feine junge Mann in Deutschland seine Tänzerinnen noch engagiren wird? In Leipzig engagirt man schon die Scheuerfrau. Vor zwanzig Jahren gab es noch vereinzelt Schneidermamsellen; jetzt wird jedes Dienstmädchen in der Markthalle mit Fräulein angeredet, wofür die Bürgerstochter freilich zum gnädigen Fräulein aufgerückt ist. Wo ist das Parapluie geblieben, das doch auch einmal fein war, und wie fein! Ein verhältnismäßig neues Fremdwort ist funktioniren; aber wie bald wird es seinen Modeweg zurückgelegt haben! Sagt doch schon der Kellner von einem locker gewordnen Cigarrenabschneider: er funkzjenirt nich mehr ordentlich. Das neueste ist markiren in dem Sinne von: so thun, als ob; der Chef markirt heute großen Biereifer — der Zar markirte wiederholt Händeklatschen —, aber es ist gleich von Anfang an mehr als schlechter Witz gebraucht worden und wird nicht lange dauern.

Auch unsre Kanzleisprache hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts gewaltig gereinigt. Noch 1810 konnte ein deutsches Stadtgericht an das andre schreiben: „Ew. Wohlgeboren werden in subsidium juris et sub oblatione ad reciproca ergebenst ersucht, die anliegende Edictalcitation in Sachen des Kaufmanns R. daselbst loco consueto affigiren zu lassen und selbige effluxo termino cum documentis aff- et refixionis gegen die Gebühr zu remittiren." Heute hat sich, wenigstens unter den höhergebildeten Beamten, doch fast allgemein die Einsicht

Bahn gebrochen, daß das beste und vornehmste Amtsdeutsch das sei, das die wenigsten Fremdwörter enthält. Nur der kleine Unterbeamte, der Folium und Volumen, Repositorium und Repertorium nicht unterscheiden kann, der eine Empfangsbescheinigung eine Rezepisse nennt und vom Makulatiren der Akten redet, weil er einmal von Makulatur gehört hat, thut sich noch etwas zu gute auf ein sub oder ad (das gehört unter sub A, sagt er), auf ein a. c., ein eodem die, ein s. p. r. (sub petito remissionis), ein cf. pg. (confer paginam) u. dergl.; er fühlt sich gehoben, wenn er solche geheimnisvolle Zeichen in die Akten hineinmalen kann.

Wundern muß man sich, daß die Männer der Wissenschaft, bei denen man doch die größte Einsicht voraussetzen sollte, fast alle noch in dem Wahne befangen sind, daß sie durch Fremdwörter ihrer Sache Glanz und Bedeutung verleihen könnten. Auf den Universitätskathedern und in der fachwissenschaftlichen Litteratur, da steht die Fremdwörterei noch in voller Blüte. Der deutsche Professor glaubt immer noch, daß er sich mit editio princeps, terra incognita, eo ipso, bona fide, ad libitum, Publikation, Argumentation, Modifikation, Acquisition, Kontroverse, Resultat, Analogie, intellektuell, individuell, ethisch, identisch, irrelevant, adaequat, ediren, polemisiren vornehmer ausdrücke als mit den entsprechenden deutschen Wörtern. Er fühlt sich wunderlicherweise auch gehoben (wie der kleine Rats- und Gerichtsbeamte), wenn er lexikalisches Material sagt statt Wortschatz, wenn er von heterogenen Elementen, intensiven Impulsen, prägnanten Kontrasten, approximativen Fixirungen oder einer aggressiven Tendenz, einer problematischen Koalition, einem intellektuellen und moralischen Defekt, einem Produkt destruktiver Tendenzen redet, wenn er eine Idee ventilirt, statt einen Gedanken zu erörtern, wenn er von einem Produkt der Textilkunst die Provenienz konstatirt, statt von einem Erzeugnis der

Weberei die Herkunft nachzuweisen.*) Und der Student macht es ihm leider meist gedankenlos nach; die wenigsten haben die geistige Überlegenheit, sich darüber zu erheben. In der Sprache aller Wissenschaften giebt es ja gewisse Freimaurerhändedrücke, an denen sich die Leute von der Zunft erkennen Wie stolz ist der Student der Kunstgeschichte, wenn er zum erstenmale Cinquecento sagen kann! Zwei Semester lang thut er ja, als ob er sechzehntes Jahrhundert gar nicht mehr verstünde. Dabei begegnet es aber auch sehr gelehrten Herren, daß sie die Verneinung von normal frischweg anormal bilden (ein Wort, das es gar nicht giebt!) statt anomal oder — abnorm.

Weniger zu verwundern ist der Massenverbrauch von Fremdwörtern bei den Geschäftsleuten. Sie stecken infolge ihrer Halbbildung am tiefsten in dem Wahne, daß ein Fremdwort stets vornehmer sei als das entsprechende deutsche Wort. Weil auf sie selbst ein Fremdwort einen so gewaltigen Eindruck macht, so meinen sie, es müsse diesen Eindruck auf alle Menschen machen. Oder wäre es etwa nicht Halbbildung, sondern kluge Berechnung auf den großen Haufen, wenn es kaum noch eine Ware giebt, die nicht original, general, zentral, spezial, universal oder normal wäre, wenn nicht bloß Normalhemden und Universalöl (wahrscheinlich zugleich zum Wagenschmieren und zum Gurkensalat verwendbar), sondern sogar Universalnormalhosenträger angepriesen werden? Was denken sich eigentlich die Herren dabei? Denken sie sich überhaupt etwas dabei? Was soll es heißen, wenn ein kleiner Cigarrenhändler, der nicht für zweihundert Mark Ware in seinem Lädchen hat, auf sein Firmenschild schreibt: Cigarrenimport? oder ein Schneider über seine Ladenthür: Herrenmoden oder: Herren- und Knabenkonfektion? Sie haben doch offenbar keine

*) Unsre Professoren lachen heute, wenn sie in einem Buche des achtzehnten Jahrhunderts lesen: die inquitaet ist manifest, oder: wir müssen diese difficultaeten superiren. Machen sie es denn aber um ein Haar besser?

Ahnung davon, was Import, Mode, Konfektion wirklich bedeutet.

Könnte man doch nur den Aberglauben loswerden, daß das Fremdwort vornehmer sei, als das deutsche Wort, daß momentan vornehmer klinge als augenblicklich, professioneller Vagabund vornehmer als gewerbsmäßiger Landstreicher, ein elegant möblirtes Garçonlogis vornehmer als ein fein ausgestattetes Herrenzimmer, konsequent ignoriren vornehmer als beharrlich unbeachtet lassen, daß ein Collier etwas vornehmeres sei als ein Halsband!*) Schon der Umstand, daß wir für niedrige, gemeine Dinge so oft zum Fremdwort greifen, sollte uns von diesem Aberglauben befreien. Oder wäre perfid, frivol, anonymer Denunziant nicht zehnmal gemeiner als treulos, leichtfertig, ungenannter Ankläger? Und stehen noble Passionen nicht tief unter edeln Leidenschaften? Um etwas niedriges zu bezeichnen, dazu sollte uns das Fremdwort gerade gut genug sein. Aber auch unklar, verschwommen, vieldeutig sind oft die Fremdwörter. Eventuell wird ebenso für nötigenfalls wie für möglichenfalls oder vorkommenden Falls gebraucht, repraesentiren ebenso für darstellen wie für vertreten. Was wird nicht alles durch konstatiren ausgedrückt! Feststellen, behaupten, erklären, beobachten, nachweisen — alles legt man in dieses alberne Wort!**) Was soll direkt nicht alles bedeuten! Bald unmittelbar (die direkte Umgebung von Leipzig, eine Ware wird direkt bezogen, einer ist

*) Sehr bitter spottete einmal darüber ein junger französischer Student in Leipzig. Die deutschen Mädchen, sagte er, glauben, sie müßten Colliers tragen, weil jeder Hund ein Halsband trägt. In Paris trägt aber doch jeder Hund ein Collier!

**) Weiß der Leser, wie konstatiren entstanden ist? Durch Anhängen der Endung iren an das lateinische Impersonale constat. Fast unglaublich, aber Thatsache. Und dabei ist in 999 von 1000 Fällen konstatiren nichts weiter als ein ganz überflüssiger Henkel für einen Aussagesatz. Man sagt nicht: der Hund hat einen Schwanz, sondern man konstatirt, daß der Hund einen Schwanz hat. Anders wird es kaum gebraucht.

der direkte Schüler des andern), bald *gleich* (sie gingen direkt von der Arbeit ins Wirtshaus), bald *dicht* oder *nahe* (der Gasthof liegt direkt am Bahnhof), bald *gerade* (die Straße führt direkt nach der Ausstellung), bald *geradezu* (das ist direkt ein Fettfleck!), bald *genau* (soll ich denn direkt um sieben kommen?), bald *wirklich* (bist du in Berlin gewesen, direkt in Berlin?). Was für ein unklares Wort ist *Konsequenz*! Bald soll es *Folge* heißen (die Konsequenzen tragen), bald *Folgerung* (die Konsequenzen ziehen). Was für ein unklares Wort ist *Tendenz*! Bald soll es *Bestrebung* bedeuten, bald *Absicht*, bald *Richtung*, bald *Neigung*. Was für ein unklares Wort ist *System*! Man spricht von einem *philosophischen System* und meint eine *Lehre* oder ein *Lehrgebäude*, von einem *Röhrensystem* und meint ein *Röhrennetz*, von einem *Festungssystem* und meint einen *Festungsgürtel*, von einem *Axensystem* und meint ein *Axenkreuz*, von einem *Sternsystem* und meint eine *Sterngruppe*, von einem *Verwaltungssystem* und meint die *Grundsätze* der Verwaltung, von einem Sprengwagen *System Eckert* und meint die *Bauweise*, ja man kann nicht ein Hemd auf den Leib ziehen, ohne mit einem *System* in Berührung zu kommen, entweder dem *System Prof. Dr. Jäger*(!) oder dem *System Lahmann* oder dem *System Kneipp* — was mag sich nur die Verkäuferin im Wollladen unter all diesen Systemen denken? Man sagt: hier fehlt es an System, und meint *Ordnung* oder *Plan*, man spricht von *systematischem* Vorgehen und meint *planmäßiges*. Dazu wird *System* fort und fort verwechselt mit *Prinzip* und mit *Methode**) (auf derselben Seite spricht derselbe Schriftsteller bald von Germanisirungssystem, bald von Ger-

---

*) In den meisten Fällen, wo ein „System“ durch einen abhängigen Genitiv näher bezeichnet wird (z. B. das *System* der akademischen Prüfungen) kann man *System* einfach streichen und den Genitiv an seine Stelle setzen (die akademischen Prüfungen), ohne daß der Begriff irgend etwas einbüßte. Im Gegenteil er gewinnt; man versuche es nur.

manisirungsmethode). Wie kann man den Reichtum des Deutschen so gegen die Armut des Fremden vertauschen! Völlig unverständlich für die große Masse ist ein Wort, das jetzt durch alle Zeitungsspalten schwirrt: *ethisch*! Was mag sich nur der zeitunglesende Philister darunter denken? Was mag er sich denken, wenn er z. B. von der *ethischen Wirkung* der Konsumvereine oder von dem *ethischen Moment* der Kollegiengelder liest?

Aus dieser Unklarheit, die durch die Fremdwörter großgezogen wird, entspringen dann auch so alberne Verbindungen wie: *vorübergehende Passanten, dekorativer Schmuck, Anfangsinitial, Grundprinzip, Einzelindividuum, Attentatsversuch, defensive Abwehr, numerische Anzahl, gemeinsame Interessensolidarität, charakteristisches Gepräge, ausschlaggebendes Moment, größere Majorität, Güte der Qualität* u. ähnl., wie man sie so oft in den Zeitungen lesen muß. Nicht einmal richtig geschrieben werden manche Fremdwörter. Wir Deutschen lassen uns keine Gelegenheit entgehen, über den Fremden zu spotten, der ein deutsches Wort falsch schreibt. Aber machen wir es denn besser? Nicht bloß der kleine Handwerker setzt uns eine *Vetterage* oder eine *Lamperie* auf die Rechnung statt einer *Vitrage* oder eines *Lambris*, sondern auch der Zeitungsschreiber schreibt beharrlich *Plebiscit, Diaspora, Atmosphäre* (sogar *Athmosphäre*), *Proselyten* statt *Plebiscit, Diaspora, Atmosphäre, Proselyten*. Wer Griechisch versteht, dem kommt doch *Diaspora* und *Proselyten* so vor, wie wenn jemand *Schnürstiefel* und *Halstuch* schriebe! Auf Leipziger Ladenschildern liest man jetzt in zehn Fällen kaum einmal richtig *Droguen* und *Droguerie*, sondern überall heißt es *Drogen* und *Drogerie*, als ob es wie *Logen* und *Elogen* gesprochen werden sollte. Und doch schreibt niemand *Intrige*, sondern jedermann richtig *Intrigue*, ja sogar *Intriguant*, was nun wieder des Guten zu viel ist, da es *Intrigant* heißt.

Manche Fremdwörter berauschen die Menschen

offenbar durch ihren Klang, wie glorreich (in Leipziger Festreden chlorreich gesprochen), historisch, Material, Element, Moment, Faktor, Epoche und die Wörter auf ion. Material wird in ganz abscheulicher Weise gebraucht: man redet nicht bloß von Pferdematerial, sondern auch von Menschenmaterial(!), Schülermaterial, Kolonistenmaterial, sogar Referendarmaterial! Streicht man das Material, so bleibt der Sinn derselbe, und der Ausdruck verliert zwar seine klangvolle Breite, aber auch seinen ganz unnötig geringschätzigen Nebensinn. Zu den nichtsnutzigsten Klingklangwörtern gehören Element, Moment (das Moment!) und Faktor, sie werden ganz sinnlos mißbraucht. Es sind ja eigentlich lateinische Wörter (elementum, momentum, factor); wenn man aber einen Satz, worin eins von ihnen vorkommt, in wirkliches Latein übersetzen wollte, könnte man meist gar nichts bessres thun, als die Wörter einfach — weglassen. Liberale Elemente, bedenkliche, unzuverlässige, gefährliche Elemente, das ist doch nichts andres als Männer, Menschen, Leute. Glücklicherweise bildeten die anständigen Elemente die Majorität — das heißt doch nichts weiter, als: die anständigen Leute bildeten die Mehrheit. Moment wie Faktor aber bedeutet in den meisten Fällen weiter nichts als res, aliquid, und auch mit Element ist es oft nicht anders. Da will einer sagen: trotz aller Erfahrungen im Seekriege ist der Torpedo noch immer etwas neues. Das drückt er so aus: trotz aller Erfahrungen im Seekriege ist der Torpedo noch immer ein neues Element oder ein neues Moment oder ein neuer Faktor — nun klingt es! Hier sind drei Momente zu berücksichtigen, oder hier wirken drei Faktoren zusammen — bei Lichte besehen ist es weiter nichts als: dreierlei (tria). Der Stock hat von jeher Freud und Leid mit den Menschen geteilt; dies Moment findet in der Glocke einen ergreifenden Ausdruck — wenn diejenigen Momente in den Vordergrund gestellt werden, die für die Technik von Wert und Interesse sind — bei jedem entstehenden Reichtum

ist die Arbeit ein mitwirkender Faktor — sind nicht Moment und Faktor hier ganz taube, inhaltsleere Worte? Bisweilen kann man wohl Moment durch Umstand, Thatsache, Zug, Seite wiedergeben, ebenso Faktor bisweilen durch Macht, Kraft, aber in den meisten Fällen ist es nichts als: etwas; ein beruhigendes Moment, ein beunruhigendes Moment – es sind doch nur gespreizte, wichtigthuerische Umschreibungen von Beruhigung und Beunruhigung.*) Historisch (d. h. geschichtlich oder geschichtswissenschaftlich) wird jetzt unsinnigerweise für alt oder altertümlich gebraucht. Man giebt Konzerte mit historischen Blasinstrumenten (zu dumm!), schießt auf der Schützenwiese mit historischen Armbrüsten, schwärmt von der alten, historischen Markgrafenstadt Meißen und preist die althistorischen Sehenswürdigkeiten von Augsburg an! Ganz arg ist auch der Mißbrauch, der mit Epoche getrieben wird, namentlich in den Schriften neuerer Geschichtsschreiber. Epoche (ἐποχή) bedeutet Haltepunkt, in der Geschichte ein Ereignis, das einen wichtigen Wendepunkt gebildet hat. So brauchen noch unsre Klassiker das Wort. Schiller nennt noch ganz richtig die Geburt Christi ein Epoche, das Ereignis selbst, nicht etwa die Zeit des Ereignisses! Daher stammt ja auch die Verbindung epochemachend, d. h. einen Wendepunkt bezeichnend. Das Wort ist dann auf die Zeit übertragen worden, und heute bezeichnet man jeden beliebigen Zeitabschnitt, klein oder groß, wichtig oder unwichtig, als Epoche. Für Zeit kennen unsre Geschichtsschreiber gar kein andres Wort mehr, sie verwechseln es auch fortwährend mit Periode, unaufhörlich pochpochpocht es durch ihre Darstellungen!

---

*) In einem längern Aufsatze, worin Moment und Faktor ebes etwa ein Dutzend mal vorkamen, machte ich mir den Spaß, sie regelmäßig mit einander zu vertauschen. Als ich die Druckkorrektur des Verfassers erhielt, sah ich, daß er nicht das geringste davon gemerkt hatte. Was müssen das für inhaltreiche Wörter sein, mit denen man sich solche Scherze erlauben kann! Ein rechtes Kreuz sind die gesetzgebenden Faktoren; könnte man die doch irgendwie loswerden!

Aber auch die Jahre, in denen ein tüchtiger Rektor eine Schule geleitet hat, werden schon eine der inhaltreichsten Epochen der Schule genannt! Auch Generation hats den Leuten angethan, obwohl es zu den zahlreichen unklaren Fremdwörtern gehört, denn es bedeutet ja Geschlecht und auch Menschenalter; man kann zuweilen geradezu lesen von der Generation, die vor drei Generationen gelebt hat! Aber es klingt, und das ist die Hauptsache. Wenn sich bei einer großen Festtafel nach dem zweiten Gange, wo der Wein schon zu wirken anfängt, einer erhebt, und nachdem er einigemal mit zielbewußt, unentwegt, voll und ganz, Moment, Faktor, glorreiche Epoche und Metropole der Intelligenz um sich geworfen hat, schließlich, ehe er „in diesem Sinne" sein Glas leert, noch einmal donnert: von Generatiooon zu Generatiooon! so muß ja alles auf dem Kopfe stehen vor Entzücken. Von Geschlecht zu Geschlecht — damit thut man keine Wirkung.

Im Grunde ist die Fremdwörterfrage eine Frage der Bildung und des guten Geschmacks. Man könnte mit Rücksicht auf den Gebrauch unnötiger Fremdwörter die Deutschen in drei Bildungsklassen einteilen: die unterste Klasse gebraucht die Fremdwörter falsch, die mittlere gebraucht sie richtig, die oberste gebraucht sie — gar nicht. Daneben giebts natürlich Misch- und Zwischenklassen, aber die Hauptklassen sind doch diese drei.

Der gewöhnliche Mann aus dem Volke weiß es in den meisten Fällen gar nicht, daß er Fremdwörter gebraucht. Woher sollte ers auch wissen? In eine fremde Sprache hat er nie hineingeblickt, über seinen Wortschatz macht er sich keine Gedanken, er versteht entweder ein Wort, oder er versteht es nicht — die Fremdwörter versteht er meistens nicht —; ob die Wörter, die er gebraucht, deutsch sind oder einer fremden Sprache angehören, vermag er nicht zu beurteilen. In Leipzig ist z. B. dem kleinen Handwerker und Krämer, dem untern Beamten, dem Kutscher, dem Packträger, dem Kellner das Wort zurück fast unbe-

kannt. Wenn ers gedruckt liest, versteht ers wohl, aber seinem Wortschatze gehört es nicht an, er kennt nur das Wort reduhr (retour), das ist für ihn deutsch! Er sagt: ich kriege zehn Fennche reduhr — schiebe mal de Karre reduhr — um zehne fahrmer reduhr — Müller is in seinen Jeschäfte reduhr-jekommen (denn auch in Leipzig wird schon vielfach jesehen, jekommen gesagt). So giebt es noch eine Menge von Fremdwörtern aus dem täglichen Leben, die er ganz richtig gebraucht, die aber eben für ihn so gut wie deutsche Wörter sind. Die meisten aber gebraucht er falsch oder halbfalsch: entweder er verdirbt oder verstümmelt ihre Form, oder er wendet sie in falscher Bedeutung an, oder er verwechselt zwei mit einander: er sagt absorbiren, wo er absolviren meint (ein junger Mann, der seine Studien absorbirt hat), spricht von rabiater Geschwindigkeit (statt von rapider), von antisemitischer Wundbehandlung (statt von antiseptischer) und von der Gefahr, die es hat, wenn ein Schlaganfall repartirt (statt repetirt), verwechselt luxuriös und lucrativ (wir können nicht so lucrativ bauen, wie die reichen Leute), versteht intakt als in Takt, leitet affektirt von Affe ab, bringt überall ein bischen „französische" Aussprache an (Orschester, Sanktimeter, Parangthese, Telephong) und prophezeit von einem neuen Konzertsaal: wenn er ene gute Renässangs (Resonanz) kriegt, kriegt er ooch ene gute Augustik.

Nun die mittlere Klasse. Das sind die, die sich so viel Kenntnis fremder Sprachen angeeignet haben, daß sie von einer großen Anzahl von Fremdwörtern die Ableitung, die eigentliche Bedeutung kennen, auf diese Wissenschaft, wenn sie sich mit den unter ihnen stehenden vergleichen, die Gratifikation und Gravitation verwechseln, sehr stolz sind und ihre hohe Bildung nun durch möglichst häufigen Gebrauch von Fremdwörtern an den Tag zu legen suchen. Das ist die gefährliche Klasse. Sie werfen sich in die Brust und meinen, sie hätten wunder was gesagt, wenn sie von lokalem Konsum reden, statt von örtlichem Ver-

brauch. Wie vornehm erscheint sich der Kassierer eines Radfahrerklubs, wenn er sich in seinem Jahresbericht freut, konstatiren zu können, daß sich das Defizit auf ein Minimum reduzirt hat! Den ersten elektrischen Bahnwagen in Leipzig begrüßte ein Berichterstatter mit folgendem Satze: Damit ist eine neue Epoche des lokalen Verkehrs inaugurirt und eine Umgestaltung der Betriebsmittel desselben (!) in die Erscheinung getreten (!), die in hohem Grade verheißungsvoll (!) ist. Wie stolz mag der auf diesen Satz gewesen sein! In den Zeitungen kann man täglich Gesuche lesen, wie: Chef de salle wird für Restaurant eines erstklassigen (!) Etablissements unter günstigen Konditionen zu engagiren gesucht; reflektirt wird nur auf eine erste (!) Kraft. Man stelle sich den Schöpfer dieses Gesuchs vor, in dem Augenblicke, wo er es fertig hatte! Wie weit ist es noch von solchem Deutsch bis zu dem Volapük der „Spezialitäten" des Cirkus und der vornehmen Tingeltangel, genannt Variétés, diesem russischen Salat aus verdorbnen französischen, englischen und amerikanischen Sprachbrocken?

So geht es in der mittlern Klasse zu. Über dieser aber giebt es noch eine dritte. Es ist ein Zeichen höchster und vornehmster Bildung, wenn man durch die Erlernung fremder Sprachen zugleich seine Muttersprache so hat beherrschen lernen, daß man die fremden Flicken und Lappen entbehren, daß man wirklich deutsch reden kann.



Wortregister



lichste gelöst; es kommt daher wie gerufen, um in weitern Kreisen Bildung und Aufklärung über diese viel umstrittenen Fragen zu verbreiten.

Der Verfasser nimmt unter den Schriftstellern der Gegenwart eine eigne Stellung ein. Wollten wir ihn kurz charakterisieren, so möchten wir ihn einen Geistesverwandten Justus Mösers nennen. Für beide liegt die Wurzel ihrer Kraft in dem lebendigen echten Volkstum. Und wie ein seltener Freimut, getragen von dem großen Zuge weitherziger Menschlichkeit, das Merkmal des Osnabrücker Amtmanns ausmachte, so durchzieht die gleiche Grundstimmung auch die Schriften Carl Jentschs: keine Schulmeinung trübt seinen Blick. Darum seine Freude an dem urwüchsigen Treiben des Volkes, bei aller Kritik ist er doch frei von jedem Schelten auf die „Schlechtigkeit und Verderbnis" der Menschen. Daher auch seine Vorliebe für die Buntheit und Mannichfaltigkeit der Gestaltungen des Volkslebens, seine Abneigung gegen den Schematismus und Büreaukratismus wie gegen die Vielregiererei; sein mannhaftes Eintreten für Selbständigkeit und Selbstthätigkeit. Es steckt etwas Lebenerhaltendes in dem Manne. Und kernhaft wie Jentschs Anschauungen ist auch seine Sprache; Gewandtheit und Geschmack paaren sich bei ihm, es ist ein Vergnügen, seine Schriften zu lesen.

Diese Vorzüge bekunden sich auch in der vorliegenden „Volkswirtschaftslehre." . . . Das treffliche Buch ist für die weitesten Kreise bestimmt: für die Lehrer der Volks- und Mädchenschulen, für die obern Klassen der höhern Anstalten; auch die Studierenden, Praktiker, gebildete Arbeiter u. a. können gleichmäßig Gewinn daraus ziehen. Es ist darum zu hoffen, daß es sich viele Freunde gewinnt; möchte außer der Belehrung, die es bietet, auf die Leser auch etwas von der frischen unbefangnen Betrachtungsweise des Verfassers übergehen! (Deutsche Litteraturzeitung)

Jentsch hat es verstanden, sich in wenigen Jahren eine Stellung zu erringen, die ein neues Buch von ihm zu einer Art Ereignis macht. Er vereinigt in sich Vorzüge, die zumeist bei deutschen Schriftstellern nur vereinzelt angetroffen werden: vielseitige Bildung und angenehme Darstellungsweise, Gründlichkeit und Vornehmheit. Alle diese Vorzüge kommen auch bei dem vorliegenden Werke zur Geltung. (Litterarisches Centralblatt)

. . . Daher halte ich das Buch „Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft" von Carl Jentsch für das einzige, das bisher dem Bedürfnisse, das ein Leitfaden der Nationalökonomie dem Laien gegenüber erfüllen soll, gerecht geworden ist. Jentsch ist durch frühere Publikationen ge-

nügend bekannt geworden. Seine in sich abgeschlossene, kraftvolle Persönlichkeit, seine unbestechliche Ehrlichkeit, ein gewisser rücksichtsloser Freimut, energischer, knapper, klarer Stil, gediegnes Wissen sind die guten Vorbedingungen für die wirksame Kraft auch dieser neuern Publikation geworden. . . . Heute wirkt Jentsch durch die Sicherheit seines Wissens schon autoritativ, und das ist nicht unwesentlich für den Erfolg des Grundrisses der Volkswirtschaftslehre. Man giebt sich gern in den Bann einer starken Persönlichkeit, und selbst wenn der persönliche Charakter einer Anschauung in den Augen ängstlicher Gemüter zu stark hervortritt, wie das bei Jentsch nicht selten der Fall ist, so halte ich das bei dem Ziele, das sich Jentsch gesteckt hat, eher für einen Vorteil als Nachteil.... Die begrifflichen Auseinandersetzungen der schwierigsten Art fügt er so meisterhaft in den Rahmen seiner geistvoll geschriebnen Essays ein, daß der Leser gar nicht merkt, über welche Schwierigkeiten ihm hier spielend hinweggeholfen wird. Nur wer sich selbst im Schweiße seines Angesichts mit diesen Begriffen einst hat herumschlagen müssen, kann die ganze Größe dieser klaren Darstellungskunst würdigen. Ich zweifle nicht, daß das Buch einen schnellen und erfolgreichen Weg machen und so zur Vertiefung und Verallgemeinerung volkswirtschaftlicher Kenntnisse beitragen wird, die wahrlich sehr notwendig sind in einer Zeit, wo so viele falsche Propheten umgehen und bei dem großen Interesse, das für alle volkswirtschaftliche Fragen vorhanden ist, leicht Bauernfang treiben können.

(Blätter für litterarische Unterhaltung)

Die Kunst der Rede

Eine deutsche Rhetorik

von

Prof. Dr. A. Philippi

Fein gebunden 2 Mark

Man hört jetzt aus vielen Kreisen heraus die Klage, daß unser junges Geschlecht nicht mehr Deutsch lerne. Aber daher, daß zuviel Latein, Französisch usw. gelernt würde, käme das jedenfalls nicht. Ich habe während meiner akademischen Lehrthätigkeit viel darüber nachgedacht, welche Wirkung das Erlernen und Betreiben einer fremden Sprache für den deutschen Ausdruck eines Menschen haben kann, und ich habe immer an meinen Studenten erfahren, daß es nicht schadet, sondern nützt, wenn es nur darnach angefangen wird. Dieser Aufgabe will auch dies kleine Buch dienen. Es behandelt einen sehr ausgedehnten Stoff in kurzer und mög-

lichst gefälliger Form. Am liebsten denke ich es mir in der Hand jüngerer Leute, also unsrer deutschen Studenten und vorgerückter Gymnasiasten. Ich hoffe, daß auch der Lehrer der einen und der andern etwas darin findet, was er brauchen kann.

(Der Verfasser in der „Akademischen Revue")

Durch die saubere und gefällige Ausstattung, die der Bücherfreund an den Veröffentlichungen des Grunowschen Verlags zu schätzen weiß, macht das Buch schon auf den ersten Blick einen guten Eindruck. Bei der erhöhten Wichtigkeit, die dem gesprochnen Worte gerade in einer Zeit der Massenerzeugung von Büchern, wie die unsre es ist, zukommt, darf ein knapp gefaßtes und verständiges Buch über die Kunst der Rede sicher auf Beachtung rechnen. Daß diese Kunst, wie jede andre, nur zum Teil gelehrt werden kann (S. 4), daß schließlich die Natur noch alle Kunst aus dem Felde schlägt (S. 244), entgeht dem Verfasser nicht. Daß aber der Redner der Lehre auch nicht völlig entraten kann, wird kaum jemand bestreiten. Philippi legt das Hauptgewicht auf den ersten Teil seiner Aufgabe, die Geschichte der kunstmäßigen Prosa. „Wie wir uns selbst auch zu den guten Schriftstellern verhalten mögen, ob wir einzelnes direkt von ihnen lernen wollen, oder ob sie uns nur im allgemeinen als Vorbilder gelten sollen, sie bedeuten für uns jedenfalls mehr als die in Regeln gefaßte Vorschrift." . . . Der Verfasser bringt ein entschiednes natürliches Verständnis für seinen Gegenstand mit. Das wird man schon aus einigen wenigen Sätzen erkennen, z. B. S. 186: „Man muß nicht alles sagen wollen, auch wenn es an sich gut ist." S. 190: „Man soll die Gabe des Witzes nicht mißbrauchen." S. 199: „Ein hübscher Schluß ist ein Geschenk des Augenblicks." S. 201 (von der Korrektheit des Ausdrucks): „Der Durchschnittsmensch hat sich an die Regel zu halten." . . . Das Buch verdient eine freundliche Aufnahme, nicht etwa bloß bei solchen, die Redner werden wollen, sondern bei allen, die in der Art, wie jemand die Sprache handhabt, das zuverlässigste Merkmal der Bildung erblicken.

(Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung)

Eine deutsche Rhetorik erscheint sicherlich einem nicht unbedeutenden Teil unsers gebildeten Publikums heutzutage als ein durchaus überflüssiges Unternehmen. Unsre Altvordern zu Gottscheds Zeit, so deduzirt wohl mancher, mögen einst an die Kraft der Regel geglaubt haben, aber unsre Litteratur ist ja gerade im Kampfe des Genius wider die Theorie groß geworden. Der Individualismus der deutschen Volksnatur verlangt auch auf sprachlichem Gebiete vollste Anerkennung; akademischer Regelzwang mag für die

Romanen passen, dem Geiste deutscher Eigenrichtigkeit widerstreitet er. Hierzu kommt noch, daß die Gegenwart wieder ein kraftgenialisches Drängen verspürt und sich in allen Stücken gar so gern naturalistisch geberdet. Nur nichts Erarbeitetes, Erlerntes, nur nichts, was Kraft und Fleiß verspüren läßt; natürliche Anlage, schöpferische Eigenart allein bedingt den Wert schriftstellerischer wie akademischer Leistungen. Daher sollte es uns nicht Wunder nehmen, wenn das von Adolf Philippi verfaßte Werk, das sich ausdrücklich als eine „deutsche Rhetorik" darbietet, bei seiner Aufnahme mit mancherlei Schwierigkeiten und Mißverständnissen zu kämpfen hätte. Und doch wäre dies in doppelter Hinsicht bedauerlich, einmal weil die heutzutage übliche Mißachtung lehrhafter stilistischer Unterweisungen in diesem Maße überhaupt nicht berechtigt ist, und sodann weil gerade die besondre Art, in der der Verfasser des genannten Büchleins seine Aufgabe gelöst hat, unumschränktes Lob verdient.

Um von dem letztern Urteil auszugehen, so folgt Philippi der Anschauung der Alten, wonach unter der „Vorschrift," die zur Redekunst neben Anlage und Übung nötig ist, nicht allein die Regeln, sondern vor allem auch die Muster, die Schriftsteller selber, verstanden sind. Das Wirken des Genius giebt dem Urteil auf allen Lebensgebieten erst seine Gesetze. Die rechte Theorie tritt den Dingen nicht mit herrischer Kleinmeisterei gegenüber und sucht sie nicht in ein Prokrustesbett fertiger Begriffe zu zwängen, sondern schöpft ihren Inhalt vielmehr aus der Erfahrung, wie solche in den vorbildlichen Werken der anerkannten Meister eines Faches gegeben ist. „Ein fertiger Mensch lernt aus Beispielen und macht sich darnach die Regeln selbst." Dieser Gesichtspunkt ist für den ersten Teil des Buches, die geschichtlichen Bemerkungen über die Prosa der Kulturvölker der europäischen Familie, bestimmend gewesen. Hier finden sich wahre Kabinettsstücke litterarischer Charakteristik; insbesondre sei der von Rousseau handelnde Abschnitt allen Lesern aufs wärmste empfohlen. Erst der zweite Teil enthält dann die eigentliche Theorie; die beiden Hälften in ihrer gegenseitigen Ergänzung aber bieten den lehrbaren Teil der Redekunst überhaupt dar.

(Nordd. Allg. Zeitung)

Einen lehr- und lernbaren Teil hat jede Kunst, auch dem glücklichsten Genie wirds nach Goethes Ausspruch kaum einmal gelingen, sich durch Natur allein zum Ungemeinen aufzuschwingen. Was an der Redekunst lehrbar ist, haben die Alten oft dargestellt; wer entwickeln will, was von ihrer Theorie für uns noch Leben hat, wird finden, daß dessen sehr viel ist, und daß z. B. Ciceros rhetorische Schriften „für alle Zeiten und für jede Sprache wertvolle Winke über

den kunstvollen Ausdruck enthalten.“ Der Verfasser des gedankenreichen Buches, aus dem alle, die für die Öffentlichkeit zu reden und zu schreiben haben, recht viel lernen können, behandelt den Teil der Rhetorik, der sich auf Vorbilder und Regeln bezieht. So gliedert sich ihm der Stoff in einen historischen und einen theoretischen Teil. Jener macht den Leser mit den Hauptepochen der Entwicklung der Prosa bei Griechen, Römern, Italienern, Franzosen, Engländern, Deutschen bekannt, so jedoch, daß der Einfluß der fremden Nationen auf die deutsche und die Rücksicht auf das auch für die Gegenwart noch Bedeutende zum Teil die Auswahl bestimmen, weshalb der Nebentitel: eine deutsche Rhetorik berechtigt ist. Der theoretische Teil erörtert die Lehre über Auffindung, Anordnung, sprachliche Darlegung des Stoffes und über den Vortrag, alles mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart. Der Verfasser zeigt überall eine ebenso gründliche wie ausgebreitete Sachkenntnis, und er begleitet seine historische und theoretische Entwicklung mit selbständiger Kritik, der wir nur in wenigen Fällen nicht zustimmen können. . . . Wir empfehlen das Buch angelegentlich, namentlich auch allen Lehrern deutscher Schulen.

(Die Post)

Geschichte der griechischen Litteratur

Erster Band: Die Poesie

von

Dr. E. Kroker

Fein gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Der Verfasser hat . . . die Absicht verfolgt, alle diejenigen, die für die Dichtungen der alten Griechen Interesse haben, durch eine Darstellung, die sich von allem gelehrten Beiwerk frei hält, auf eine angenehme Weise in die Litteraturgeschichte derselben einzuführen. Diesen Zweck hat er meines Erachtens in vollem Umfange erreicht. . . . Die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Stoff behandelt, verdient alles Lob: er weiß die einzelnen Persönlichkeiten in ihrer Bedeutung für die Litteratur in ein helles Licht zu setzen und fesselt dabei den Leser durch eine Darstellung, die ein warmes Interesse für die Sache bekundet und sich von aller Effekthascherei frei hält. . . . Ganz besonders möchten wir für die Zwecke der Schule das vorliegende Werk angelegentlichst empfehlen. Die Schüler lernen ja leider, namentlich wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, von der griechischen Litteratur im Unterricht nur einen geringen Bruchteil kennen,

und der Wunsch, dieselben etwas tiefer in die Schätze der hellenischen Poesie einzuführen, ist gewiß ein durchaus berechtigter. An Gelegenheit dazu fehlt es ja nicht; beispielsweise wird die Lektüre der Oden des Horaz Veranlassung dazu bieten, auf die griechischen Vorbilder des römischen Dichters etwas genauer einzugehen und durch Mitteilungen aus ihrem Leben und ihren Dichtungen die Persönlichkeiten selbst näher zu bringen. Desgleichen wird der Lehrer, der eine Tragödie des Sophokles zu behandeln hat, gern etwas weiter ausholen und durch Besprechung über den Ursprung und die Einrichtung der attischen Tragödie, die im Vergleich zu unsrer dramatischen Dichtung so wesentliche Unterschiede aufweist, das Interesse für den antiken Dichter zu heben suchen. Auch die Behandlung deutscher Litteraturwerke, z. B. Schillers Braut von Messina und Goethes Iphigenie, wird dem Lehrer einen willkommnen Anlaß bieten, aus dem vorliegenden Buche Belehrung zu schöpfen.

Somit empfehlen wir dasselbe der Beachtung der Fachgenossen. Auch für die Schülerbibliothek der obersten Stufe dürfte es sich durchaus eignen; es kann und wird dazu beitragen, die Achtung vor der hellenischen Litteratur bei der heranwachsenden Jugend zu heben und ihre Bedeutung für unsre nationale Dichtung klarer erkennen zu lassen. (Zeitschrift für das Gymnasialwesen)

Man sollte es bei der in Deutschland grassirenden Vielschreiberei nicht für möglich halten, daß es bis jetzt an einer für die Laien und die höhern Klassen der Schulen verständlichen Geschichte der griechischen Litteratur gefehlt hat! Alle Welt führt den Homer, den Sophokles, den Pindar und die Sappho im Munde, aber nur wenige wissen wirklich etwas von ihnen. In der That sind die vorhandnen Geschichten der griechischen Litteratur von Philologen für Philologen geschrieben. Dem großen Publikum ist nicht im geringsten damit gedient. Es mußte sich bisher mit den allgemeinen Litteraturgeschichten begnügen, in denen die griechische Litteratur nur sehr kurz abgefertigt wird. Diesem Mangel ist jetzt mit dem obigen Werke in einer sehr glücklichen Form abgeholfen worden. Der Verfasser verfügt über die Gabe populärer und geschmackvoller Darstellung, und da er einem Laien nicht zumuten kann, sich von der Ilias und der Odyssee, von den Tragödien des Äschylos und Sophokles u. a. m. erst die Übersetzungen zu verschaffen, bietet er nicht nur gut und klar geschriebne Inhaltsangaben der Hauptwerke der griechischen Litteratur, sondern auch charakteristische Proben aus Gedichten und Dramen, wie es scheint in eignen Übersetzungen. Darüber werden jedoch das Biographische und die Charakteristik der einzelnen

Dichter, die vielfach selbständige Forschungen verraten, nicht vernachlässigt. Möge das Buch dazu beitragen, die in unserm naturwissenschaftlichen Zeitalter etwas gesunkne Schätzung der griechischen Klassiker wieder zu heben! Vergessen wir niemals, was Lessing, Goethe und Schiller ihnen verdanken! (Die Post)

Die vorliegende Litteraturgeschichte ist für das größere Publikum berechnet, das nicht in der Lage ist, sich aus den Quellen selbst ein Bild von der Entwicklung und der Blüte des hellenischen Geistes zu verschaffen. Sie hat deshalb auf allen gelehrten Apparat verzichtet und giebt, ohne sich auf die wissenschaftlichen Streitfragen weiter einzulassen, meist die gesicherten Resultate der Forschung. Trotzdem tritt hin und wieder der subjektive Standpunkt des Verfassers hervor; wir machen ihm durchaus keinen Vorwurf, denn eine durchweg objektive Kritik, soweit man überhaupt von einer solchen reden kann, erhöht nicht immer das Interesse am Gegenstand. Besonders zeigt sich das in seiner Stellungnahme zur homerischen Frage; hier steht er völlig auf dem konservativen Standpunkt der Alten und will weder von ältern noch neuern Chorizonten etwas wissen. Wer allerdings die homerische Frage studirt und gesehen hat, wie fast jeder Gelehrte zu andern Ergebnissen als sein Vorgänger kommt, der thut, besonders dem großen Publikum wie den Schülern gegenüber (eine kurze Erörterung jener Streitfrage halten wir höchstens in der Oberprima für angebracht) gut daran, der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß Ilias und Odyssee Werke desselben Dichters sind. Dem Kapitel: Homer und das heroische Epos, geht die Schilderung der Anfänge der griechischen Dichtung voraus. In überaus lichtvoller Weise deckt der Verfasser hier die Wurzeln auf, aus denen die griechische Poesie erwuchs. Auf die Besprechung des Hesiod und des didaktischen Epos folgt wiederum eine Glanzpartie des Buches, die Darstellung der Elegie, der jambischen und melischen Dichtung. Die kurze Charakteristik der Dichter und ihrer Werke wird erläutert durch geschickt ausgewählte Proben ihrer Poesie; nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser diese noch etwas reichlicher gegeben hätte. Die zweite Hälfte des Buches umfaßt die dramatische Dichtung der Griechen. Die Entstehung der attischen Tragödie, die Einrichtung der Bühne, das Wesen der attischen Tragödie selber werden eingehend unter Beiseitelassung unwesentlicher oder strittiger Punkte richtig behandelt. Ebenso ansprechend sind die folgenden Kapitel, in denen die drei großen Tragiker besprochen werden. . . . Die Betrachtung der attischen und dorischen Komödie schließt den Band ab. Die Sprache des Buches ist durchweg klar

und edel und erhebt sich bisweilen zu echt poetischem Schwung. Auf Einzelheiten kommen wir vielleicht bei der Besprechung des zweiten Bandes zurück, der hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt. Jedenfalls können wir jedem, der sich mit der Geschichte der griechischen Litteratur vertraut machen will, diesen ersten Band empfehlen.

(Frankfurter Zeitung)

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und Ernst Groth

Fein gebunden 2 Mark

Die Verfasser haben mit Geschick ausgewählt und zusammengestellt, was zur Kenntnis des öffentlichen Lebens im Staat wie im Reich notwendig erscheint. Es ist ihnen gelungen, den schwierigen Stoff, die verwickelten Fragen des staatlichen Lebens in einer klaren Form und in gemeinverständlicher und gediegner Sprache darzustellen. Dabei ist jeder Parteistandpunkt, wie dies bei einem solchen Buche auch nötig war, vermieden. Das Buch ist für jeden brauchbar, der an dem öffentlichen Leben teilnimmt und Verständnis für die staatlichen Einrichtungen erlangen will.

(Reichsanzeiger)

In der „Deutschen Bürgerkunde“ ist ein sehr brauchbares, empfehlenswertes Büchlein geboten. Es besteht in unsrer Zeit, die nach allen Seiten mit den politischen Verhältnissen und Einrichtungen in Berührung bringt und die Vertrautheit damit voraussetzt, in der That ein dringendes Bedürfnis für jedermann, sich über alles in dies Gebiet gehörige leicht orientiren zu können. Wer, der nicht Jurist ist oder sonst mit dem staatlichen Leben in regelmäßiger amtlicher Beziehung steht, ist über manche Dinge, wie die Versicherungsgesetze, die Steuer- oder Zollfragen in ihren allgemeinen Grundzügen, jederzeit im Klaren oder nicht der Belehrung gelegentlich bedürftig? In der „Deutschen Bürgerkunde“ wird sie ihm geboten, und zwar in knapper, allgemein verständlicher Fassung, daß sie einem jeden zum Gebrauche dienen kann. Und so darf das Buch jedem Hause zu fleißigem Gebrauch empfohlen werden, namentlich auch den Schülern der obern Klasse der höhern Schulen, die, an der Schwelle des öffentlichen Lebens stehend, Rat und Belehrung über seine Beziehungen und Verhältnisse dringend

bedürfen, um sich in seinem Strudel nicht zu verlieren, sondern besonnen ihre Stellung dazu nehmen wollen.

(Weserzeitung)

Das Buch soll den Lehrern wie andern Staatsbürgern: Kaufleuten, Landwirten, Gelehrten, Beamten dienen. Wir stehen nicht an, von diesem Gesichtspunkte aus es für eine vortreffliche Leistung zu erklären. Von der Gemeinde ausgehend, führt es mit großer Klarheit und bei aller Lebhaftigkeit frisch und in anziehender Darstellung den Leser durch alle Zweige unsers öffentlichen Lebens. Wir können das Buch, das bei schöner Ausstattung recht billig ist, nur warm empfehlen. (Kreuzzeitung)

Das Buch ist nicht im Auftrage irgend einer Behörde geschrieben, sondern von zwei unabhängigen Männern, einem Juristen und einem Pädagogen, verfaßt, die im Vorwort sagen: „Die Verfasser haben nicht vom Standpunkt irgend einer politischen Partei aus geschrieben. Sie meinen und hoffen vielmehr, daß mit der wachsenden Kenntnis der Grundlagen unsers Staatslebens die Parteigegensätze sich mildern, die Liebe zum Vaterlande und das Staatsbewußtsein sich kräftigen werden.“ Das Buch ist .... um so mehr zu gebrauchen, als es in mustergiltigem Deutsch abgefaßt ist, frei von allen Geschmacklosigkeiten und Verkehrtheiten des Kanzleistils und daher auch durchweg gemeinverständlich. (Frankfurter Zeitung)

In übersichtlicher, leichtfaßlicher Weise geben die Verfasser, deren einer Jurist, der andre Pädagoge ist (die richtige Zusammensetzung für eine derartige Arbeit), ein vollständiges, wenn auch in knappsten Umrissen gehaltnes Bild von den rechtlichen Verhältnissen und Einrichtungen des Deutschen Reichs unter stetiger Berücksichtigung der besondern Verhältnisse der einzelnen Bundesstaaten, aber unter Ausschluß aller rein akademischen oder parteipolitischen Fragen. Es ist den Verfassern gelungen, den ungeheuern Stoff mit großer Geschicklichkeit zu bewältigen und einen verläßlichen Leitfaden für jeden halbwegs gebildeten Leser, der Belehrung über das Deutsche Reich sucht, zu liefern. In diesem Sinne ist dem Buche ein großer Erfolg zu wünschen und auch vorauszusehen. (Litterarisches Zentralblatt)



Druck von Carl Marquart in Leipzig



